Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

F. Tag
1936

5. Jahrgang – Nr. 1

Sonntag, 5. Januar 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die Könige kommen

Von Felix Timmermans

Im folgenden hören wir, was der flämische Dichter und Maler in Worten von den Heiligen Drei Königen zu erzählen weiß: Wir finden Josef und Maria mit dem Kind in einer Hütte irgendwo in der Heimat des Dichters. Aller Glanz und alle Pracht des Orients kommt mit den Königen über die schlichte S' chönheit des Flandernlandes.

Ganz fern, hinter den blauen Hügeln, rauschte eine wachsende Musik mit vagem rhythmischen, donnerähnlichen Gerassel, dessen Dröhnen ihnen bis in die Beine fuhr.

Maria nahm das Kind an sich. Josef wagte nicht zu sagen, was er dachte, und beide standen, ungewiß, ob sie Angst zu haben brauchten, und schauten nach dem braunen Kaninchenwäldchen, hinter denen der Lärm aufzusteigen schien . . . Er kam langsam, aber stetig näher; er wandelte leise sich windend hinter den Hügelhalden und verzog sich mehr nach rechts, aber er wuchs und schwoll zu einem deutlichen Liede von vielfältigem Posaunenschall, unterdröhnt und überbrummt von Pauken und von Gongen.

Die Menschen kamen aus den Häusern gelaufen und kletterten auf die Hügel.

„Sieh! sieh!" schrie Maria auf einmal. „Sieh, dahinten sind sie!" Mit zitterndem Finger zeigte sie nach Kreuzdeuts Hüttlein, wo auf dem Rücken des Hügels eine große Bewegung von Menschenhaufen und ein Glanz von Metallen erschien.

Und wie eine Tür, hinter der Musik erklingt, plötzlich aufgerissen wird, so fiel nun der Posaunenschall und das Paukengedröhn festlich in die Täler. Maria verstand und zitterte, und wie durch eine Eingebung stammelte sie zu Josef: „Sie kommen für unser Kind!"

Eine schwere Verlegenheit überfiel sie, eine große Freude erfüllte sie, und sie wußten nicht, was tun. Maria bebte und mußte sich auf den Stuhl niedersetzen. Sie sah Josef an, als wollte sie fragen, was sie anfangen sollte. Aber Josef wußte sich selber keinen Rat; er stand da mit plumpen Holzschuhen an den Füßen, er war nur ein armer Mann, sie hatten ein Loch von einer Wohnung und diese Könige würden hier her kommen!

Es war beinahe unglaublich! Obgleich er wünschte, daß es nur ein Traum sein möchte, war er doch Stolz um Marias und des Kindes willen, daß es Wahrheit war.

„Josef, gib mir reine Windeln!" sagte Maria aufgeregt. „Zieh Deinen Kittel an!"

Während Maria hastig das Kind versorgte, das ein frisches Hemd und reine Tücher, sein Haar gekämmt und sein Gesichtlein gewaschen bekam, während Josef seinen blauen, steif gestärkten Kittel anzog und sich die Erde von den Holzschuhen klopfte, wimmelte es da hinten von Menschen und Tieren und Lichtern und Farben und kam das Heer den Hügel herabgezogen. Die Pauken donnerten und rasselten nun, daß der Boden davon erbebte, die Posaunen schallten und schmetterten wie brechendes Kristall und hell trippelte dazwischen die Heiterkeit der Flöten, gedämpfter klang das Blasen der Hörner und sanfter das Summen der schwirrenden Rohrpfeifen.

Und als die Krieger zu Tal gekommen waren, tauchten immer noch neue Scharen hinter dem Kamm des Hügels auf.

Die Pflüge standen verlassen und die Schafherden den Schäferhunden anvertraut; auf allen Wegen und quer übers Feld liefen die Bewohner von Bethlehem und der anderen Gemeinden dem nahenden Völkerzug entgegen.

Das Heer zog sich auseinander, da die Wege zu schmal waren, und kam in riesengroßen Haufen in der Richtung des Stalles herangerückt.

Pferde und Fußvolk, rauhe Kamele und Elefanten mit hocherhobenen Rüsseln, gelbe, braune und graue Gesichter, nackte Mohrenleiber, die wie Mahagoniholz glänzten, prächtig ausstaffierte Reiter und gepanzerte Krieger, es mischte sich alles farbig und leuchtend durcheinander, es war ein Hin- und Hergetanze der zartesten, grellsten und buntesten Töne und Farben, ein Auffunkeln und Widerstrahlen von Metallen, Seiden Ostwind die durch- und Juwelen, und über dem dichten Gewimmel entfaltete der sanfte sichtigen regenbogigen Drachenfahnen und die buntschillernden Wimpel.

Und hinten tief in der Mitte, wo alle Musik sich zusammenscharte, wo es wogte und summte, zitterte und schallte über einem Wald von kupferbenagelten Lanzen, schimmerten auf hohem Elefantenrücken die Türme einer goldenen Pagodenkapelle, worin apfelrot ein blasser König saß und dahinter jeder auf seinem Kamel in einem Halbmond orientalischer Teppiche, saßen die beiden anderen.

Die kardinalrote Sonne, die den immer noch herzulaufenden Menschen der Umgebung das Gesicht mit ihrem warmen Rot bestrahlte, jubelte wie trunken ihr Abendgold in die kupfernen Harnische und Pi'en, die erzenen Posaunen, die silbernen Schilder und Helme und ins blinkende Zaumzeug der Pferde.

Langsam und abgemessen, mit orientalischer Trägheit, wie nach dem Schritt der Elefantenfüße, bumste und ballerte der Donner der Hunderte von Pauken, und langgezogen und schleppend erklang das Geschmetter der gellenden Posaunen, während eintönig-süß immer wieder die Pfeifen und Muscheln sich mengten und das Getröpsel der hellen Flöten.

So kamen unter dem Dröhnen der Erde näher und näher die farbigen Scharen heran, wie eine ungeheure, schwerfällig-langsame, doch unabwendbare Gewalt.

Maria wurde ängstlich wegen der nahenden Riesenhaftigkeit dieses blinkenden Heeres mit dunklen Gesichtern. Ihr Herz klopfte schnell und sie keuchte, wie nach einer weiten Reise.

Sie konnte nichts denken oder wollen, sondern blieb wie gelähmt auf ihrem Stuhl, das plappernde Kind auf dem Schoß. Josef lief ein und aus, band sich sein seidenes, gelb geblümtes Tuch um den Hals und wischte sich den tropfenden Schweiß von der Stirne, doch auf ein Zeichen vorreilender Berittener machte in etwa hundert Meter Abstand plötzlich der Zug von Reitern und Fußvolk Halt, verstummten die Pauken und verklangen die Posaunen.

Es ward nun eine seltene Stille, in der rauhe, befehlende Stimmen hin- und herliefen, in der beklemmend der Klang der Waffen und Rüstungen hell in dem sinkenden Abend sich regte und das Wiehern der Pferde ihre Ungeduld verriet.

Auf das gegebene Zeichen eines kamelberittenen Hauptmanns machten die vordersten Reiter den Weg frei, um Kreuzdeut, gefolgt von den mächtigen Fürsten, durchzulassen.

Kreuzdeut rief etwas zu dem König hinauf, der auf dem hohen Elefanten saß, und wies mit seinem Stock auf den Stall.

„Da ist es!" hörte Maria ihn rufen. Mit einem seligen Lächeln des Stolzes um seinen zahnlosen Mund schritt er vorauf und nickte von weitem der bleichen Maria und dem bewegten Josef zu.

Einen halben Pfeilschuß vom Hüttlein entfernt machten die Tiere Halt und knieten hin, um die Könige absteigen zu lassen.

Maria stand auf, glättete die Falten ihres Kleides und wartete. Josef trat neben sie. Und da waren sie! Kreuzdeut voran, dann die Könige, allesamt umhüllt von schweren Balsamdüften. Der erste in Rot, der zweite in Gold und der dritte, der schwarze, in Mondscheingrün.

„Seht," sagte Kreuzdeut, sein Haupt entblößend, als sie zu Maria gekommen waren, „edle Herren, da ist das Kindlein, wonach ihr mich gefragt habt, und das sind seine Eltern!" Dabei trat er zur Seite, sah stolz ein wenig umher, lauschte und sah dann mit vorgestrecktem Kopf auf die Könige. Der rote König machte eine lang'ame, tiefe, steife Verbeugung und trat vor.

Er trug um die schmalen Schultern einen

Ein Dreikönigsbild von Felix Timmermans (WV-Bild)

Felix Timmermans, der auch in unserm Volke so sehr beliebte flämische Dichter, ist nicht nur der Erzähler, sondern auch der Maler seines Volkes. Beides gehört bei ihm zusammen. So sehr man in seinen Erzählungen den Maler herausspürt, so sehr verraten auch seine Gemälde den Erzähler. Seine Kunst ist ganz für seine einfachen, bäuerlichen Landsleute geschaffen: unkompliziert, schlicht und klar. Alles nimmt er aus seiner Heimat, die Menschen, die Landschaft und die Dinge. Wenn er also die Geburt des Herrn malt, so muß es, wie auf unserem Bilde, die weite verschneite flandrische Landschaft sein, und der Stall ist ein schlichter Schuppen, wie er dort auf vielen Weiden steht zum Schutz für das Vieh. Und die Menschen sind urwüchsige Bauern der Heimat, von breiter, fester Gestalt und derbem Aeußeren, kindlich-einfältig in Gesicht und Gebärde. Timmermans Malerei ist echte Kunst aus Heimat und Volk und wird darum überall immer Freude finden, wo das Gefühl für solche Kunst lebendig ist. — Das Bild haben wir entnommen aus dem neuen Timmermans-Buch mit 75 Abbildungen. Kart. RM 4.50, L. RM 6.50. Rembrandt-Verlag, Berlin. (WV-Bild)

apfelroten Samtmantel mit Gold besticht und mit Hermelin besetzt; auf seinem fahlen, glattgeschorenen Vogelkopf mit großer Adlernase und Korinthenaugen saß ein tischgroßer roter Hut, über den die Zacken einer schweren goldenen Krone blitzten. In seinen weiß behandschuhten Händen, auf denen eigroße, zitronengelbe Steine funkelten, hielt er ein silbernes Kästlein, so vollgefüllt mit goldenem Schmuck, daß der Deckel offenstand.

Und er sagte mit bewegter Frauenstimme in gebrochenem Flämisch: „Verstatket uns, Euch zu grüßen! Das Kind, das Ihr in Euren Armen tragt, verehrungswürdige Mutter, ist der neue König, dessen Stern wir erwarteten und im Osten auf unserer Reise hierher dann gottlob auch entdeckt haben. Darum wollet diese winzigen Zeichen aus unseren Knechtshänden annehmen . . . Mein Name ist Balthasar, und mir ist die Gunst gegeben, über die Länder zu herrschen, wo die Gewürze wachsen. Ich habe ein Buch geschrieben über das Kommen Eures Kindes. Die Sterne haben es mir heimlich offenbart."

Er gab Josef das Kästlein, alsdann entblößte er sein weißhaariges Haupt, nahm die schwere Krone vom Hut und hielt sie über das unschuldige Köpflein des Kindes. Er schloß eine Weile die Augen, murmelte etwas zwischen den Zähnen, und mit dem Lachen eines, der alles Glück erreicht hat, setzte er die Krone wieder auf seinen Hut. Josef biß sich die Lippen, um die Tränen zurückzuhalten, und sah dabei mit dankbarer Verwunderung dem schönen Vorgang zu. Maria konnte vor Rührung kein Wort sagen. Sie stand da wie ein Wachsbild, so still und so weich; diese Verehrung der mächtigsten Könige der Welt mit ihren Heerscharen, die hier im Grase gleich Knechten knieten von ihrem eigenen Fleisch und Blut. Es überflutete und überwältigte sie und schnürte ihr die Dankesworte ab.

Nun nahte der König mit dem goldenen Mantel. „Dies ist Kaspar," erklärte König Balthasar. „Er herrscht dort, wo der Euphrat das Land durchadert und wo das irdische Paradies einst seine Fülle von Düften und Glück ausbreitete. Man nennt ihn den Völkerschmelzer, weil er hundertundsechs Kriege geführt hat und zwölfhundert Stämme unter seinem Zepter glücklich leben läßt. Hundertfünfundsechs Mauleselladungen Gold nicht fragen, das in seinen zwanzig Persermarmornen Palästen mit hängenden Gärten ruht. Er kann nur wenig Flämisch."

Der kräftige, weißhärtige König, klein unter der riesigen purpurnen, juwelenbesäten Piara, schlug seinen brokatgoldenen, mit lachsroter Seide gefütterten Mantel auseinander. Ein Rock von Spitzen, fein wie Spinnengewebe, reichte bis zu seinen purpurnen Schuhen. Er schnippte nur eben mit dem Zeigefinger auf den Daumen, und ein schwarzgrauer kleiner Mohr mit rosigen Handflächen, einen Ring in der Nase und das Haar geduldig in hundert Flechten geknüpft, reichte ihm ein goldenes Weihrauchfaß. Der König neigte sich ernst und fromm vor Maria und Josef, kniete nieder und ließ mit kurzem Schwenken den blauen Weihrauch süß vor dem Kinde emporwolken.

Zu gleicher Zeit kam der König der Mohren, umhüllt von krachender goldgrüner Seide, durch die das Himmelsblau seines Gewandes hindurchschimmerte.

Eine breite Kette von fingerdickem Gold und schwer von Rubinenglanz ließ auf seiner Brust eine Sonne von wasserhellen Diamanten erstrahlen.

Die gebogenen Spitzen seiner Schuhe waren von gebranntem Silber, und auf seinem schneeweißen Turban wehte ein Busch von radschenroten Federn.

Er duftete nach Krauseminze und köstlichem Oel, und Balthasar wußte von ihm zu sagen, daß er Melchior hieß und über die waldreichen Länder der Elefanten und Tieger herrschte, daß er vor allem bekannt war als Dichter und geschickt die Harfe spielte. Sein Land war so groß, daß, wenn es an einem Ende Abend war, am anderen die Mittagssonne kochte.

Melchior lachte, daß die Zähne in seinem von Oel blinkenden braunen Gesicht blitzten. Er war wie eine geborstene Kastanie. Er sagte etwas in seiner fremden Sprache und überreichte einen kunstvoll geschnitzten Elfenbeinkelch, worin die bernsteingelben Myrrhenkörner blinkten. Er küßte mit seinen weißen Zähnen das rosige Füßlein des Kindes und kniete dann nieder. Auch Balthasar setzte sich in betender Haltung neben Kaspar, und Kreuzdeut beugte ein Knie ins Gras und faltete seine schmutzigen Hände.

Nun war eine Stille bis weit in die Reihen der Menschen und Krieger.

Der Lauf des Bächleins war im Schilfe hörbar, und irgendwo in einem Obstgarten versuchte eine Meise ein Lied zu flöten. —

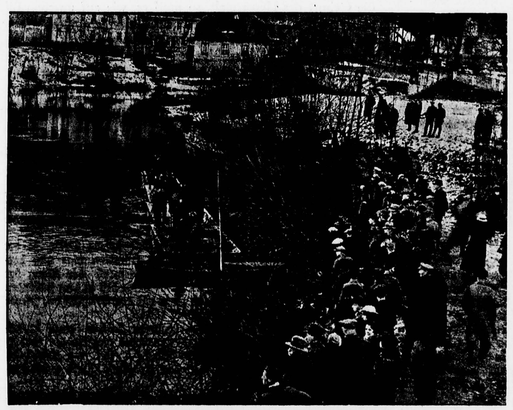
(Entnommen dem Buch „Das Jesuskind in Flandern" von Felix Timmermans, das im Insel-Verlag, Leipzig, erschien.)

Worte der Woche

Wir machen Bilanz

Das Leben kennt keinen Stillstand. Wenn die Glocken das neue Jahr eingeläutet haben und die heiligen Dreikönige mit Krone, Stab und Stern am Krippenthron von Bethlehem erscheinen, wenn die Christbaumnadeln zu rieseln anfangen und durch den Magen des Staubsaugers den Weg der Vergänglichkeit gehen — dann fährt sich der Kaufmann seufzend durch die spärliche Pracht seines Haupthaares und sagt: „Jetzt gehts an die Bilanz!" Und Fritz, der kaufmännische Angestellte in der Firma Schmoll & Schwoppke, der ein begeisterter Verehrer der Filmkunst ist und als kostbares Vermächtnis ein Autogramm der Filmschauspielerin Käthe von Nagy in der Brieftasche über seinem Herzen trägt, lächelt wehmütig zum überlebensgroßen Hans Albers hinauf, der ihn vom Filmplakat herunter einladend anlächelt, und flüstert vor sich hin: „In dieser Woche kann ich nicht ins Kino gehen, wir machen Bilanz!" Ach, und erst Ottilie! Am Weihnachtstage hat sie sich mit Ferdinand unter dem Christbaum verlobt, und jetzt möchte sie den kostbaren Gegenstand ihres Glückes so liebend gern bei ihren Freundinnen herumreichen, sie möchte mit ihm abends im Musikkoffee sitzen, aber Ferdinand ist Prokurist in einer Maschinenfabrik und kann sich in diesen Tagen immer nur knapp und telegraphisch nach Ottiliens Befinden erkundigen. „Wir machen Bilanz, Kindchen!" stöhnt er immer fernmündlich in ihr sehnsüchtiges Ohr, und Ottilie, die sich unter dem Worte Bilanz nichts vorstellen kann, ängstigt sich bereits bei den Gedanken, daß ihr Ferdinand später, in der Ehe, für alle möglichen Abhaltungen mit der billigen Ausflucht kommen könnte: „Wir machen Bilanz, Kindchen!"

Aber kehren wir zur Bilanz des Kaufmannes zurück. Wir Männer des lieben Alltages, die wir jetzt so reichlich Gelegenheit haben, uns von den nachbarlichen Genüssen der vielen Feiertage bei des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr zu erholen, wir wissen, was es mit der Bilanz in einem Kaufhause, im Büro eines Fabrikbetriebes, in jedem Geschäfte, sei es groß oder klein, auf sich hat. Vom Betriebsführer bis zum jüngsten Gefolgschaftsanwärter ist alles nervös und zappelig, die Warenbestände werden aufgenommen, die Außenstände in ihren Endsummen in übersichtlicher Ordnung untereinander geschrieben, die Brutto-Einnahmen auf der einen, die Gestehungskosten auf der anderen Hauptbuchseite addiert, diese dann von jenen subtrahiert, bis endlich dann, nach namhaften Anstrengungen des gesamten Personals, Gewinn und Verlust voneinander geschieden sind, wie die Magermilch von der guten Butter. Die Bilanz ist fertig, und die klare, unerbittliche und zifferntreue Sprache von Soll und Haben verrät dem Kaufmann oder Fabrikherrn, aber auch dem Finanzamt und anderen Staats- und Gemeindebehörden, wie im Bilanzjahre gewirtschaftet worden ist. „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!" fordert die Bilanz mit der Strenge des biblischen Hausvaters, und die der Bilanz übergeordneten Kontrollorgane fordern ihrerseits dafür, daß sich in den Rechenschaftsbericht keine Fehler und Unstimmigkeiten einschleichen, oder aber, wenn sie sich doch eingeschlichen haben, ganz gründlich beseitigt werden.



Nach der Katastrophe bei Groß-Heringen
Die Suche nach den sieben noch vermißten Fahrgästen der Eisenbahnkatastrophe bei Groß-Heringen: Von einem Floß aus suchen Taucher in der Saale, die an dieser Stelle drei Meter tief ist, mit Netzen nach den Toten. (Scherl Bilderdienst, K.)

Aber — so fragen wir am Ende mit verständnislosem Kopfnicken — was haben wir im Ablauf unserer kleinen Alltagspflichten, zwischen Kochtopf und Badewanne, Haushaltsorgen und Erziehungsaufgaben, mit der kaufmännischen Bilanz zu tun? Freilich, unser Haushalt ist kein Fabrikbetrieb, unser Familienleben ist nicht geregelt nach den Vorschriften, die für ein kaufmännisches Büro maßgebend sind, aber eine Gewinn- und Verlustrechnung ist unser kleiner Alltag auch, und nach Soll und Haben richtet sich auch das Leben, das wir in unserer Familie führen. Und wenn ein Jahr abgelaufen ist, sollen wir uns vor uns selbst und vor unserem Gewissen Rechenschaft abgeben von unserer Verwaltung, nicht mit dem Rechenstift in der Hand und mit den komplizierten Methoden der doppelten Buchführung, sondern in sorgsamer Abwägung dessen, was gut oder schlecht im abgelaufenen Jahre war.

Wir sollen dabei nicht mit der doppelten Buchführung Verstecken spielen vor uns selbst, wir kommen bequem mit der einfachen Buchführung aus, wenn wir es mit der Bilanz genau nehmen. Da sind zunächst einmal die Ausgaben zu überschlagen, die wir im vergangenen Jahre gemacht haben, nicht nur die materiellen, die Aufwendungen für Miete, Lebensmittel, Kleidung und Instandhaltung der Wohnung, auch die ideellen, die Opfer, die wir gebracht haben für die Erziehung der Kinder, das gute Beispiel, das wir ihnen gegeben haben. Da fügt sich bei gewissenhafter Ueberprüfung auf der Sollseite schon manches zusammen, und wenn wir feststellen, daß in einem oder im anderen Punkte ein Verlust zu buchen ist, ist die Gewissenserforschung, die Bilanz, nicht umsonst gewesen. Wir nehmen uns vor, es im neuen Jahre mit unseren Ausgaben etwas genauer zu nehmen.

Wir prüfen dann auch die Einnahmen durch. Was wir an Lohn oder Gehalt im Jahre hatten, wissen wir meist ohne Zuhilfenahme einer Aufrechnungstabelle. Aber der Gewinn eines Jahres steckt ja nicht nur in der Gehaltstüte. Die Fortschritte, die wir selbst gemacht haben in Erkenntnis der Lebensnotwendigkeiten von Staat, Volk und Familie wiegen oft gute Einnahmen, wenn wir immer strebend bemüht waren, uns und unser Verhalten mit den Erfordernissen des Tages in Einklang zu bringen. Und wenn wir in in unserer eigenen Familie immer das Wohl des Ganzen über unser eigenes Wohl stellten, immer vor der eigenen Not die größere Not des armen Bruders sahen, immer bereit waren, dem Armen zu geben und uns selbst zu bescheiden, so überwiegt gewiß bei der Bilanz der Gewinn der Verlust, die Einnahme die Ausgabe, und wir können mit gutem Gewissen das neue Hauptbuch aufschlagen und dem Saldo vortragen auf der Habenseite des neuen Jahres.

Seht, so sind wir auch in unserem privaten Leben Kaufleute, die Buch führen und ihre Bilanz den Kontrollorganen vorlegen müssen. Die Kontrollorgane: der Staat, unser Volk, die hellblickenden Augen unserer Kinder, unser eigenes Gewissen, lesen scharf und genau, und es ist gut, wenn sie in unserer Abrechnung Fehler und Unstimmigkeiten entdecken. Wir freuen wir uns selbst alle peinlichen Bedenken! Geben wir den Ottilien keine Veranlassung, die bei uns eine doppelte Buchführung mit heimlich notierten billigen Ausflüchten zu entdecken! Das Leben verlangt Geradheit und Offenheit. In der Familie, der Keimzelle unseres Volkes, zuerst und ganz besonders. Unsere Bilanz muß immer sauber sein und vor dem Finanzamt unseres eigenen Gewissens bestehen können.

Im übrigen ist eine solche Selbstkontrolle durch die Jahresbilanz auch schön und beruhigend. Man hat sich sozusagen immer selbst in der Hand und kann sich jederzeit ausgleichen, wenn mal Gewinn und Verlust durcheinander geraten wollen. Und bei solch guter Buchführung kommen auch die kleinen Freuden des Alltages zu ihrem Recht. Wer sich immer in der Strenge des biblischen Hausvaters, und die der Bilanz übergeordneten Kontrollorgane fordern ihrerseits dafür, daß sich in den Rechenschaftsbericht keine Fehler und Unstimmigkeiten einschleichen, oder aber, wenn sie sich doch eingeschlichen haben, ganz gründlich beseitigt werden.

Die 7 Tage

Donnerstag, 26. Dezember. Nachdem die Weihnachtsfeiertage unter dem Eindruck des schweren Eisenbahnunglückes vom Heiligabend standen, schreiten die Bergungsarbeiten der wackeren Reichswehrpioniere im Verein mit allen Helfern anderer Formationen rüstig vorwärts. — Papst Pius erläßt am Vorabend des Weihnachtsfestes eine Enzyklika über die Mission des Priesters, bei welcher Gelegenheit er auch eine Ansprache hält. — Die Reichsbahn hat Fahrterleichterungen für Angehörige der Verunglückten von Thüringen geschaffen. — Die Beisetzungsfeierlichkeiten werden in Form eines großen Staatsaktes am Sonnabend erfolgen. — Der Führer feiert Weihnachten im Kreise alter treuer Parteigenossen in München. — Die Frage der Dienstzeitverlängerung vor der französischen Kammer bringt eine ausführliche Debatte. — Mussolini erklärt einem ausländischen Zeitungsberichterstatter, daß die Zeiten im Augenblick für Europa ernst sind. Stunden bringen und schwere Entscheidungen erheischen. — In seiner in der französischen Niederlassung in Schanghai gelegenen Wohnung wird der stellvertretende Verkehrsminister der Nankingregierung ermordet.

Freitag, 27. Dezember. Ganz Thüringen flaggt heute halbmast bis zur Beendigung der Trauerfeier der Opfer des Eisenbahnunglückes von Groß-Heringen. — Die Reichsbahn übernimmt die Fürsorge für die Hinterbliebenen der Opfer. — Uruguay bricht die Beziehungen zu Sowjetrußland ab, nachdem festgestellt ist, daß der sowjetrussische Gesandte Minkin in Montevideo erheblichen Anteil an den umstürzlerischen und bolschewistischen Treiben hat. — Laval gibt von der Kammer beachtsame außenpolitische Erklärungen ab. — Schneestürme in Mittelamerika fordern 210 Tote. — 18 Todesopfer werden bei einer Sturmkatastrophe in Spanien gezählt. — Die Friedensbedingungen, unter denen der Kaiser von Abessinien bereit ist, Frieden mit Italien zu schließen, werden vom Reuterbüro veröffentlicht. — Lawinenunglücke in der Schweiz, die unausbleiblichen Erscheinungen im Schweizer Alpengebiet zur Winterszeit, fordern wieder mehrere Opfer.

Sonnabend, 28. Dezember. In Apolda wird in dem angekündigten feierlichen Staatstrauerakt Abschied genommen von den Opfern des Heiligabends. — Ministerpräsident Laval erhält in der Kammer eine Vertrauenserklärung für seine Regierung. — Laut Meldungen aus dem abessinischen Kriegsgebiet spielen sich bei der Zurückeroberung Abbi Addis blutige Kämpfe ab. — Uruguay rottet die rote Pest vollständig aus. Der sowjetrussische Gesandte bekommt die Pässe überreicht. Die bolschewistische Wühlarbeit wird weiterhin maskenlos entlarvt. — Der Stabschef der SA, Oberpräsident von Hannover, Viktor Lutze, begeht seinen 45. Geburtstag, zu dem ihm Glückwünsche von allen Seiten zugehen. — Das Oberhaupt der orthodoxen Christenheit, Patriarch Tychon, ist im Alter von 63 Jahren in Konstantinopel gestorben.

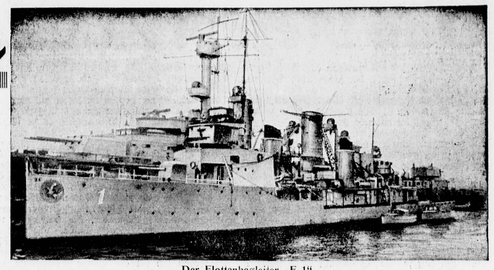
Sonntag, 29. Dezember. Die italienischen Truppentransporte und auch die Transporte von sonstigem Kriegsmaterial haben nach den Aufzeichnungen der Kanalbehörden am Suezkanal in den letzten Wochen erheblich zugenommen. — Im Mittelpunkt der englischen Sonntagspresse steht der knappe Abstimmungssieg des Ministerpräsidenten Laval. Man gibt diesem Kabinett nicht mehr lange Zeit, da Laval sich alle Mühe gegeben habe, zum Teil durch persönliche Ueberredung einzelne Abgeordnete zur Stimmabgabe für die Regierung zu bewegen. — Die starken Regenfälle in Spanien und Frankreich dauern an und führen zu erheblichen Ueberschwemmungen größerer Gebietsteile. — Wie die Reichsbahndirektion Erfurt auf Anfrage mitteilt, geht es den bei dem Eisenbahnunglück bei Groß-Heringen verunglückten Schwerverletzten in den Krankenhäusern den Umständen entsprechend gut.

Montag, 30. Dezember. Vor dem Ministerrat hält Mussolini eine bedeutsame Ansprache, in der er sich auch mit den militärischen Plänen und dem Stande des abessinischen Krieges beschäftigt. — Zum Neuen Jahr ergehen von allen Seiten der führenden Stellen von Partei und Staat Kundgebungen. — Der Führer wird die üblichen Neujahrsempfänge erst am 10. Januar durchführen. — Der Negus hat wieder einen Protest an den Völkerbund gerichtet. — Im Süden unseres Vaterlandes, in Baden und Württemberg, ereignen sich leichte Erdstöße. Weiter südlich, in der Schweiz, sind sie erheblicher. — Der sowjetrussische Gesandte in Montevideo hat an den uruguayischen Außenminister eine Protestnote gegen die gegen ihn erlassenen Maßnahmen überreicht. Die Note ist vom Außenminister Uruguays zurückvereicht mit der Begründung, daß Gesandter Minkin nicht mehr anerkannter Gesandter in Uruguay sei. — Im Kaspischen Meer befinden sich fünf Dampfer Sowjetrußlands in größter Eisgefahr. 100 Menschenleben stehen auf dem Spiel. — In Chikago ereignet sich wiederum ein politischer Mord.

Dienstag, 31. Dezember: Am Silvesterabend hält Reichsminister Dr. Goebbels über alle deutschen Sender zum Jahreswechsel eine Ansprache an das deutsche Volk, in der er aller großen Ereignisse des vergangenen Jahres gedenkt. — Aus Paris kommt die Nachricht von dem Tode des deutschen Botschafters Dr. Roland Köster. — In der Nähe von Alexandrien stürzt ein englisches Großflugzeug ins Meer; dabei kommen zwölf Personen ums Leben. — Italienische Flieger bombardieren eine schwedische Rote-Kreuz-Station im Süden Abessiniens und töten drei Aerzte und fünf Assistenten. In der schwedischen Oeffentlichkeit herrscht darüber größte Erbitterung. Weyen dieses Bombardements richtet der Negus ein Protesttelegramm an den Völkerbund.

Mittwoch, 1. Januar: Reichsminister Dr. Goebbels verkündet im Rundfunk im Auftrage des Führers eine Neujahrsbotschaft des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler, in der es u. a. heißt: Das Jahr 1936 solle und werde ein weiteres Jahr nationalsozialistischer Entschlossenheit und Tatkraft sein.

Bilder des Woche

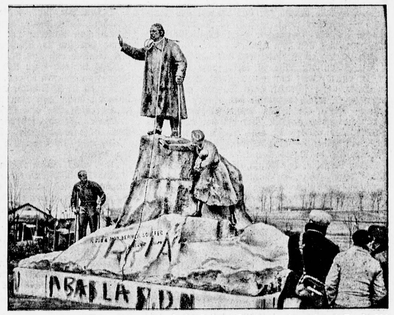


Der Flottenbegleiter „F 1"
In Kiel wurde der erste Flottenbegleiter „F 1" in Dienst gestellt. Es handelt sich bei ihm ebenso wie bei fünf weiteren in Auftrag gegebenen Schiffen um einen neuen Typ, der, wie der Name sagt, im Geleitdienst Verwendung finden soll. Das Schiff hat eine Wasserverdrängung von 600 Tonnen und trägt zwei 10,5-cm-Geschütze und einige Flugabwehrgeschütze an Bord. (Dahinter der Kreuzer „Königsberg".) (Associated Preß, K.)

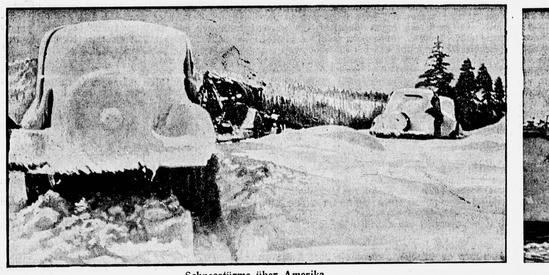
←≪ **Nach 40jähriger Auslandsdienst in der Heimat**
Der Landesgruppenleiter „Südafrika" der Auslandsorganisation der NSDAP, Prof. Hermann Bohle, der Vater des Gauleiters Bohle, kehrte nach vierzigjähriger Tätigkeit im Auslande mit dem Woermann-Dampfer „Wartussi" in die Heimat zurück. Nach der Ankunft in Hamburg: Von links Amtsleiter Bisse, Leiter des Außenhandelsamtes der Auslandsorganisation Berlin, Heinrich Bohle, ein Bruder des Gauleiters, Prof. Hermann Bohle mit seiner Gattin, Gauleiter Bohle, der Leiter der Auslandsorganisation, SS-Hauptsturmführer Haus und Amtsleiter Grothe, der Leiter des Inspektio samtes der Auslandsorganisation. (Heinr. Hoffmann, K.)

Ein Lavastrom wird bombardiert
Zwölf amerikanische Heeresflugzeuge haben mit insgesamt 20 Sechshundertpfund-Bomben den Lavastrom, der sich nach dem Ausbruch des Mauna Loa auf Hawai fortgesetzt in das Land ergießt, bombardiert, um der todbringenden Flut einen anderen Weg zu geben. Das Unternehmen, das bisher einzig in der Welt dastehen dürfte, ist jedoch erfolglos gewesen, und der Lavastrom ist nur noch drei Meilen von dem Wasserreservoir der Stadt Hilo entfernt. Es ist ein neues Bombardement des Vulkans geplant, den wir hier bei einem früheren Ausbruch zeigen. (Atlantic, K.)

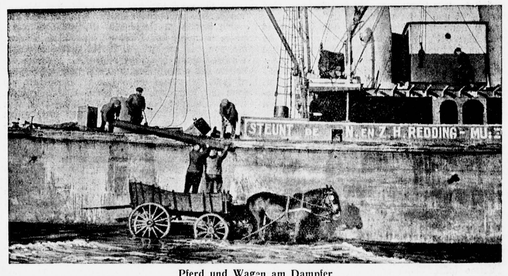
Wolf Hirth wird in Japan ausgezeichnet
Der deutsche Segelflieger Wolf Hirth, den die Japaner dem König der Segelflieger nennen, wurde für seine hervorragenden Leistungen mit einem Orden ausgezeichnet. (Pressephoto, K.)



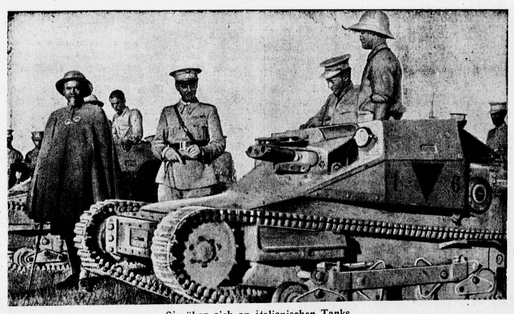
Attentat auf ein Briand-Denkmal Associated Preß, K.)
Gegner der französischen Völkerbunds solitik versuchten das zur Erinnerung an den französischen Staatsmann Briand errichtete Denkmal in Pacy-sur-Eure umzustürzen. Die Täter wurden jedoch bei ihrer Arbeit gestört, und nur eine Schlinge um den Hals der Briandfigur und die Inschrift am Fuße des Monuments „Nieder mit dem Völkerbund" künden von dem Anschlag



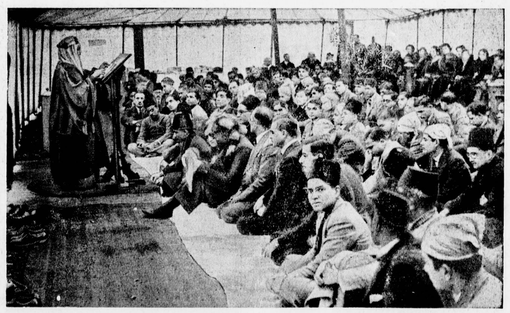
Schneestürme über Amerika
Die Opfer eines Blizzards, wie er bereits mehrfach im Dezember in verschiedenen Staaten Nordamerikas, verbunden mit heftigen Schneefällen, auftrat. Die Wagen sind völlig eingeschneit, und ein Weitertransport war nicht mehr möglich. (Associated Preß, K.)



Pferd und Wagen am Dampfer
Ein nicht alltägliches Bild: Der bei Egmond an der holländischen Küste gestrandete Dampfer „Drente" wird vom Lande her abgewrackt, da alle Bemühungen, ihn wieder freizumachen, fehlschlugen. Mit Pferd und Wagen werden die ein-zelnen Teile, zunächst von den Deckaufbauten abtransportiert. (Presse-Bild-Zentrale, K.)



Sie üben sich an italienischen Tanks
Auf Anordnung des Ras Nasibu wurden besonders ausgesuchte abessinische Soldaten in dem Gebrauch der an der Südfront eroberten italienischen Tanks ausgebildet. Wir sehen auf unserem Bild Ras Nasibu (zweiter von links in Uniform) und den abessinischen Heerführer Dedjasmatsch Umdue (links mit Umhang) vor einer Parade, an der die Tanks teilnahmen. (Scherl Bilderd., K.)



Die Fastenzeit der Mohammedaner ist vorbei
Am 27. Dezember begingen die Moslems feierlich den Tag, an dem die große Fastenzeit zu Ende ging. Auf unserem Bilde sehen wir den arabischen Gesandten Sheikh Wahaba beim Gebet in der Londoner Moschee. (Pressephoto, K.)

Das Rezept /

Von Dagny Gaard

Lady Clifford sah erstaunt von der Morgenzeitung auf, als ihr Neffe, der junge Lord Alsford, in das Eßzimmer trat.

„Du bist ein seltener Gast, lieber Freddie," bemerkte sie trocken. „Was bedeutet dieser seltene Besuch? Falls du mit mir über deine Geldangelegenheiten sprechen willst, kannst du dir die Mühe sparen. Du weißt, daß ich genau so wenig habe, wie du . . ."

Freddie wehrte ab. „Ich habe gar nicht die Absicht, über Geld zu reden", sagte er, „jedenfalls nicht direkt. Ich war endlich in dem Glauben, ich würde es zu etwas bringen, aber es hat sich erwiesen, daß nichts daraus wird! Sag mir, liebe Tante, kanntest du den Bruder meiner Mutter, Michel Favard?"

„Ja — den kannte ich, wenn auch mehr vom Hörensagen. Warum fragst du übrigens nach ihm? Du hast ja nie etwas mit der Familie deiner Mutter zu tun gehabt."

Freddie strich Butter auf eine geröstete Scheibe Brot und versah sich mit Kaffee.

„Erzähle mir alles, was du von Michel Favard weißt, ja Tante?"

„Er war der einzige Bruder deiner Mutter", sagte Lady Clifford. „Vor dem Kriege war er Parfümfabrikant, ich erinnere mich, daß er eine große Parfümfabrik in Nizza hatte, wo er das beste Parfüm herstellte das ich kenne. Es wurde in kleine rubinrote Flaschen gegossen und „Le Rêve" genannt. Er verdiente mit diesem Parfüm ein Vermögen, aber dann legte er seine Fabrik plötzlich still. Er zog sich selber vollkommen zurück. Man sagte, er sei im Kriege schwer verwundet worden. Ich weiß, daß er viele fabelhafte Angebote bekam für das Rezept des Parfüms — aber er weigerte sich, es zu verkaufen, obwohl es ein Vermögen wert war. Das ist alles, was ich von ihm weiß."

Freddie zog einen Brief aus der Tasche.

„Siehst du, der Alte ist tot", sagte er. „Ich erhielt einen Brief von einer Rechtsanwaltfirma in Nizza. Sie schreibt, daß Favard alles für wohltätige Zwecke vermacht hat, außer der Fabrik in Nizza, die seinen beiden einzigen lebenden Verwandten zufällt. Ich bin der eine Verwandte, der andere ist eine Nichte seiner verstorbenen Frau — eine Baronesse Elme de la Saudée, die in Paris wohnt."

„Aber Freddie, das ist ja großartig!" rief die Tante begeistert. „Ihr könnt die Fabrik wieder eröffnen und eine Menge Geld verdienen an dem Parfüm."

„Ja — das können wir!" antwortete Freddie mutlos. „Die Sache ist nur die, daß Favard vergessen hat, das Rezept mit zu hinterlassen! Es ist unmöglich gewesen, es zu finden — ich habe nämlich auch einen Brief von der Baronesse de la Saudée, die selber in Nizza gewesen ist, um danach zu suchen. Sie sagt, Favards Villa sei verkauft worden, es sei keine Spur von dem Rezept vorhanden und ohne ist die Fabrik wertlos."

„Aber es muß sich doch irgendwo finden lassen!" sagte Lady Clifford, „vielleicht ist es in der Villa — in einem Geheimfach oder Geheimschrank — man hat schon von solchen Verstecken gehört."

„Der Rechtsanwalt schreibt, daß er sich an den Besitzer der Villa gewendet hat, ohne jedes Resultat. Ein Amerikaner ist der Besitzer. Das Rezept ist und bleibt verschwunden."

„Ich kann mir nicht denken, daß Favard es vernichtet hat", meinte die Tante. „Wenn du meinem Rat folgen willst, fährst du nach Nizza und unterstichst die Villa auf das gründlichste."

„Aber wie soll ich fremder Leute Villen untersuchen können? Wenn dieser Amerikaner merkt, daß mir mit dem Rezept ein Vermögen verdienen kann, wird er sich selber an das Suchen machen."

„Fahre immerhin hinunter", rief Lady Clifford. „Versuche in das Haus irgendwie einzudringen und dann das Versteck zu finden."

Freddie sprang auf.

„Du hast recht, ich will es versuchen. Außerdem kann es spannend werden. Denk dir, daß ich es fände, und wir alle Geldsorgen los wären!"

*

Freddie konnte sich nicht ganz von einem gewissen Neid frei machen, als er die schneeweiße Steintreppe hinaufschritt, und an der prachtvollen Villa klingelte.

Etwas später stand er einem schläfrigen Stubenmädchen gegenüber.

„Herr Malon zu sprechen?" Sein Herz klopfte, als er im Salon stand. Noch hatte er keine Ahnung, wie er die Sache anfassen sollte. War es vernünftiger, sich als Lord Alsford vorzustellen, und zu erklären, weshalb er gekommen, oder sollte er . . .

„Guten Tag", sagte eine helle Stimme hinter ihm.

Freddie drehte sich um und starrte die Eintretende erstaunt an. Eine reizende junge Dame, klein, schlank, mit blauen, lachenden Augen, stand vor ihm.

„Ich nehme an, daß Sie sich um die Stellung als Sekretär bewerben wollen?" sagte sie. „Mein Name ist Joyce Mason — meine Mutter hat mir Vollmacht gegeben, die Sache zu erledigen. Sie selbst ist nicht zu Hause, aber es liegt ihr viel daran, sofort einen Sekretär zu erhalten. Glauben Sie daß sie für diese Stellung passen könnten?"

„Ich . . . ich weiß nicht", stammelte Freddie, „ich . . ."

„Sie wissen wohl, daß meine Mutter Schriftsteller ist", fuhr das junge Mädchen fort. „Sie möchte ihr neues Buch so gerne diesen Monat fertig haben, und ihr Sekretär ist krank geworden. Nehmen Sie doch die Stellung an, sonst wird Mutter so schlechter Laune, wenn sie heimkommt."

„Ja, aber . . ."

„Haben Sie Empfehlungen?"

„Nein, aber . . ."

„Sind Sie Engländer? Ja? Wie heißen Sie?"

Freddie überlegte ein paar Sekunden, dann war er entschlossen.

„Frederik — Frederik Brown", stammelte er.

„Ich werde Ihnen Ihr Zimmer zeigen, Mr. Brown. Sagen Sie meiner Mutter nur, wir hätten alles abgemacht. Und erzählen Sie ihr nicht, daß sie keine Empfehlungen haben!"

Erst als er sein Gepäck im Hotel abholte, kam ihm wieder der Gedanke an das Rezept. Nun ergab sich ja herrliche Gelegenheit, es zu suchen! Und wenn er erst ein reicher Mann war — vielleicht —.

Der Sekretär war sehr verlegen, als er die übrigen Bewohner der Villa beim Mittag traf. Mr. Mason war ein starker, großer Mann, der seine Millionen mit Konserven verdient hatte, Mrs. Mason eine magere Dame. Außer Joyce waren da noch zwei Kinder, ihr Bruder Frank, und eine kleine Schwester, die bei Tisch von ihrer Bonne streng bewacht wurde. Die Gouvernante war Französin, jung und schick und hieß Mademoiselle Gillet. Freddie entdeckte sofort, wie Frank sich für die Bonne interessierte, und merkte an den Blicken Mrs. Masons, wie wenig ihr das paßte.

Nach dem Kaffee erklärte Mrs. Mason Freddie, daß er seine Arbeit am nächsten Morgen um 8 Uhr zu beginnen habe. Gleich darauf zog sich Freddie in sein Zimmer zurück.

Es gefiel Freddie großartig in der Villa Ker-Maria, die Zeit verging, ohne daß er das Rezept fand. Er hatte sein Herz vollkommen an Joyce verloren und wartete nun auf eine günstige Gelegenheit, um es ihr zu sagen — ohne Geld war kein Gedanke daran, Joyce zu gewinnen. Er mußte also das Rezept finden!

Eines Tages, als er im Garten umherging, stieß er plötzlich auf Joyce. Sie lächelte ihm entgegen.

„Setzen Sie sich", sagte sie, „ich bin hierher geflohen, denn mein Bruder Frank hat einen schrecklichen Auftritt mit meiner Mutter. Der Arme hat sich in Mademoiselle Gillet verliebt, und Mutter will das nicht."

„Das tut mir aber leid für Ihren Bruder", sagte Freddie mitfühlend.

„Ja, es ist schrecklich, wenn man nicht den bekommen kann, den man mag!"

„Sprechen Sie aus Erfahrung?"

Pause. Freddie sah vor sich hin und überlegte, wen Joyce wohl liebte. Dann fuhr er auf.

„Ja wen sind denn Sie verliebt?" fragte Joyce ihn heftig.

„Und Sie? Wen lieben Sie denn, Joyce?"

„Sie Freddie", war die Antwort. Im selben Augenblick stieß sie einen Schrei aus, denn Freddie hatte sie von der Bank aufgehoben und tanzte mit ihr umher. Im selben Augenblick kam Mrs. Mason auf sie zu.

„Joyce — geh auf dein Zimmer", sagte sie, „und Mr. Brown folgen Sie mir bitte in die Bibliothek."

Freddie sandte Joyce einen tröstenden Blick zu, als er Mrs. Mason folgte.

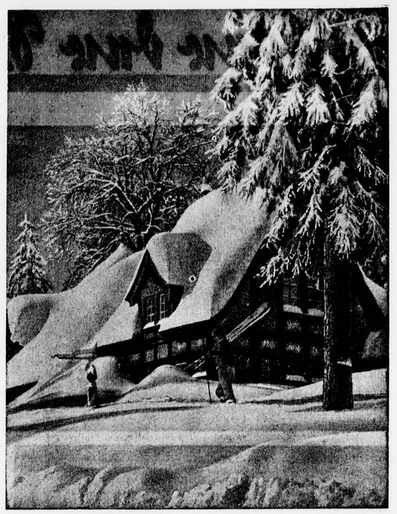
„Ich will nicht über das Geschehene mit Ihnen diskutieren", sagte Mrs. Mason eisig, „ich habe andere Pläne mit Joyce. Ich will Ihnen nur sagen, daß wir morgen in die Berghütte übersiedeln, wo ich mein Buch fertig schreiben will. Nur wir zwei und ein Mädchen werden hinaufziehen. Bitte halten Sie sich morgen früh fertig zur Abreise."

Sie verabschiedete Freddie mit einem ungnädigen Nicken und verließ das Zimmer. Joyce zeigte sich an dem Tage nicht mehr, und Freddie mußte abreisen, ohne ihr Lebewohl sagen zu können.

Sie kamen im stechenden Nachmittagssonnenschein oben auf der Hütte an, und Mrs. Mason, die von der großartigen Natur heftig inspiriert wurde, begann sofort zu diktieren. Freddie arbeitete den ganzen Tag, und erst nach Tisch hatte er Zeit, sich etwas umzusehen. Ringsherum sah man nur Berge, nicht ein Haus weit und breit, und der einzige Laut, der vernehmbar war, war das Rufen des Kuckucks, das von weit unten herauftönte. Nun hatte er alle Hoffnung, das Rezept zu finden, aufgegeben. In der Villa Ker-Maria konnte es kaum sein, denn dort hatte er alles abgesucht in den letzten Tagen.

Seine traurigen Gedanken wurden plötzlich unterbrochen von einem grollenden Ton. Es war ganz dunkel geworden, und große Regentropfen fielen auf seine Hand. Im selben Augenblick wurde die Türe der Hütte aufgerissen.

„Kommen Sie doch hinein", schrie Mrs. Mason — „ein Unwetter zieht herauf. Ich habe solche Angst. Wir wollen lieber arbeiten, dann komme ich besser über die Angst hinweg."



Neuschnee

(Pressephoto, K.)

Das Unwetter tobte um die Hütte, während Mrs. Mason eine Liebesszene diktierte. Plötzlich war das Gewitter direkt über der Hütte. Mrs. Mason stieß einen Schrei aus und begrub das Gesicht in den Händen. Das Mädchen kam gerannt und klammerte sich an Freddie, und selbst Freddie wurde blaß, wenn die Blitze über ihren Köpfen knisterten. Der Donner kam von den hohen Bergen vervielfacht zurück.

Mrs. Mason stürzte plötzlich auf Freddie los und ergriff seinen Arm. „Oh, ich bereue alles, was ich getan habe", schrie sie. „Falls ich lebend hier herauskomme, verspreche ich, daß Sie und Joyce . . ." Sie unterbrach sich, ein Blitz schlug in die Hütte ein. Mrs. Mason stieß einen verzweifelten Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

„Kümmern Sie sich nicht", tröstete Freddie das zitternde Mädchen, „nun kommt der Regen, das Unwetter ist vorüber." Er und das Mädchen trugen Mrs. Mason in ihr Schlafzimmer, das unbeschädigt war.

Der nächste Morgen war strahlend hell, als Mrs. Mason erklärte, nicht einen Augenblick länger hierbleiben zu wollen. Sie war Freddie gegenüber außerordentlich kühl auf dem Wege nach Nizza, und sowie sie in der Villa Ker-Maria angekommen waren, ging sie zu ihrem Mann. Freddie erfuhr, daß Joyce mit ihrem Bruder in Monte Carlo war, und er zog sich in sein Zimmer zurück, um seine Gedanken zu ordnen. Er hatte sich kaum hingesetzt, als es an seine Tür klopfte, und Mr. Mason eintrat.

Freddie fuhr erstaunt aus seinem Stuhl auf.

„Bleiben Sie nur sitzen, junger Mann", sagte Mr. Mason ungewöhnlich freundlich. „Ich will Sie nicht lange aufhalten. Die Sache ist die, meine Frau erzählt mir, sie habe Ihnen ein Versprechen gegeben . . . Sie verstehen, das ist unmöglich mit Ihnen und Joyce. Meine Frau wünscht sich für ihre Kinder Titel — ich wünsche Geld. Wer von uns einmal siegen wird, das weiß ich nicht, aber Sie . . . nein."

Freddie starrte Mr. Mason lange an.

Aber wenn ich mich nun weigere, auf Joyce zu verzichten?"

Offenbar hatte Mr. Mason nur hierauf gewartet. „Ich gebe Ihnen einen Scheck über 500 Lire, — falls Sie sofort abreisen."

Freddie ergriff den Scheck und sagte: „Einverstanden."

Mr. Mason lachte bitter auf. „Da sieht man", bemerkte er ironisch, „wie groß Ihre Liebe zu Joyse ist! Ich bin froh, sie vor einer Ehe mit so einem Mann bewahrt zu haben."

Er ging und knallte die Tür hinter sich ins Schloß. Freddie lachte geheimnisvoll und begann mit großem Eifer, seine Sachen zu packen.

Das erste, was er sich in Paris vornahm, war, ein Telegramm an seine Kusine zu senden und der Baronesse de la Saudée ein Treffen in zwei Tagen vorzuschlagen.

Zur festgesetzten Stunde ging er im Exill-room des Hotels auf und ab. Plötzlich blieb er vor einer jungen Dame stehen, die eben hereinkam. Es war die Souvernante der Familie Mason.

„Mr. Brown!"

„Wo kommen denn Sie her?" fragte Freddie. Aber der Blick der jungen Dame haftete wie festgefroren auf der Nelke in seinem Knopfloch, die das Erkennungszeichen sein sollte. „Sie sind Lord Alsford", stammelte sie. „Und Sie . . ."

„Ja, ich bin die Baronesse de la Saudée, Ihre Kusine."

„Und heute suchten wir in der Villa Ker-Maria das Rezept!"

„Ja, und Mrs. Mason hat mich davongejagt, weil sich mich mit Frank verlobt hatte! Deshalb erwähnte mich Ihr Telegramm hier in Paris nicht."

„Wie geht es denn Joyse?" fragte er.

„Ja — ich kann nicht beschreiben, wie verzweifelt Joyse darüber war, daß Sie das Geld nahmen, und auf sie verzichteten." Freddie zog sie an einen Tisch. „Und nun Sie, kleine Kusine", sagte er, „ich habe das Rezept gefunden!"

„Was Sie nicht sagen!"

„Ja — ich fand es in der Berghütte, die mein Onkel mit der Villa zusammen den Masons verkauft hatte. Als der Witz in die Hütte einschlug, wurde die eine Wand beschädigt, und in dieser Wand befand sich ein Geheimfach, und darin das Rezept. Nun werden wir bald reich sein!"

„Ja — und Joyse . . ."

„Verstehen Sie denn nicht?! Ich nahm das Geld doch nur um Joyse's Willen! Ich war gerade dabei zu überlegen, wo ich das Geld hernehmen sollte, um die Fabrik zu eröffnen, als Mr. Mason mir den Vorschlag machte, den Scheck zu nehmen. Ich habe nicht die Absicht, um Joyse zu werben, ehe ich nicht eine Frau ernähren kann."

*

Mrs. Mason kam auf die Veranda hinausgestürzt, wo ihr Mann rauchend bei seiner Zeitung saß.

„Hast du gehört, daß die Parfümfabrik Michel Favards wieder eröffnet wird?" rief sie atemlos. „Es steht heute in den Nizzaer Nachrichten, daß die Besitzer, Lord Alsford und seine Kusine Baronesse de la Saudée, hergekommen sind, um die Eröffnung der Fabrik zu überwachen. Sie wohnen im Hotel Royal."

„Da ist viel Geld mit zu verdienen."

„Hast du die Namen der Besitzer gehört?"

„Sie werden sich ein Vermögen erwerben!"

„Und beide sind unverheiratet!"

„Wir sollten ihnen eigentlich anbieten, in der Villa ihres verstorbenen Onkels zu wohnen", meinte Mr. Mason.

Eine Stunde später wurde ein Brief in das Hotel Royal in Nizza geschickt, und etwas später erhielten Mrs. und Mr. Mason einen Dankesbrief von Lord Alsford und die Mitteilung, daß er und seine Kusine der Aufforderung mit Freuden folgen wollten.

Familie Mason war im Wohnzimmer versammelt. Frank und Joyse saßen mißvergnügt aus, Mrs. Mason hatte schon ein Willkommenslächeln auf den Lippen, und ihr Mann stand am Fenster und rechnete aus, wieviel die Fabrik schrieb abwerfen konnte, wenn sie richtig verwaltet würde. Endlich trat der Diener ein und meldete die erwarteten Gäste. Alle sahen zur Tür und . . .

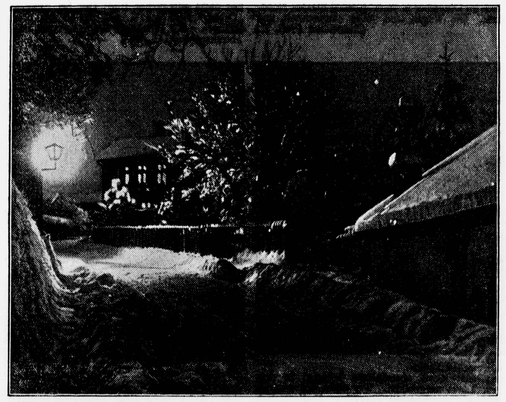
„Freddie!" lispelte Joyse.

„Eline!" rief Frank.

Alles erinnerte an eine Operette, die beiden Paare lagen sich plötzlich in den Armen. Und dann gab es unendliche Erklärungen.

Schließlich sagte Mr. Mason zufrieden: „Nun gibt es eine Doppelhochzeit!"

(Uebersetzung aus d. Dänischen von Karin Reiß.)



Winterabend in der Kleinstadt (Scherl Bilderdienst, M.)

Der Erbe von Groß-Gerlingen

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

Schluß

Jetzt erging sich Bodo gewiß wieder in Versprechungen, die er doch nicht zu glauben vermochte. Bodo stand aufrecht neben dem Schreibtisch und war bleich. Einen Augenblick waren beide stumm. Unmißverständlich hatte Waldemar bei seinem Eintritt den Kopf zu einem förmlichen Gruß geneigt, den der Baron in derselben Weise beantwortete. Dann sagte Bodo mit zuerst etwas belegter aber fester Stimme:

„Wollen wir einen Augenblick Platz nehmen? Ich glaube, es ist besser, wir kommen miteinander ins Klare, ehe die Herren eintreffen."

Waldemar nickte wieder. Der kühle Ton des Barons setzte ihn in Verwunderung.

„Ich habe Sie erst um Entschuldigung zu bitten, weil Sie beide, ich meine Sie und Ihr Fräulein Schwester, zu meinem Bedauern Zeugen eines unglaublichen Vorganges in meinem Hause wurden."

Bodo hatte ihn mit „Sie" angeredet. Das klärte vieles und gab ihm selbst Festigkeit.

Bodo fuhr fort:

„Wir wollen Dinge, die zweifellos sind, immer wieder zu erörtern, nicht berühren. Ich habe Ihnen bereits früher wiederholt mein Ehrenwort gegeben, daß ich mit den Ueberrumpelungen, die Ihre frühere Gattin mir gegenüber inszenierte, in keinerlei Verbindung stehe und daß ich auch über ihr Erscheinen in Gerlingen ebenso überrascht und entrüstet war wie Sie. So leid es mir tut, daß dieser Streich die Veranlassung zu der nun ja zum Glück überwundenen schweren Erkrankung des gnädigen Fräuleins wurde, liegt in diesem Zweifel an meinem Manneswort eine schwere Beleidigung meiner Ehre, die ich jedem anderen gegenüber mit der Waffe in der Hand ahnden würde. Ich sehe tiefer. Es war eben ein Irrtum meinerseits. Ihr Fräulein Schwester hat mich niemals geliebt, sonst wäre sie nie imstande gewesen, mich einer ehrlosen Handlung für fähig zu halten. Ich bereitere diesen Punkt nur, weil er eben doch einmal zwischen uns Männern erörtert werden muß. Nicht, weil ich die Absicht hätte, dem gnädigen Fräulein, das mich durch ihren Zweifel sehr tief gekränkt hat, noch einmal in irgendeiner Weise lästig zu fallen."

Waldemar hörte stumm zu. Jetzt also breizte der Baron den Spieß um und machte ihm und Gerda noch obendrein Vorwürfe! Und doch lag in dieser ganzen ruhigen, festen Meinung, es ist aber selbstverständlich, daß ich nicht damit einverstanden sein kann, daß Sie einfach ausscheiden. Ohne Ihre Tätigkeit wäre ohnehin alles umsonst.

Ich habe seinerzeit, von mir aus in ehrlicher Absicht, wenn Sie auch unlautere Motive zuschieben, eine größere Geldsumme in die Fabrik gesteckt. Ich habe durchaus nicht die Absicht, auf diese zu verzichten, schon weil ich weiß, daß Sie diesen Verzicht gar nicht annehmen würden und könnten. Ich habe die Tage benutzt, um mit einem Konsortium zu verhandeln, das bereit ist, gegen eine recht beträchtliche Summe die ganze Fabrik zu kaufen. Ich werde in diesem Falle nicht nur mein eingelegtes Geld zurückerhalten, sondern einen guten Verdienst haben. Ich sage Ihnen das, damit Sie in keiner Weise das Gefühl haben, ich wollte etwa Ihnen etwas schenken. Daß ich diesen Ueberpreis dem Herrn Landrat überweisen werde, um damit der Arbeitslosigkeit entgegenzutreten, ist meine Sache. Ich wünsche eben an dieser traurigsten Erinnerung meines Lebens nichts zu verdienen.

Wenn Sie, was ich hoffe, einverstanden sind, würde das Werk voraussichtlich von hier verlegt, und Bedingung wäre, daß Sie auch in Zukunft der technische Direktor bleiben. Selbstverständlich mit entsprechendem Einkommen und Beteiligungen, die Sie ja selbst mit den Herren verabreden könnten. Ich halte dies für die allein mögliche Lösung."

Bodo hatte gesprochen mit gesenktem Haupt. Ruhig und fest, und dennoch zitterte innere Erregung in den Muskeln seines Gesichtes. Waldemar wußte selbst nicht, wie ihm zu Mute war. Da sprach der Baron ruhig und sachlich, und was er sagte, war in der Tat ein Ausweg, wie er nicht günstiger hätte gedacht werden können, aber ihm ging es seltsam. Noch in dieser Nacht hatte er Bodo geradezu gehaßt und verachtet. Wie er ihm jetzt gegenüberstand und ihm ansah, daß alle diese Ruhe nur erzwungen war, daß er ihm jetzt gegenüberstand und ihm ansah, daß alle diese Ruhe nur erzwungen war, daß in Wirklichkeit Bodo sich als den Gekränkten fühlte, wäre er am liebsten aufgesprungen in seiner impulsiven Art und hätte ihn umarmt und geküßt. „Ich glaube dir ja! Ich —"

Aber dann kamen schon wieder diese Zweifel, und er fragte mit einem halben Blick:

„Ist es ein ausländisches Konsortium, das Sie meinen?"

Ihm wurde es schwer, „Sie" zu sagen, aber Bodo lachte bitter auf.

„Nein! Es ist nicht Mister Hastings, wie Sie selbstverständlich annehmen, und ich habe Frau Maud nicht mehr wiedergesehen seit ich sie aus meinem Hause jagte. Im übrigen bin ich zufällig Deutscher und würde es für ein Verbrechen gegen das Vaterland halten, eine derartige Sache dem Auslande zu überliefern. Wenn Sie mir schon meine persönliche Ehre absprechen, hoffe ich, Sie werden mir meine vaterländische Einstellung glauben."

Wieder hatte Waldemar eigentlich eine Zurechtweisung erhalten, denn er selbst war ja damals, allerdings nur, weil in der Heimat niemand an ihn glaubte, bereit gewesen, mit dem Amerikaner zu verhandeln. Bodo stand auf.

„Ich höre die Wagen der Herren auf den Hof fahren. Es war nötig, daß ich Ihnen dies vorher sagte. Hier ist der Entwurf des Vertrages. Es ist nur noch Ihre Unterschrift nötig, um ihn perfekt werden zu lassen. Ich bemerke noch, daß ich in diesem Falle morgen oder übermorgen wieder abreisen und erst zurückkommen werde, wenn der Umzug der Fabrik erledigt ist. —"

Waldemar war eigentlich gar nicht dazu gekommen, auf die lange Auseinandersetzung Bodos zu antworten und jetzt herabsten ihn die eintretenden Herren der Möglichkeit.

Die nächsten Stunden hätten für Waldemar ein Triumph sein können. Das Metall entsprach vollkommen jedem Versuch und die erste Sendung sollte nun abgenommen werden, um mit derselben praktische Experimente im großen zu machen.

Dann sagte der Führer der Kommission, der Waldemar als Geheimer Bergrat vorgestellt war:

„Sie wissen natürlich von den Verhandlungen, die unser westfälisches Gießereisyndikat mit dem Herrn Baron gepflegt hat."

„Ich habe allerdings erst an diesem Morgen Näheres gehört, weil ich vollkommen mit der Fabrikation beschäftigt war und der Herr Baron auch erst an diesem Morgen zurückkam."

„Sie haben den Vertragsentwurf?"

„Jawohl, aber ich bitte, mir ein paar Tage Bedenkzeit zu geben. Ich muß erst —"

„Selbstverständlich. Wir haben in drei Tagen in Köln unsere Generalversammlung. Ich bitte Sie, uns bis dahin Ihre Entschließung und Ihre persönlichen Wünsche mitzuteilen."

Die Herren fuhren davon, und Bodo hatte den Vorwand, sie zu ihren Wagen zu begleiten, benutzt, um mit ihnen hinauszugehen. Dann sah ihn Waldemar mit seinen aufrechten, starken Schritten dem Schlosse zustreben.

Er las in seinem Kontor und las den Vertrag. Das also war nun der Erfolg! Der große Erfolg! Die Bedingungen waren außerordentlich gut. Bodo bekam sein eingezahltes Kapital fast verdoppelt zurück, die Patente gingen an das Konsortium über — er selbst wurde lebenslänglich mit einem hohen Gehalt und einem sehr anständigen Gewinnanteil angestellt.

Vorn ich der Vertrag sinken. Er freute sich nicht, denn in ihm war ein Gefühl grenzenloser Beschämung. Wie vornehm hatte Bodo vor ihm gestanden! Auch jetzt in jedem Zoll der Edelmann, der sich tief verletzt fühlte. Und doch — eigentlich war ja dieser ganze Vertrag ein Glücksgeschenk für Waldemar. Bodo hatte selbst gesagt, daß er seinen Gewinn der Oeffentlichkeit, der Wohlfahrt, zur Verfügung stellte. Es wäre geradezu niedrig gewesen, jetzt wieder an seinen Worten zu zweifeln. In Wahrheit hatte Bodo auch jetzt, bei diesem Vertrage, für Waldemars und Gerdas Zukunft gesorgt. Ihm zum reichen Mann gemacht, denn ganz sicher hatte er ja alle diese für Born so guten Bedingungen gestellt.

Während er noch dasaß und immer wieder in den Vertrag starrte, bald mit einem Gefühl des Glückes, bald mit dem der Beschämung, kam der Buchhalter.

„Herr Rechtsanwalt Dr. Zorn ist vorgefahren."

Waldemar ging ihm entgegen.

„Doktor, Sie schickt mir heut wirklich der Himmel."

„Ich dachte schon, Sie wären verhindert. Ich sah eine ganze Reihe von Autos, aber sie sind ja schon wieder fort. Sie haben Gutes erreicht? Ich sehe es Ihnen an. Uebrigens soll ich Grüße von Ihrem Fräulein Schwester bestellen. Es geht vorwärts."

„Herr Rechtsanwalt, ich habe die Antwort auf Ihren Brief an den Baron. Sie wissen: Meinen Verzicht." — „Nun?"

„Die Antwort ist dieser Vertrag."

Dr. Zorn setzte sich nieder und las. — „Gratuliere."

„Offen gestanden, ich habe ein Gefühl der Beschämung." — „Lieber Doktor, der Mensch ist dazu da, sich zu irren. Das machen Sie nicht allein."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich komme eben, um Ihnen einiges mitzuteilen, was auch ohne diesen Vertrag meine ungünstige Meinung über den Baron erschüttert hätte."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Zunächst habe ich genaue Erkundigungen in jenem Hotel in Nizza eingezogen, aus dem die seltsame Photographie stammte. Diese Begegnung muß recht merkwürdig gewesen sein. Der Baron kam mit dem Mittagzuge an, fuhr sofort in das Hotel, wurde dort von Frau Maud empfangen, geleitete diese allerdings durch das Foyer, verabschiedete sich dann aber, wie der Manager sagt, sehr schroff, erkundigte sich an der Office, ob ein Direktor der Krumpwerke dort wohne und, als dies verneint wurde, ist er mit dem Nachtzuge bereits zurückgefahren. Diese Erkundungen hat mein Freund, der Kriminalrat, gemacht." — „Aber?"

„Ja, sehen Sie, so ein Kriminalist von Beruf ist doch findiger als wir und hat auch mehr Mittel zur Verfügung. Er hat festgestellt, daß am Tage vorher ein Telegramm an den Baron aufgeliefert wurde, das diesen im Auftrag eines der Krupdirektoren sofort nach Nizza berief. Es war für den Kriminalrat leicht, das Telegramm im Amt einzusehen. Auf eine weitere Frage in Essen stellte sich dann heraus, daß ein Direktor dieses Namens überhaupt gar nicht existiert."

„Ich verstehe immer weniger."

„Sehr einfach. Frau Maud, die darauf ausging, den reichen Baron für sich zurückzuerobern, hat ihn sehr wahrscheinlich durch das Telegramm nach Nizza gelockt, in der festen Ueberzeugung, daß er dann wieder in ihren Netzen wäre."

„Das halten Sie für möglich?"

„Ich habe daraufhin auch etwas Detektiv gespielt und die Gräfin Holzhausen, die Tante des Barons, besucht. Es ist richtig, daß dieser Finkenstein, der übrigens inzwischen als ganz gemeiner Hochstapler entlarvt ist, der natürlich gar nicht Baron ist, um die Erlaubnis gebeten hat, eine Kusine, deren Namen er nicht nannte, mitbringen zu dürfen."

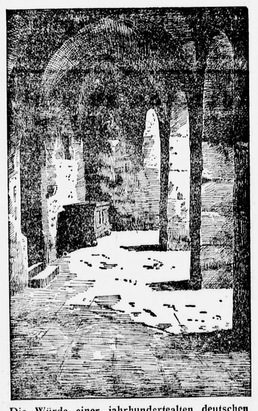
„Ist denn Maud in der Tat —?"

Der Anwalt lächelte.

„Es gibt mancherlei Schwestern und Kusinen, sagt schon der Wirt in Lessings Minna von Barnhelm."

„Diese Camille."

„Sie wird Ihnen nicht mehr in den Weg treten. Leben Sie hier." Er gab ihm eine amerikanische Zeitung, in der nach amerikanischer Sitte das Bild Mauds und das eines jungen Amerikaners abgebildet war, mit der



Die Würde einer jahrhundertealten deutschen Kultur: Kreuzgang in der Burg Lauenstein

Art so viel Würde, daß der Doktor an sich selbst irre wurde.

„Kommen wir zu dem Geschäftlichen. Es wäre natürlich für uns beide angenehmer gewesen, wenn wir uns nicht mehr persönlich hätten begegnen müssen. Es ist aber besser, als daß wir abermals den lieben Nachbarn oder gar der Oeffentlichkeit Gelegenheit zu müssigem Klatsch geben."

Wieder ein Augenblick des Schweigens.

„Es ist natürlich nicht gut möglich, daß wir in Zukunft gemeinsam weiter arbeiten. Ebenso ist es unmöglich, daß wir das Werk im Stich lassen. Ich habe den Brief Ihres Herrn Rechtsanwaltes erhalten. Ich verstehe Ihre

Im neuen Jahr

Es grüßt mit seinem jungen Licht
und lächelt aus verschwiegenem Mund.
Was es uns bringt, wir wissen's nicht,
und keinem ist es heute kund.

Doch gehn wir nur getrost und kühn
in dieses junge Jahr hinein,
dann werden Rosen wieder blühn
und blauer Himmel um uns sein.

Die alte Sonne ist es doch,
die sich durch alle Wolken ringt,
und die uns trotzdem immer noch
den neuen Mut zum Dasein bringt.

Karl Bröger

und doch eigentlich niemand. Gewiß, wir hätten nicht so plötzlich den Stab brechen dürfen. Gerda — nein — sie konnte ja nicht anders handeln. Sie mußte sich gedemütigt fühlen."

„Doktor, es hat gar keinen Zweck, wenn wir uns jetzt Vorwürfe machen und darüber nachgrübeln, was wir besser getan hätten. Es war eben eine Verkettung von unglaublichen Dingen."

„Nein, es war die planmäßige Tat einer niedrigen Intrigantin."

„Sagen wir lieber, eines eingebildeten Geschöpfes, das sich anmaßte, mit Herzen spielen zu können, weil sie selbst keines besitzt."

„Es war Rache."

„Wenigstens gekränkter Ehrgeiz. Dieses Geschöpf konnte weder verstehen, daß es Männer gibt, die lieben und dennoch zu verachten beginnen, noch — Männer wie den Baron, die fest bleiben und treu."

Waldemar sah auf.

„Was nun, Doktor, was nun?"

„Es gibt nur eins. Zu Ihrer Schwester."

„Darf ich ihr, die kaum von der tödlichen Krankheit genesen, sagen —"

„Lieber Doktor, ich glaube nicht, daß es einem Menschen schadet, wenn er erfährt, daß er von einem edlen Manne geliebt wird."

— — — — — — — — — — — —

Gerda, die ja nun bereits seit Tagen außer Bett war, saß am Fenster ihres Zimmers im Krankenhaus und sah in den klaren, sonnenhellen Wintertag hinaus. Das Leiden war gebrochen, ihr Körper empfand das herrliche Gefühl des Genesenden, aber ihr Gemüt war traurig. Waldemar hatte ihr gesagt, daß der Tag ihrer Abreise bevorstand. Nur heute, die Lieferung wollte er abwarten, dann sollten sie in das Land der Sonne. Wie hatte sie sich immer gewünscht, nach Italien zu kommen! Nun würde es geschehen, und ihr graute vor dem Gedanken. Was sollten ihr Palmen und das blaue Meer, wenn sie allein darunter wandelte und grübelte. Grübelte, immerzu grübelte über ihr verlorenes Glück. Warum mußte sie gerade jetzt es so klar empfinden, wie sehr sie Bodo geliebt hatte. Oh, wie klein erschien sie sich selbst. Wie verlassen mußte sie doch sein, daß eine Person wie Maud nur einmal zu winken brauchte, und er lag vor ihr auf den Knien.

Konnte sie ihm zürnen? War nicht auch Waldemar, ihr Bruder, restlos in seine Liebe verloren gewesen?

„Fräulein, Sie bekommen Besuch."

„Ist mein Bruder —?"

„Der Herr Landrat bittet um die Erlaubnis."

„Der Landrat?"

Gerda begriff nicht. Schließlich — sie hatte ihn ja öfter gesehen — ein Höflichkeitsbesuch — sie seufzte auf.

„Ich bitte."

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich mir erlaube, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Sehr freundlich —"

Der Mann hatte etwas so Feierliches in seinem Gesicht.

„Sie werden meinen Besuch befremdlich finden, aber es gibt Augenblicke, in denen der Mensch fühlt, daß er Dinge tun muß, die gegen die Gewohnheit und den alltäglichen Brauch sind."

„Ich verstehe nicht."

„Gnädiges Fräulein, ich bin der Freund des Barons Bodo von Gerlach," — „Herr Landrat."

Gerda fühlte das Blut aus ihren Schläfen weichen.

„Ich sagte Ihnen, daß ich weiß, daß ich etwas tue, was gegen jede gesellschaftliche Form verstößt, aber — das Glück zweier Menschen steht auf dem Spiel."

„Ich bin dem Herrn Baron und seinem Glück hoch gewiß nicht im Wege."

„Doch, gnädiges Fräulein. Seinem und Ihrem wilde." — „Lassen Sie bitte —"

„Ich will Ihnen nur ganz kurz ein paar Tatsachen sagen." — „In seinem Auftrage?"

„Ganz gewiß nicht. In Gegenteil. Baron Bodo von Gerlach, der im Tiefsten seines stolzen Charakters durch den Zweifel an seiner Ehre verletzt ist, steht im Begriff, morgen Deutschland für längere Zeit zu verlassen." „Was habe ich damit zu tun?"

„Ihn zurückzuhalten."

„Ich?"

„Bitte, hören Sie mich an."

„Weiß mein Bruder?"

„Niemand außer dem Arzt weiß, daß ich bei Ihnen bin. Wüßte Gerlach es, er hätte es mir verboten."

„Ich verstehe nicht, was Sie mir zu sagen hätten. Ich denke, mein und des Barons Weg sind für immer geschieden."

Gerda, die fühlte, daß sie dem Landrat nicht das Zimmer verbieten konnte und — daß dieser Mann etwas Bezwingendes in seiner Art hatte, setzte sich nieder.

„Sprechen Sie, aber bedenken Sie, daß jedes Ihrer Worte eine Grausamkeit gegen eine kaum genesene Kranke ist."

Der Landrat begann in seiner warmen, ruhigen Art und — es war fast genau dasselbe, was der Rechtsanwalt zu derselben Stunde Waldemar sagte. Gerda hörte, dann begannen ihre Tränen zu fließen.

„Sie verzeihen, gnädiges Fräulein! Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, wie unrecht Sie dem Baron getan haben."

„Nun ist es zu spät."

Willy Fritsch und Lilian Harvey
in dem großen Ufafilm „Schwarze Rosen" (Phot. Ufa)

„Nichts ist zu spät und — wünschen Sie, daß ich dem Herrn Baron irgend etwas ausrichte?" — Gerda schüttelte leise den Kopf. Der Landrat trat dicht an sie heran.

„Gnädiges Fräulein, es ist vielleicht einer der Charakterzüge unserer neuen Zeit, daß wir der Meinung sind, daß es Dinge gibt, bei denen der Mensch sich über Form und sogenanntes Gesetz hinwegsetzen soll. Wollen Sie sich und ihn unglücklich machen, wenn es nur darauf ankommt, ein einzigesmal nicht Dame, sondern nur Mensch zu sein?"

Sie sah ihn an, und er hatte einen ernsten, guten, mahnenden Blick.

„Sie meinen —"

„Ja! Ja! Und das schnell, ehe es zu spät ist."

Jetzt lag etwas Suggestives in seinen Augen.

— — — — — — — — — — — —

Bodo von Gerlach war wieder in seinem Schloß. Der Diener war dabei, seine Koffer zu packen. Er selbst stand im Arbeitszimmer. Nun also war auch das Letzte geschrieben. Er war wieder frei und allein. — Langsam strich er mit der Hand über seine Stirn. Warum mußte er gerade jetzt so lebhaft an Gerda denken? An jenen Abend, als sie hier in diesem Zimmer neben ihm stand, als er sie an seine Brust zog. Unwillkürlich zuckte er zusammen. Es war ihm, als stände sie hinter ihm, als — und dann —

„Bodo!"

Eine leise, fast flüsternde, bebende Stimme. Er drehte sich um.

Da stand Gerda. Stand an der geschlossenen Tür, blaß, abgezehrt von ihrer Krankheit, von leisem Not übergossen, mit großen, angstvollen Augen.

Hatte er Erscheinungen am hellen Tage?

Er verharrte regungslos, da kam die Stimme wieder.

„Bodo, vergeih mir!"

Zwei schmale, durchsichtige Hände hoben sich ihm entgegen, aber auch jetzt fühlte er seine Kehle wie zugeschnürt, hatte das Gefühl, als seien seine Glieder gelähmt. Da kam von drüben ein leises Schluchzen, und Gerda, die ihre Kräfte verließen, schwankte.

Mit einem Sprung war Bodo bei ihr, fing ihre zarte Gestalt auf, und nun lag sie an seiner Brust.

„Du — Du — kommst zu mir —"

Sie sprach nicht, sie weinte haltlos, und er streichelte ihre Wange, dann schlug sie die Augen zu ihm auf und sah ihn an.

„Hast du mich nicht mehr lieb?"

— — — — — — — — — — — —

Waldemar und der Anwalt hatten die Fabrik verlassen und wollten eben das Auto besteigen, als der Landrat ihnen entgegenkam.

„Sie hier?"

„Sie wissen doch, daß ich der beste Freund des Baron Gerlach bin. Ich war im Schloß und wollte auch Sie begrüßen."

Es war in der ganzen Art dieses Mannes etwas so Seltsames, daß Waldemar ihn verwundert ansah.

„Ich hatte daran gedacht, daß wir beim Baron zusammen frühstücken." Dabei warf er dem Anwalt einen so merkwürdigen Blick zu, daß Waldemar noch weniger begriff.

„Ich muß —"

„Im Ernst. Ich habe eine sehr wichtige Besprechung, die ich nur mit Ihnen gemeinsam abhalten kann. Ich muß Sie bitten, mir einen Augenblick in das Schloß zu folgen. Herr Rechtsanwalt, ich bitte Sie, uns zu begleiten."

Waldemar warf einen fragenden Blick zu dem Doktor hinüber, der aber lächelte.

„Wenn der Herr Landrat es wünscht."

Sie gingen zum Schlosse hinüber. Waldemar war im höchsten Grade peinlich berührt. Der alte Heinrich öffnete ihnen die Tür. Diesmal aber versagte sogar bei ihm das alte Lakaienge bot, und er, der ja alles miterlebt hatte, sagte unwillkürlich:

„Treten Sie ein, Herr Doktor. Das gnädige Fräulein ist bei dem Herrn Baron."

„Was ist?"

Da nun die Tür geöffnet — der Landrat hatte es getan — am Schreibtisch stand Bodo und — in seinen Armen lag Gerda. Ganz still, ganz in sich versunken waren die beiden. Der Landrat zog den Anwalt beiseite. Waldemar war erschüttert. Jetzt sah Gerda auf und erkannte den Bruder. Auf ihrem Gesicht war ein so strahlendes Leuchten, daß es keiner Worte bedurfte. Unwillkürlich streckte er seine Hand zu Bodo hinüber, und dieser faßte sie stumm.

Gerda hing jetzt am Halse des Bruders.

„Nicht mehr davon sprechen. Nie mehr, bitte, bitte —"

Sie saßen zusammen an dem Kamin, in dem das Feuer prasselte. Gerda zwischen Bodo und dem Bruder. Sie sahen und sprachen nicht, aber in ihren Augen war stilles Leuchten.

Der alte Heinrich trat ein.

„Der Herr Landrat und der Herr Rechtsanwalt lassen sagen, daß sie frieren."

Bodo sprang auf.

„Herein mit ihnen, herein!"

Der Landrat suchte zu scherzen.

„Sehen Sie, lieber Doktor! Der Besuch, den ich heute höchst kühn Ihrem Fräulein Schwester machte, und bei dem ich ihr allerhand erzählte, was Ihnen wohl zu derselben Stunde mein Freund Anwalt gesagt hat, kostet mich hunderttausend Mark, die ich eigentlich der Staatskasse ersetzen müßte."

Jetzt erst lösten sich die Zungen, und der Landrat sagte:

„Sind Sie mir böse, daß ich das gnädige Fräulein gleich hierher fuhr?"

Bodo drückte ihm die Hand.

„Das Geld bleibt Ihnen. Der Vertrag wird geschlossen, aber ich denke, die Fabrik bleibt hier. Wir bauen mit dem Gelde die nötigen Chausseen. Wenn wir morgen das Aufgebot bestellen, kann unsere Hochzeit in drei Wochen stattfinden. Solange wird Gerda es noch hier aushalten, und dann — dann gehen wir zusammen nach Italien, und Waldemar bleibt in der Fabrik."

„Und wenn du heimkommst, wird alles wie früher."

„Nein. Dann übernehme ich das Gut und —"

Der Landrat nickte.

„Die Tochter des alten Bauerngeschlec. es kehrt wieder zu Acker und Wiese zurück." — Wieder erschien Heinrich.

„Das Frühstück ist angerichtet."

„Sehen Sie, Doktor, daß ich Ihnen gesagt habe, wir wollen im Schlosse zusammen frühstücken."

Sie gingen voran, und Gerda schmiegte sich an Bodo. Einen Augenblick standen sie allein vor dem Bilde der alten Baronin. Bodo strich ihr mit der Hand über das Haar.

„Daß du zu mir gekommen, werde ich dir niemals vergessen."

Sie lächelte leise.

„Ich hätte nicht leben können ohne dich."

Ganz behutsam, wie ein köstliches Kleinod, führte er sie hinüber, und die erste Fahrt durch den Wintertag hatte ihr nicht geschadet, denn Glück ist für jeden Kranken die beste Medizin und — nun war es über sie allgekommen in der Stunde, in der sie am meisten verzagten. Gerdas Hand faßte leise zu der des Bruders hinüber, aber Waldemar hatte ein liebes Lächeln.

Er hatte sein Leid überwunden. Vor ihm lag das Werk, vor der Schwester das Glück. Um sie aber raunten die Geister des alten Schlosses und — und —

In den Pokalen perlte der Sekt, der diesmal nicht ungetrunken verrauschte.

Es war eine stille, eine ganz stille Verlobung, aber sie war sicher tausendmal schöner als das rauschende Hochzeitsfest, das Maud drüben gefeiert hatte und — es war die Gewißheit einer glücklichen Zukunft.

Ende

Das wird selbst Adamson zu viel

O. Jacobson

1. Fortsetzung

Nur ein Hund war an Bord

Im Nu entern sie an der Schiffswand hoch, klettern über die Reeling, stehen auf Deck. Keine Menschenseele zu sehen! Niemand am Ruder, niemand im Ausguck, niemand auf Deck als jener schwarze Hund, der sich vor Freude nicht lassen kann, schweifwedelnd von einem zum anderen springt und den Männern die Hände leckt.

Und nun kann Nettelbeck sich umsehen. Spukhaft ist das alles: alles an Deck ist in bester Ordnung, das Rettungsboot hängt fest in den Davits, kein Tampen hängt über Bord, woraus man hätte schließen können, daß etwa ein Boot zur Flucht der Mannschaft abgesetzt worden wäre. In einem Behälter finden sie lebende Hühner, sie haben noch Gerste und frisches Wasser im Trog. Frischfleisch hängt gut verwahrt unter der Großmars, Weißkohlköpfe sind längs der Schanzgitter aufgestapelt. Nicht das geringste fehlt, was ein Segelschiff auf weiter Reise braucht. Der geübte Blick des Obersteuermanns stellt fest, daß das Schiff erst ganz kurze Zeit vorher einen europäischen Hafen verlassen haben kann. Eifrig und fruchtlos grübeln alle nach einer Lösung des Rätsels.

Immerhin, im Kiel hat man Wasser entdeckt. Das Schiff kann leck sein. Aber welcher Kapitän begeht die Pflichtvergessenheit, ein verloren geglaubtes Schiff zu verlassen, ehe nicht jede Hoffnung auf Rettung und Erhaltung von Schiff und Ladung geschwunden ist! Schließlich weiß man doch, daß so etwas, wird das aufgegebene Fahrzeug später geborgen, für den überlebenden Kapitän höchst unangenehme Folgen hat, die zuständigen Gerichte verhängen schwere Strafen über den Schuldigen, man begichtigt ihn der Feigheit, da er sein Leben höher einschätzte als seine Pflicht. Auch unter den denkbar schwierigsten Umständen, selbst auf die Gefahr hin, ein Opfer seines Berufes zu werden. Hätte er auf dem Schiffe oder in seiner Nähe zu bleiben, bis das Fahrzeug vor seinen Augen versinkt. Ein verlassenes Schiff, ob leckgeschlagen oder nicht, stellt dieselbe Gefahr dar wie ein regelrechtes Wrack, zu dem es allzuoft herabsinkt, solange es schwimmfähig umherirrt.

Nettelbeck entdeckt keinen der leerstehenden Räume mit Wasser gefüllt. er stellt trotzdem seine Leute an beide Pumpen, die aber bereits nach zwölf bis fünfzehn Minuten kein Wasser mehr ziehen, das Schiff muß also rein sein.

Auch in den Kajüten und im Logis ist alles in Ordnung, Nettelbeck hebt den Deckel einer Bank: er findet sie angefüllt mit sorgsam in Stroh gepackten Weinflaschen, die mit Claret-Rotwein gefüllt sind. Ein starkes Pack Briefe verrät, daß die verlassene Brigg ein französisches Schiff ist, das von Le Havre auszulaufen ist, und dessen Bestimmungsort Martinique hatte sein sollen. Dahin, nach Port au Prince, nach Guadeloupe und anderen französischen Inseln lauten die Briefaufschriften. Den Namen der Brigg freilich hat Nettelbeck, als er, ein dreiundachtzigjähriger Greis, seine Aufzeichnungen über seine Erlebnisse der Oeffentlichkeit übergab, leider vergessen. Ihre Ladung bestehe aus Stückgut und Fässern. Noch während der Untersuchung des Schiffes ruft Kapitän Harmel die Schaluppe zurück. Heftige Böen haben es notwendig gemacht, eiligst auf der „Christina" Segel zu bergen und zu reffen. Der Kapitän drängt zur schleunigen Weiterreise und will nichts von dem Gespensterschiff wissen, das ihm nur Schwierigkeiten mit den Behörden einbringen kann, mit denen man auf früheren Fahrten mißliche Erfahrungen hat sammeln können. Nur mit Aufbringung aller Vernunftsgründe gelingt es Nettelbeck, ihn im Laufe des Tages soweit umzustimmen, das hilflose Schiff notdürftig mit zwölf Mann der „Christina" zu bemannen. Am nächsten Morgen will Nettelbeck versuchen, die verlassene Brigg mit der ansehnlich unangetasteten, vollständigen Ladung nach dem nächsten holländischen Hafen zu bugsieren. Wenn es gelingt, sie dort für den Eigentümer sicherzustellen, hat die Besatzung der „Christina" Anspruch auf Bergelohn. Dieser Bergelohn ist sehr hoch, er beläuft sich unter Umständen auf etwa ein Drittel vom Werte des geborgenen Schiffes nebst Ladung.

Untersteuermann Peters und zehn Mann

Damit aber das plötzlich fokthar gewordene Schiff nicht nachts seinem Namen Ehre macht und sich „auf Französisch drückt", wird sogleich Untersteuermann Peters mit zehn Mann auf das Gespensterschiff beordert, das nun seinem mehr Grauen einflößt. Peters ist gehalten, allzeit in Sicht der „Christina" zu segeln und mit Einbruch der Nacht sich dauernd durch verabredete Signallichter mit ihr zu verständigen. Nettelbeck versieht die erste Wache von acht bis zwölf Uhr, auch er hat seine Laternen angesteckt und ist wütend, daß sich Peters mit seinem Licht immer mehr und mehr entfernt, ja endlich, zwischen zehn und elf, ist es, so sehr sich Nettelbeck und seine Leute auch die Augen putzen, plötzlich spurlos verschwunden!

Unter wachsender Unruhe werden die ganze Nacht hindurch Signalschüsse abgegeben. Keine Antwort kommt, und als der Morgen graut, ist das Meer bis zur Kimmung reingefegt wie eine Tenne und nirgends auch nur die geringste Spur von dem geheimnisvollen Schiff zu entdecken. In Bestürzung und mit trüben Mutmaßungen vergeht der Tag, und die Meinung, daß Kapitän Peters und seine zehn Mann zusamt dem Schiff gesunken seien, schien immer mehr an Gewißheit zu gewinnen. Daneben war es nur ein schwaches Hoffen, daß Peters so, wie es schon die eigentliche Besatzung getan, um eines nicht mehr zu stopfenden Lecks willen, im Rettungsboot das Teufelsschiff verlassen haben möchte.

Erst Monate später, als die „Christina" Sierra Leona erreicht und vor Kap Mesurado den Anker geworfen hatte, sollten die rätselhaften Vorgänge ihre Aufklärung finden. Eine französische Fregatte traf von Le Havre ein, sie war nur vier Wochen unterwegs gewesen. Nettelbeck rudert tags darauf mit einem Matrosen, der ihm als Dolmetscher dienen muß, hinüber und fragt wie beiläufig, ob den Herrschaften etwas von einer Brigg bekannt sei, die in Le Havre beheimatet gewesen und nach den Antillen auf Reise geschickt sei. —

Und es hatte doch ein Leck

Die Fregattenoffiziere machen große Augen. „Sapristi! Das wissen Sie noch nicht? Ihr Kapitän, dessen Name in allen Zeitungen ist, kennt den Verbleib der Brigg, die er ohne Mannschaft in der Spanischen See traf, wirklich noch nicht? Nun, dann lassen Sie sich erzählen! Weder die Brigg noch ihre Besatzung ist untergegangen, sondern heil und glücklich in Rotterdam gelandet!"

Und so erfährt Nettelbeck das nie Erhoffte: „Peters und die Brigg, die der „Ghristina" so plötzlich von der Seite verschwand, ist im holländischen Hafen angekommen, wo man aus den vorgefundenen Papieren sofort ersehen hat, daß die Brigg von Le Havre ausgefahren ist, und demzufolge haben die holländischen Behörden alsbald ein Rundschreiben an die französischen Handelshäuser hinausgeschickt und gleichzeitig durch die Zeitungen öffentlich bekanntgemacht: „Kapitän Johann Harmel hat mit der „Christina" in der Biscaya eine menschenleere französische Brigg treibend angetroffen, mit Mannschaften besetzt und nach Rotterdam führen lassen. Bei näherer Untersuchung hat sich ergeben, daß hinten unterhalb des Wassers zwei Löcher in das Schiff gebohrt gewesen, indem der dazu gebrauchte Bohrer noch daneben gelegen. Die stumpfe Schneide desselben hat jedoch verursacht, daß die Späne von der äußeren Plankenhaut nicht scharf abgeschnitten worden, sich vielmehr in die Oeffnung zurückgelegt und voll Wasser gesogen und dadurch verhindert haben, daß selbiges nicht völlig hat eindringen und das Schiff, der geplanten Absicht nach, zum Sinken bringen können. Nicht minder wunderbar hat eingedrungene Nässe das Fortglimmen einer wirklich schon brennenden zehn Fuß langen Lunte gewehrt, deren entgegengesetztes Ende zu einem Pulverfaß geleitet worden. Aus beiden frevelhaften Versuchen geht deutlich hervor, daß das Schiff mutwillig und ohne Not verlassen worden ist und entweder hat sinken oder in die Luft fliegen sollen."

Fast gleichzeitig mit diesem hier wörtlich wiedergegebenen Rundschreiben, das die Reeder der Brigg aufforderte, sich zu ihrem Eigentum zu melden, lief aus Lissabon vom französischen Kapitän der Brigg in Le Havre ein Schreiben ein; sein Schiff sei im Meerbusen von Biscaya so leck geworden, daß er habe befürchten müssen, jeden Augenblick zu sinken, und da glücklicherweise ein schwedischer Ostindienfahrer in seine Nähe gekommen sei, habe der sich auf seine dringenden Bitten hin bewegen lassen, ihn und die gesamte Mannschaft, zu ihrer aller Lebensrettung an Bord zu holen. Dieser habe dann Lissabon angelaufen und sie sämtlich an Land gesetzt. Der ehrenwerte Kapitän fügte hinzu, er habe nicht unterlassen, hier mit seinen Leuten alsogleich eine gerichtliche Erklärung abzulegen, die er zugleich mit einsende.

Lügen haben auch auf See kurze Beine. Das fast gleichzeitige Eintreffen der beiden Nachrichten ließ niemanden einen Augenblick zweifeln, daß der französische Kapitän ein abgefeimter Betrüger war. Die Untersuchung ergab, daß er mit zwei Mitreedern der Brigg unter einer Decke gesteckt und das Schiff zu gleicher Zeit in London, in Amsterdam und in Hamburg für große Summen hatte versichern lassen!

Der Hund, der 32 000 Gulden erbellte

Die Mitreeder sahen ihrer gerechten Bestrafung entgegen, während ihr Mitschuldiger, wahrscheinlich unter der Hand rechtzeitig gewarnt, es kurz Flügge befand, sich in Lissabon unsichtbar zu machen und wenig Eile gezeigt haben dürfte, wieder französischen Boden zu betreten. Das Haager Gericht ließ Schiff und Ladung gerichtlich zum Verkauf stellen, der 90 000 holländische Gulden erbrachte. Nach dem holländischen Seerecht kamen davon zwei Drittel dem französischen Eigentümer, ein Drittel aber der „Christina" zu. Umgekehrt wäre das Verhältnis gewesen, wenn sich jener Hund nicht mehr als Wächter auf der Brigg befunden hätte, um sie als völlig herrenlos erklären zu können. Woraus zu ersehen war, daß die Seegesetze auf einem Schiffe selbst einem Hunde Gerechtigkeit einräumen. Der brave — eigentlich dem Pulverfaß geweihte — Hund verdiente seinem Herrn durch sein Bellen, womit er die Matrosen der „Christina" empfangen hatte, die runde Summe von 32 000 Gulden! Das Drittel, das der „Christina" zufiel, kam wiederum zur Hälfte den Reedern zu, die andere der Besatzung nach Maßgabe der Monatsgage.

Der Obersteuermann Joachim Nettelbeck bekam ganze 42 Gulden ausgezahlt.

Das Schiff der entlassenen Zuchthäusler

Wer die mannigfaltige internationale Literatur der Seefahrt hier und da durchblättert, dem tritt eine bunte Reihe von Berichten über herrenlose Schiffe entgegen, die so wunderbar und romantisch anmuten, daß man glauben könnte, sie entstammten der beflügelten Phantasie eines Romanschriftstellers. Allzroft sind auch wahre Vorkommnisse dieser Art mit mehr oder weniger dichterischem Geschick ausgeschmückt worden, wie jener geschichtliche — längst aufgeklärte! — Fall der amerikanischen Brigg „Mary Celeste", die immer und immer wieder als „ungelöstes Rätsel" oder als „Geheimnis der See", durch die Novellenliteratur geistert und von rechts wegen längst zu Tode gehetzt sein müßte, und deren Geschichte im weiteren erzählt und ihres Nimbus entkleidet werden soll.

Die Ursache, warum Schiffe ohne Führung auf dem Meere umherstreiben und damit die gleiche Gefahr für den Schiffsverkehr bilden wie die Wracks, zu denen sie in kürzester Zeit herabsinken müssen, ist natürlich eine vielfältige: die Besatzung kann entstehenden Krankheiten oder giftigen Gasen (wie sie bei Seebeben beobachtet wurden) erlegen sein, Hunger und Durst, aber auch Meuterei und Mord und andere Verbrechen haben auf langen Reisen abseits der großen Fahrstraßen Schiffe ihrer Mannschaft beraubt. Die gesamte Besatzung eines amerikanischen Seglers, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen, wurde nacheinander während eines viele Tage anhaltenden Orkans von Sturzseen über Bord gerissen oder von niederprasselnden Stengen und Rahen getötet.

Nahe der afrikanischen Küste wurde ein von der Mannschaft verlassener deutscher Segler mit havarierter Takelage und zerfetzten Segeln angetroffen. Das Schiff war sonst unversehrt, nur die Boote fehlten! Sie waren von der Besatzung offenbar ordnungsgemäß zu Wasser gelassen, denn die Taljeläufer der Davits (der drehbaren Bootskräne) hingen außenbords. Bei genauer Durchsuchung zeigten sich Spuren, die zweifellos auf ein schweres Verbrechen deuteten; es mußte auf der Kajüte und auf der Poop (dem Achterdeck) ein Kampf stattgefunden haben. In den Räumen des Kapitäns waren außerdem alle Schubläden erbrochen, sämtliche Wertgegenstände waren nebst Journal und den anderen Aufzeichnungen verschwunden. Dagegen lagen die Schiffspapiere vollzählig in ihrem Behälter. Und gerade dieser Umstand mußte in höchstem Grade befremdend erscheinen: kein Kapitän hätte die Schiffsurkunden, als wichtigstes Gut, an Bord zurückgelassen.

Der Segler hatte einige Monate vorher in einem mittelamerikanischen Hafen im Golf von Mexiko Holz geladen. Während des dortigen Aufenthaltes war die gesamte Mannschaft ausgewechselt worden. Die Zeit drängte, das Schiff war segelfertig, und der Kapitän mußte sich Hals über Kopf neue Matrosen besorgen. Es meldete sich eine Anzahl abenteuerlicher Gestalten, die sofort angeheuert wurden, obwohl dem Schiffer bedingend von diesem Gelichter abgeraten wurde. Er nahm, was sich im Augenblick bot, weil er unter allen Umständen segeln mußte. Zu spät erfuhren die amerikanischen Behörden, daß die neue Mannschaft des Seglers aus entlassenen Zuchthäuslern und anderem Gesindel schlimmster Art bestand, die alle Ursache hatten, aus den Vereinigten Staaten zu verschwinden. Das Schiff war mittlerweile in See gegangen, und man mußte dem Schicksal seinen Lauf lassen.

Was sich während der Reise an Bord abgespielt hat, wird wohl immer ein Geheimnis bleiben. Man weiß heute nur soviel, daß der Schiffer und seine Offiziere nicht mehr unter den Lebenden weilen; sie sind verschollen. Eingeborene wußten zu berichten, daß an einer entlegenen Stelle der afrikanischen Küste weiße Seeleute landeten, deren Spuren sich in der Wildnis verloren.

Der Letzte von der „Laura May"

Aus der Fülle des Ueberlieferten sei hier der unheimliche Fall der englischen Bark „Laura May" aufgeführt, die von Port Royal (Süd-Carolina) mit einer Ladung Rundholz nach Liverpool unterwegs war und nie ihr Ziel erreichen sollte. Ein einziger — ein Mann am Mast — konnte mehr tot als lebendig von einem Newyorker Dampfer geborgen werden.

Der Mann im Ausguck dieses Dampfers hatte am Horizont ein Wrack gesichtet; einer der Maate war nach oben gegangen, um sich zu überzeugen und gab die Meldung weiter. Ein ragender Mast auf dem Wrack war ausgemacht worden. Der Dampfer fiel drei Strich nach Ost ab, um näher zu passieren. Die Passagiere warteten, abwechselnd von der See zum Topp hinaufblickend, um sich zu vergewissern, wohin die schwarzen Möwen vom Nachtlag des Maates zielten.

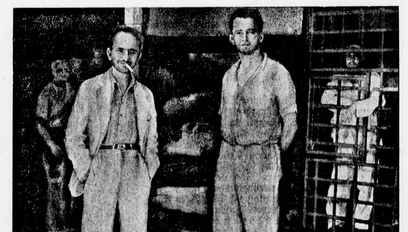
„Es ist ein Mann daran festgebunden!"

Der Ruf von oben fandte einen Schauer der Erregung durch den ganzen Dampfer. Lange bange Minuten des Wartens vergingen, bis der Mast auch von Deck aus zu sehen war. Stück für Stück traten die Einzelheiten heraus — die Steng, die unklare Takelage . . . und etwas anderes — ein Fleck nur, der langsam wuchs zu der nackten Brust eines Mannes in blauen Hosen, der mit vielen Windungen an den Mast gelaschet war.

Der Dampfer wurde gestoppt und ein Boot zu Wasser gelassen.

Es schien kein Leben mehr in dem Schiffbrüchigen zu sein: er hing schlaff nach vorn über und sah schrecklich abgezehrt aus. Näher herangekommen, bemerkte man eine leichte Bewegung des Kopfes, aber es war nur ein Schaukeln des Wracks, und es verschärfte die tote Hilflosigkeit der Erscheinung. Rauhe Hände wurden frauenhaft zart, als sie ihn loschnitten und niederlegten. Dann schuß das Boot zurück zum Dampfer. „Lebt! Noch gerade . . ." sagte der Doktor, als das Boot anlegte. Dann wurde der beängstigend leichte Armvoll an Bord gehoben und dem Doktor überlassen; der Dampfer wurde wieder auf Kurs gebracht, und die einsame Stange mit ihrem Nestwerk von zerrissener Takelage pendelte im Kielwasser langsam außer Sicht.

(Fortsetzung folgt.)



Die kommunistischen Drahtzieher

So sehen die Drahtzieher der brasilianischen Revolte aus, die jetzt hinter Schloß und Riegel sitzen. Der Bursche links heißt Paiva. Ihm war bereits das Amt des Volkskommissars reserviert. Sein Genosse, dessen Rassezugehörigkeit außer Frage steht, sollte Justizkommissar werden. (Scherl Bilderd., K.)

Eisenbahnkatastrophen und ihre Verhütung

Vorbildliche Verkehrssicherung bei den deutschen Bahnen

Gerade waren in den deutschen Familien am Heiligen Abend die Kerzen des Christbaumes angezündet, da kam über die deutschen Sender die Schreckensnachricht von der furchtbaren Eisenbahnkatastrophe in Großheringen. In die große Familie Deutschland, zu der kurz vorher noch Reichsminister Rudolf Heß gesprochen, war tiefe Trauer eingekehrt, ob des herben Verlustes. Ein erhebendes Zeichen war es, daß niemand sich der Trauer verschloß, eing und geschlossen stand das deutsche Volk an der Bahre derer, deren Weihnachtsurlaubsfahrt ein so trauriges Ende nahm.

Liegt es nicht nahe, angesichts der grausigen Trümmer von Großheringen nach den Trägern der Schuld zu fragen und bitter anzuklagen? Aber wir wollen nicht verurteilen, sondern beklagen, daß auch die besten Sicherheitsmaßregeln noch immer nicht ausreichen, um Unfälle im Eisenbahnverkehr nun gänzlich unmöglich zu machen. Wir wissen, daß die Deutsche Reichsbahn sich nichts vorzuwerfen hat; im vollen Gefühl ihrer Verantwortung hat sie gerade auf dem Gebiete des Sicherheitsdienstes bei der Bahn Vorbildliches und alles Mögliche geleistet, so daß es wohl kaum ein außerdeutsches Eisenbahnnetz gibt, das mit so vorbildlichen Signalen und sonstigen Vorrichtungen zum Schutz des Reisenden und des rollenden Materials ausgerüstet ist. Gerade diese Einrichtungen haben uns auf dem engmaschigen deutschen Schienennetz mit seinem starken Verkehr vor Katastrophenserien bewahrt, wie sie in anderen Ländern immer wieder vorkommen. Es ist aber auch das hohe Verantwortungsgefühl des deutschen Eisenbahners, daß die deutsche Verkehrssicherheit auf einen beachtlichen Grad gehoben hat. Dennoch lassen sich Unfälle nicht gänzlich vermeiden. Denn irgendwann einmal versagt auch der Mensch genau wie die Maschine. Daß gerade am Heiligen Abend viele Volksgenossen plötzlich ihr Leben verlieren mußten, ist besonders tragisch. Aber das Schicksal wollte es so. Fragen wir uns, warum die Männer und Frauen, die bei dem Unfall ihr Leben einbüßten, starben, dann können wir nur antworten: für die, die da leben! Denn auch dieser Unfall wird irgendeine Lehre erbringen, wird irgendeinen vielleicht noch so unbedeutenden Hinweis darauf geben, was künftig zu tun ist, damit der Sicherheitsgrad noch weiter hinaufgeschraubt und die nach menschlichem Ermessen vorhandenen Unfallmöglichkeiten noch weiter eingeengt werden können.

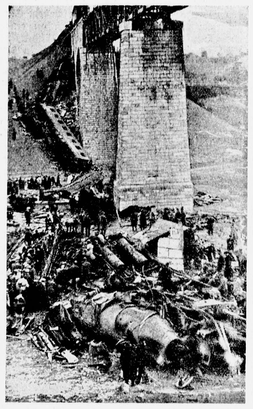
*

Das entsetzliche Eisenbahnunglück ruft die Erinnerung wach an Katastrophen ähnlicher Art. Am 29. Dezember 1879 stürzte in Schottland die Brücke über den Tay ein und riß einen darüberfahrenden Zug mit in die Tiefe. 200 Menschen fanden hierbei den Tod. Auch unser Jahrhundert hat eine Reihe sagenschwarer Eisenbahnunfälle zu verzeichnen. Auf der Pariser Untergrundbahn verunglückten im Jahre 1903 bei einem Zusammenstoß 90 Menschen tödlich, im Jahre 1916 bei einem Zusammenstoß auf der Strecke Wien—Budapest 68 Menschen. Aus den letzten Jahren ist das Unglück auf der Gotthardbahn bei Bellinzona in Erinnerung, bei dem 30 Fahrgäste den Tod fanden, das Unglück im Münchener Ostbahnhof im Jahre 1926 mit 27 Todesopfern und der verbrecherische Anschlag bei Leiferde mit 25 Todesopfern. Im darauffolgenden Jahre verunglückte der Simplonexpreß, wobei 33 Reisende ums Leben kamen. Im vorvergangenen Jahre kamen bei einem Zugbrand in Aegypten 61 Menschen ums Leben, und in dem gleichen Jahre verübte Matuschka seine Eisenbahnanschläge bei Jüterbog und Biatorbagy. Das letzte Unglück forderte 25 Todesopfer. Im Jahre 1933 stürzte in Marokko ein Zug mit Fremdenlegionären ab, wobei 120 Fremdenlegionäre den Tod fanden. Im gleichen Jahre ereignete sich auch das Unglück in Moskau, des etwa 100 Todesopfer forderte. Die Vorläufer des Unglücks bei Lagny im Jahre 1934 sind die Entgleisung des Ausflugszerkehrszuges Paris—Nantes mit 14 Todesopfern am 4. Juni und eines chinesischen Zuges in Kiangsi am 21. August, bei der 60 Offiziere den Tod fanden.

*

Diese Liste wirkt erschütternd. Es sind die Opfer, mit denen ebenso wie auch auf anderen Gebieten der menschliche Fortschritt erkauft wurde. Es ist selbstverständlich, daß mit der Erfindung der Eisenbahn der Menschengeist emsig bemüht war, Sicherungen zu erfinden, die Katastrophen ähnlicher Art verhindern. So wurde ein raffiniertes System von Signaleinrichtungen erdacht, das Zugzusammenstöße und Zugentgleisungen auf ein Mindestmaß herabdrückt. Zunächst wird vor der Abfahrt jeder Zug sorgfältig geprüft, ob er auch völlig in Ordnung ist. Innerhalb des Bahnhofes werden sämtliche Weichen in die richtige Fahrstellung gebracht und erst dann stellt sich das Signal auf freie Fahrt. Die Strecke selbst wird durch Streckenwärter dauernd bewacht. Entdeckt dieser irgendeine Gefahrenstelle, so stellt er das Warnungssignal und in weiterem Abstand das Haltesignal auf. Er legt auch Knallkapseln auf die Schienen und läuft dem gefährdeten Zug mit hocherhobener roter Fahne entgegen. Der Verhinderung von Zusammenstößen dient die Blocksicherung. Mit dem Augenblick, da der Zug einen Blockposten passiert hat, legt der Blockwärter hinter ihm das Signal auf Halt. Es bleibt solange in der Haltlage unter Fernverschluß des nächsten Blockpostens, bis der Zug auch an ihm vorbei ist. Erst dann wird das Signal des rückliegenden Postens elektrisch entriegelt und auf freie Fahrt gestellt. Dadurch wird erreicht, daß sich in einem Blockabschnitt nur jeweils ein Zug befinden kann. Neben diesen grundlegenden Sicherungsvorrichtungen bedient sich die Eisenbahnverwaltung zahlreicher anderer Mittel zur Zugsicherung. Jeder Zug wird umschwirrt von telegraphischen oder telephonischen Meldungen. Sein Nahen wird mit elektrisch ausgelösten Läutewerk angekündigt. Und doch hat man sich mit allen diesen Vorsichtsmaßregeln noch nicht begnügt.

Soll dieses System

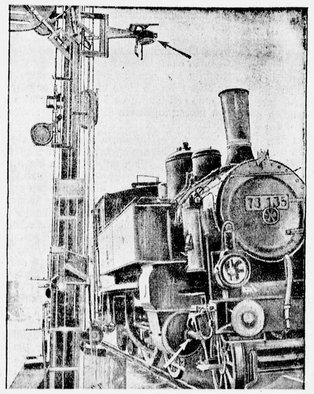


Das Eisenbahnattentat bei Biatorbagy

Das Eisenbahnunglück bei Groß-Heringen

Am 24. Dezember, um 19 Uhr, stieß der D 44 Berlin—Basel bei der Einfahrt in den Bahnhof Groß-Heringen in der Nähe von Apolda auf den ausfahrenden Personenzug Erfurt—Leipzig. Das Unglück forderte 33 Todesopfer und eine große Anzahl Schwer- und Leichtverletzter. Unser Bild: Die Unglücksstätte auf der Saalebrücke (Weltbild, K.)

Der Streckenwärter warnt den entgegenkommenden Zug vor einer gefährlichen Stelle.



Optische Zugsicherung

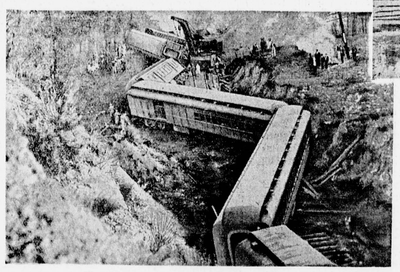
Der untere Pfeil weist auf den Scheinwerfer an der Lokomotive hin, der obere auf den Spiegel am Signal.

der Zugsicherung funktionieren, so ist es Vorbedingung, daß der Lokomotivführer alle Signale auch sicher erkannt und danach handelt. Dieser Umweg über den Menschen versagt jedoch mitunter. Der Lokomotivführer kann vor Uebermüdung ein Signal übersehen. Schwerer Nebel kann die Sicht beeinträchtigen. Daher wird seit Jahren an dem System einer automatischen Zugsicherung gearbeitet, die die Beachtung der Signale unabhängig vom Lokomotivführer erzwingt. Auf den französischen Bahnen hat man vor Jahren beispielsweise das sog. Krokodilsystem eingeführt. Wenn der Zug ein Haltesignal überfährt, erfolgt durch die darüberfahrende Lokomotive eine Kontakthebung, die auf der Lokomotive einen Pfeifenton auslöst und gleichzeitig eine kleine Rakete zur Explosion bringt. Dieses System hat jedoch seine Mängel. Bei Vereisung oder sonst ungünstiger Witterung arbeiten die Kontakte nicht mehr zuverlässig. Auch bei Geschwindigkeiten, die 100 Kilometer übersteigen, arbeiten sie nicht mehr einwandfrei.

In Deutschland werden Systeme vorgezogen, die von Kontakten unabhängig sind, elektromagnetisch bzw. nichtelektrisch arbeiten. Als ein weit zuverlässigeres Mittel als Kontakte hat sich beispielsweise die Selengelle erwiesen. An der Lokomotive befindet sich ein Scheinwerfer, der dauernd einen starken Lichtstrahl nach oben sendet, der gewissermaßen alle Signale abtastet. An den Signalen ist ein Spiegel angebracht, dessen Stellung sich je nach der Lage des Signals ändert. Fährt die Lokomotive an dem Signal vorbei, so wirft der Spiegel das Licht des Scheinwerfers auf die Lokomotive zurück. Hier trifft das Licht auf eine Selenzelle, in der es einen schwachen elektrischen Strom auslöst, der alsdann die Bremsen oder einen anderen Apparat betätigt. Ein Zug also, der ein Haltsignal überfährt, kann ohne Zutun des Lokomotivführers abgebremst werden. Mit dieser Einrichtung ist es auch möglich, zu verhindern, daß der Zug eine bestimmte Geschwindigkeit überschreitet. Soll er beispielsweise an einer gefährdeten Stelle die Geschwindigkeit vermindern, so wird dieses durch eine Blende im Scheinwerfergehäuse der Lokomotive erzwungen, die den Lichtstrahl abhält, solange der Zug die vorgeschriebene Geschwindigkeit einhält. Ist die Geschwindigkeit jedoch größer, so wird ihm nicht der Weg freigegeben, die Selenzelle belichtet und die Bremse in Tätigkeit gesetzt.

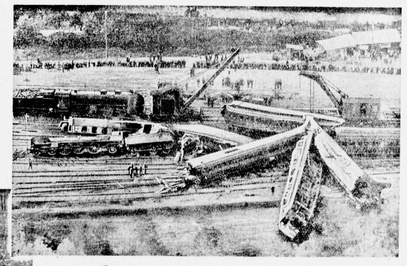
Durch diese umfassenden, freilich auch kostspieligen Vorkehrungen ist es möglich geworden, Eisenbahnunfälle auf jenes Mindestmaß zu verringern, das sich praktisch wohl nie ausschalten lassen wird. Die Sicherheit des Eisenbahnverkehrs ist praktisch viel größer, als der Laie annehmen möchte, wenn er von einem Eisenbahnunglück hört. Die Reichsbahn befördert beispielsweise rund zwei Milliarden Fahrgäste im Jahr, die durchschnittlich über 40 Milliarden Kilometer zurücklegen. Im Jahre kommen ferner bei uns in Deutschland durchschnittlich 40 Personen durch Eisenbahnkatastrophen ums Leben. D. h. es entfallen auf jeden Toten rund eine Milliarde Reisekilometer. Denkt man sich jemand ununterbrochen Tag und Nacht in einem D-Zug sohend, der 100 Kilometer in der Stunde zurücklegt, so braucht dieser Reisende rund 1100 Jahre, ehe er eine Milliarde Kilometer zurückgelegt hat. Nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit müßte er also praktisch Tausende von Jahre reisen, ehe er durch einen Eisenbahnunfall ums Leben kommt. Nebenbei erwähnt, ist die Zahl der Fahrgäste, die durch eigene Unvorsichtigkeit entweder beim Aufspringen oder beim Ueberqueren der Gleise ihren Tod finden, um ein Vielfaches höher als die Zahl der Toten bei Eisenbahnkatastrophen. Deutschland steht in dem guten Ruf, für die Sicherheit seiner Eisenbahngäste vorbildlich bemüht zu sein.

Bilder (5) WV-Archiv.



Eigenartiges Eisenbahnunglück in USA.

Die Wagen sprangen aus den Schienen, eine Zickzacklinie bildend.



Das folgenschwere Eisenbahnunglück bei Nantes im Juni 1933. Die Wagen haben sich sternartig ineinandergeschoben.

Deutschen Volkes Lied um Krippe und Stern

Singendes Volk – gesundes Volk! So könnte man mit Recht sagen; denn immer, wenn ein Volk, und vor allem das deutsche, in der Vollblüte seiner Kraft gestanden, hat es in herrlichen Liedern voll schlichter Bildhaftigkeit und Urwüchsigkeit des Gefühls seinem Erleben Ausdruck verliehen. Und immer sind diese Lieder Bekenntnisse des Gemeinschaftsgefühls, des innigen Verbundenseins aller durch gemeinsames Schicksal. Nirgends prägt sich dieses Erlebnis stärker aus als im deutschen Volkslied, das Kunde gibt von allen großen Ereignissen, die Menschenleben beglücken oder erschüttern. Und zu diesen Ereignissen gehört als eines der tiefgreifendsten das Volkes Begegnung mit Gott. Gerade in den ältesten Liedern, die uns aus der vorchristlichen Frühzeit unseres Volkes überkommen sind, ist diese Begegnung immer wieder mit erschütternder Gewalt gestaltet. Aber auch in der christlichen Zeit hat das Volk von diesem Erlebnis gesungen, und zu den schönsten Beispielen des geistlichen Liedes gehören die, welche das deutsche Volk an der Krippe des „höchsten Helden", wie der Heilandsänger Christus nennt, und mit den Königen unter dem weisenden Stern gesungen hat.

Den jungen deutschen Stämmen erging es, als vor tausend und mehr Jahren die Frohbotschaft zu ihnen kam, wie uns Schulansängern damals, als wir die Weihnachtsgeschichte zu lernen bekamen. Zuerst waren wir einmütig in der entrüsteten Ablehnung: eine so unerhört neue, unsern ganzen, mit viel Spiel und Freizeit so schön geordneten Lebensplan umwerfende Sache, nein, die machen wir nicht mit. Wir sagen dem Lehrer ganz einfach . . .

Der Schluß war aber der, daß wir uns mit der Mutter schön aufs Sofa setzten, und nach und nach wurde es in uns licht, und wir ahnten etwas davon, daß es wohl der rechte Augenblick war, in dem der Lehrer uns vor die erste ganz große Aufgabe stellte.

Anderntags gab es in der Schule eine große Ueberraschung: von allen dreißig Jungen — die Mädchen zählten nicht, ihnen fiel das Lernen jo wieso leicht — konnten nur zwei die Geschichte hersagen. Und nun wurden nicht etwa die anderen über die Bank gelegt, sondern ganz mitleidet, und wir beide wurden ihnen gar als Auserwählte, als Helden und Vorbilder vor Augen gestellt, obwohl wir unserer Sache doch keineswegs so sicher gewesen waren. Ja, wirklich, wir mußten an diesem Tage ein ganz merkwürdige Beobachtung machen: während der Lehrer im Rechnen und Lesen so bedauerlich hart darauf bestand, alles genau zu hören, wie er es sich als richtig ausgedacht hatte, brauchten wir die Weihnachtsgeschichte gar nicht auswendig zu können. Er sagte sogar: erzählt nur alles so, wie es euch einfällt, da weiß ich am besten, ob ihr auch etwas davon verstanden habt.

So ähnlich also, denke ich mir, ist es auch unseren Vorfahren mit dem Evangelium gegangen. Sie hatten wohl auch zuerst gedacht, sie müßten es „auswendig", im wörtlichsten Sinne auswendig lernen und wie ein fremdes Gewand antun. Bis ihnen die Erkenntnis aufleuchtete, daß das ein großer Irrtum war, daß sie es im Gegenteil zu allererst ganz innerlich aufnehmen müßten, und davon dann dürften und sollten sie in eigenen Worten und Weisen künden, ganz wie das Herz sie drängen würde. Da ließen sie sich gerne bewegen, auf die Christfahrt zu ziehen. Und was sie da fanden und erlebten, davon melden die alten deutschen geistlichen Volkslieder, vorab die Lieder von der Erwartung und der Ankunft des Herrn. Zuerst sind sie herb und trutzig, bewehrt nach allen Seiten, dann, als das heilige deutsche Reich auch in der Seele des Volkes stark und sicher aufgerichtet ist, tönen sie frei und fröhlich durchs Land und durch die Jahrhunderte bis zu uns. Wir aber lauschen auf sie und singen sie wieder, um uns an ihnen zu stärken und an der Kultursicherheit unserer Vorfahren, die solche herrliche deutsche Lieder vom Christkind schaffen konnten.

Das älteste Weihnachtslied, das wir kennen, mag etwa 900 Jahre alt sein. Es lautet etwa so:

„Nun sei uns willkommen, Herre Christ,
Der Du unser aller Herre bist?
Nun sei uns willkommen, lieber Herre,
Der Du nun unter uns zugegen bist —
Kyrieleison.

Nun ist Gott geboren zu unser aller Trost,
Der die Höllenpforten mit seinem Kreuz aufschloß.
Seine Mutter, die heißt uns Maria,
So steht geschrieben in der Schrift von ihr —
Kyrieleison."

Dieser feierliche Willkommengruß wurde, so berichtet uns eine alte Ueberlieferung, im Münster zu Aachen von den Schöffen gesungen: „In der Christnacht versammelten sich die Herren Schöffen auf ihrer Gerichtsstube, gingen dann in die Münsterkirche, wo sie die Chorstühle der rechten Seite einnahmen. Nach dem Evangelium stimmte der Schöffen-Meister das Lied: „Nun sei uns willkommen, Herre Christ" an, welches vom Chore fortgesungen wurde." — Auch aus Thorn an der Maas ist das Lied überliefert; dort sangen es die Schiffer in der Klosterkirche zur Christnacht, und die Aebtissin war gehalten, ihnen dafür nach dem Gottesdienste einen guten wärmenden Trunk zukommen zu lassen. Dieses älteste bekannte Weihnachtslied stammt wohl aus dem 11. Jahrhundert. Etwas jünger ist ein Lied, das in der Heidelberger Liederhandschrift und in der Manessischen Handschrift steht und dem Spervogel zugeschrieben wird. Die Zeit des Minnesanges ist hereingebrochen, an der dichterischen Kraft der Verse, an der Fülle und Tiefe ihres gedanklichen Inhalts spürt man, daß hier eine dichterische Persönlichkeit gestaltet hat, die am gewaltigen Aufschwung deutscher Kunst in jenen Tagen mitwirkte und selber mitgetragen wurde von der hochaufsteigenden Welle.

Diese Dichtung des höfischen Lebenskreises ist mit dem Volksliede einig in der gedanklichen Haltung, mit der sie das Kind von Bethlehem begrüßt. Wir haben ja die Heldenzeit des christlich deutschen Geistes vor uns: der Heiland ist diesen wehrhaften, kampfgewohnten Menschen der Herzog dem Dienst und Gehorsam gebührt, der „große Herr und starke König". Die Weihnachtslieder dieser Zeit sind davon gab das erste Volkslied und gibt die folgende Strophe des Dichters Spervogel Kunde:

Christkönigsmetin in der Arie „Großer Herr und starker König" in Joh. Seb. Bachs Weihnachtsoratorium musikalisch seinen starken Ausdruck gefunden hat.) Der Spervogel stellt in seinem Weihnachtslied, das in wuchtigem ebenem Rhythmus durch die Jahrhunderte bis in unsere Zeit tönt, dem Christ allsogleich den bösen Feind gegenüber, dem er die Herrschaft zu entreißen in die Welt kommt:

Er ist gewaltig und stark,
der zu Weihnacht geboren ward,
das ist der heilige Christ.
Drum lobt ihn alles, was da ist,
nur nicht der Teufel alleine;
für seinen großen Uebermut,
ward ihm die Hölle zuteile.

In der nun folgenden Zeit macht das Volkstümliche und mit ihm das Weihnachtslied eine entscheidende Wandlung durch. Die herbe, trutzige Härte weicht, es legt gleichsam Schwert und Panzerhemd ab und tritt vor uns hin in friedlicher Haustracht, der die allgemeine Verfeinerung und Bereicherung des äußeren Lebens wohl anzusehen sind. Wie es aber mit dem Volksleid freier und geschmeidiger in der Form geworden ist, so ist es inhaltlich — zweifellos unter dem Einfluß der Mystik — reicher und zarter, aber auch persönlicher, weicher, häuslicher im Gefühlsausdruck geworden. Dabei bleibt es aber durchaus das Lied der Gemeinschaft, es hat sich nicht etwa von ihr losgelöst und eine Sonderentwicklung gewonnen, sondern es hat sich gewandelt wie sie, die Gemeinschaft des singenden christlichen deutschen Volkes, sich gewandelt hat aus der Zeit des äußeren und inneren Kampfes um das Reich Gottes auf Erden zur Zeit der Fülle des Besitzes.

In diesen geschärften, befriedeten, glücklichen Landen christlich-deutschen Geistes erwachen und erwachsen nun jene Lieder, die auf uns gekommen sind und die wir heute noch pflegen und hochhalten: „Es ist ein Ros entsprungen", „In dulci jubilo", „Der Tag der ist so freudenreich", „Nun patores laudavere, den die Hirten lobten sehre", „Joseph liebster Joseph mein", „Vom Himmel hoch ihr Englein kommt" und viele, viele andere. Mit inniger Freude lesen und singen wir am Weihnachtstage:

Ein Kindelein so löbelich
ist uns geboren heute,
von einer Jungfrau innigsich,
zu Trost uns armen Leuten.
Wär uns das Kindlein nicht geborn
so wärn wir allzumal verlorn:
das Heil ist unser aller.
Ein, süßer Jesu Christ,
der du Mensch geboren bist,
behüt uns für der Hölle.

Die beiden ältesten Weihnachtslieder, die wir pflegen, mögen Johann Tauler Weihnachtsschiffslein „Uns kommt ein Schiff geladen recht auf sein höchsten Bord" und das kraftvolle, an die oben geschilderte erste Zeit des deutschen Weihnachtsliedes gemahnende Bekenntnislied sein:

Gelobet seist Du, Jesu Christ,
daß Du Mensch geboren bist,
von einer Jungfrau, das ist wahr:
des lobet Dich der Engel Schar, — Kyrieleis.

Joh. Seb. Bach hat Wort und Weise in sein Weihnachtsoratorium hineingenommen. (Ohne daß wir es beabsichtigt hätten, werden hier die Namen Tauler und Bach in einem Zusammenhang genannt. Die beiden gehören geistig eng zusammen, der große Mystiker und der begnadete Baukunstmächtige Musiker. Wir wissen es, daß Bach Taulers Schriften oft und oft mit Inbrunst gelesen hat.)

Das Fest der heiligen drei Könige hat frühzeitig Anlaß zu szenischen Darstellungen, zu Volksspielen und Sternsingerumzügen gegeben. Die Lieder die dabei gesungen wurden, sind echt volksmäßig. Jede Landschaft hat ihr Dreikönigsspiel, in das sich die Lieder allmählich erweiterten. Ein solches Lied, das in drei kurzen Strophen den wesentlichen Inhalt der Lieder und Spiele zusammenfaßt, mögen den Schluß dieser Betrachtung bilden und noch einmal ihren tiefen Sinn andeuten: zu zeigen, wie der königliche Stamm der Deutschen sich auf Fahrt begibt zu dem Christkind, wie er Segen und Erbteil in Empfang nimmt und gut mit ihnen schaltet, so daß wir Spätgeborenen in glücklichem gesegnetem Ueberfluß uns stark machen können zur Erfüllung unserer Kulturaufgabe.

Unser Christfahrtlied aber lautet:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
die suchten den Herrn, sie hätten ihn gern.
Sie kamen vor Herodes Haus,
Herodes sprach zum Fenster heraus:

Ihr lieben drei Weisen kommt rein zu mir,
ich will euch geben Wein und Bier,
ich will euch geben Heu und Stroh,
auch sollt ihr haben die Herberg frei! —

Ach nein, ach nein, wir müssen fort,
wir haben ein kleines Kindlein dort,
ein kleines Kindlein, ein großer Gott,
der alle Dinge erschaffen hat.

Hans Lindenschmidt.

Deutsche Dreikönigsdarstellung im Dom zu Köln

Als Albrecht Dürer im Herbst 1520 auf seiner niederländischen Reise sich etwa zwei Wochen in Köln aufhielt, ließ er sich für zwei Weißpfennig auch „die Tafel aufsperren, die Meister Stephan zu Köln gemacht hat". Gemeint ist jedenfalls der Altar der Heiligen drei Könige in der Ratskapelle des Doms, von dem wir wissen, daß er auch sonst besonders wert gehalten worden ist. Auf Grund jener Notiz ist es nun möglich gewesen, den Namen des Künstlers festzustellen: es ist Stephan Lochner, der, aus Meersburg am Bodensee gebürtig, von dort zu unbekannter Zeit nach Köln gekommen ist, wo er 1451 gestorben ist. (Fodor M)

Aus fernen Zonen

„Herrlich war's im Wilden Westen!"

Unter Indianern und Grislybären. — Auf den Spuren der seltensten Tierarten der Welt

Der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, Dr. Luh Heck, ist von einer dreimonatigen Tierfangexpedition durch Kanada nach Deutschland zurückgekehrt. Einer unserer Mitarbeiter hat Herrn Dr. Heck, ihm von den Abenteuern und Erlebnissen seiner interessanten Expedition zu erzählen.

Ein richtiges Trapperleben . . .

Der Berliner Zoologische Garten gilt als vorbildlich in der ganzen Welt. Dieser ehrenvolle Ruf beruht nicht zuletzt auf der Tatsache, daß bei seiner Einrichtung und sämtlichen jeweils eintretenden Neuerungen alle Erfahrungen verwertet wurden, die bisher in der Tierhaltung in allen fünf Erdteilen gemacht wurden. Schon vor Jahren weilte Direktor Dr. Heck in Abessinien und dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika, um die dortigen Fangverhältnisse zu studieren und dem Zoologischen Garten neue Bewohner zu gewinnen.

Diesmal war das Reiseziel der Wilde Westen vom Staate Alberta bis Britisch-Kolumbien. In Begleitung des jungen Zoowärters Moesags der die Pflege der neu eingefangenen Tiere zu übernehmen hatte, ging es zunächst per Schiff nach Newyork und von dort in dreitägiger Landreise nach Edmonto im Staate Alberta, dem Ausgangspunkt in den Wilden Westen. Dort begann dann für die beiden Deutschen ein monatelanges freies Trapperleben voll echtester Wildwest-Romantik, wie wir als Jungen es uns geträumt haben.

Nächte unter freiem Himmel bei 35 Grad Kälte

„Es war herrlich im Wilden Westen", erzählt Dr. Hed, „so schön, daß ich mich nach meiner Rückkehr nur schwer wieder an die Zivilisation gewöhnen konnte. Ich verlebte unvergeßliche Tage und Nächte im Zelt, Schlafsack und Elchlederhemd oder am prasselnden Lagerfeuer unter freiem Himmel. Dabei war es nachts oft schon empfindlich kalt. In diesen Fällen tut der mit weichen Federn gefütterte Schlafsack besonders gute Dienste. Bevor man sich im Wilden Westen zu Bett' legt, macht man ein Lagerfeuer an, das ungefähr Länge und Form des Schlafsackes hat. Wenn dann das Feuer den Boden tüchtig angewärmt hat, schafft man die Glut beiseite und richtet an deren Stelle seinen Schlafsack auf, wobei man als Unterlage eine Anzahl Fichtenzweige zu nehmen pflegt. Auf diese Weise kann man selbst eine Kälte bis zu 35 Grad im Freien ungefährdet überstehen. Als Fußbekleidung tragen auch die Trapper indianische Mokassins mit mehreren paar Strümpfen darunter.

Meine Hauptwaffe war die — Kamera, doch sprachen auch Mauserbüchse, Doppelbüchse und Drilling mitunter ein gewichtiges Wort. Vor allem die Mauserbüchse hat sich bei Erlegung sämtlicher im Wilden Westen vorkommender Tierarten sehr bewährt. Da gab es sowohl in freier Wildbahn als auch in riesigen staatlichen Naturschutzparks die prachtvollen amerikanischen Elche, wunderbare Wapiti-Hirsche, die das stärkste Geweih aller Hirscharten in Kanada tragen, und mächtige Bisons, die Vettern des bis auf 70 Stück ausgestorbenen europäischen Wisents."

Drei Tagebücher voll Jagdabenteuer

Durch einen rücksichtslosen Ausrottungsfeldzug waren die berühmten Büffel bekanntlich bis vor einem halben Jahrhundert auf etwa 200 Stück zusammengeschmolzen, haben jedoch inzwischen an Zahl wieder gewaltig zugenommen. Heute zählt man bereits wieder etwa 20 000 Bisons in den staatlichen Naturschutzparks, ja man muß sogar Hunderte der kostbaren Tiere abschießen, um die bisherigen Zuchterfolge nicht zu gefährden. Nicht weniger als drei Tagebücher voll Jagdabenteuer und Tierbeobachtungen hat Dr. Heck aus Kanada mitgebracht. So manchen kapitalen Wapiti-Hirsch, Elchschaufler oder Büffel, ja selbst einen zwei Meter hohen Grisly-Bären, den König des kanadischen Urwaldes, hat die Mauserbüchse gefällt. Durch Dick und Dünn folgte Dr. Heck auf Indianer-Schleichfaden den Spuren der seltensten Tierarten der Welt. So ist er einmal nicht weniger als vier Stunden auf allen Vieren Big-Horn-Wildschafen nachgekrochen, die in den Rocky Mountains in Höhen bis zu 3 000 Metern ihr Dasein fristen. Außer den Gewehren haben hierbei auch deutsche Ferngläser Dr. Heck gute Dienste geleistet. Auf diesen Jagdfahrten ist der Reisende natürlich auch mit vielen Deutschen zusammengetroffen, die zum Zeichen ihrer Herkunft vielfach ein Ahornblatt mit dem Hakenkreuz tragen. Man zählt unter den 10 Millionen Einwohnern Kanadas immerhin 400 000 Jäger, Trapper und Händler deutscher Abstammung.

Mit den im Wilden Westen noch ansässigen Indianern ist Dr. Heck stets gut auszukommen. Es gelang ihm, von den Rothäuten zahlreiche Raritäten zu erwerben, wie sie wohl noch nie vorher ein Zoodirektor in den Koffern gehabt hat.

Amerikanische Elche für Mecklenburg

„Erfreulicherweise", fährt Dr. Heck fort, „hatte ich auch sehr gute Fangerachnisse zu verzeichnen, ebenso glückte mir der Erwerb besonders seltener Tiere für den Berliner Zoo. So sind in Begleitung des Tierwärters Moesges bereits 7 Elche und etwa 20 Bisons, ferner Big-Horn-Schafe, Gabelantilopen, sowie 10 Paar Brautenten und andere Kleintiere nach Deutschland unterwegs. Wenn alles gut geht, werden sie in einigen Wochen in Europa eintreffen. Die Elche wurden nicht, wie üblich, in der Wildnis mit Netzen gefangen, sondern von Farmern erworben. Sie werden in Naturschutzgebieten Mecklenburgs ausgesetzt werden. Die Bisons hingegen sind zur Kreuzung mit deutschen Wisenten bestimmt. Die Regierung von Kanada wollte zunächst nur für 4 Bisons Ausfuhrerlaubnis erteilen, doch ist anzunehmen, daß inzwischen auch die übrigen Büffel für Deutschland freigegeben wurden. Sämtliche Tiere werden, bevor sie ihre neue Heimat finden, im Berliner Zoo eine Eingewöhnungszeit durchzumachen haben."

Außer dieser lebenden Ausbeute hat Dr. Heck auch zahllose wertvolle Photos sowie Gebrauchsgegenstände der Trapper und Indianer nach Deutschland mitgebracht. Sie füllen einen ganzen großen Tisch im Berliner Zoo. Da sind echte Elchlederhemden mit Reißverschluß, Tomhawks und Mokassins, indianischer Kopfschmuck, Lederarbeiten und Perlenstickereien, Skalpiermesser und Indianerpfeife sowie Biberharpunen. Selbst getrocknetes Bisonfleisch, sogenanntes Pemmikan, das, gemahlen und mit Fett verrührt, eine sehr nahrhafte Speise darstellt, fehlt nicht unter den vielen Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aus dem Wilden Westen.

Amerika heute / Von Collin Roß

Fast allgemein ist die Meinung verbreitet, daß das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika unvergleichlich wohlhabender und „besser dran" sei als das deutsche Volk. Der „reiche Onkel aus Amerika" spukt noch in vielen Gehirnen, und Wundermären werden erzählt von Leuten, die nach Amerika ausfuhren und nach 2 oder 3 Jahren als Millionär heimkehrten. Da ist es sehr aufschlußreich, was uns ein so vorurteilsloser Reisender wie Dr. Collin Roß über die heutigen Verhältnisse in USA erzählt, ein Mann, der sich nie achtet hat, die Wahrheit auszusprechen. In seinem neuen Buch „Amerikas Schicksalsstunde. Die Vereinigten Staaten zwischen Demokratie und Diktatur" zieht er schonungslos den Schleier von der Maske der Wohlhabenheit und Sättigung und enthüllt Amerikas wahres Antlitz, in das die Zeichen von Not und Entbehrungen eingegraben sind. Wir bringen aus dem Buch einen Abschnitt zum Abdruck.

*

Tief unten lag Trinity Church, die Kirche des Dreieinigen Gottes (Es handelt sich um eine anglikanische Kirche. Die Red.), wie versunken in dem bodenlosen Schlund zwischen den Wolkenkratzern. Die Aufzüge in den Geschäftshäusern stürzten in ihren Schächten herunter, passierten die Kirchturmspitze, die einst hoch über alle Dächer der Stadt am Hudson ragte, hielten und spien ihren Inhalt auf den Broadway. Der „Breite Weiße Weg", der weiter oben um den Times Square herum, wo er in einer wahren Lichtflut ertrinkt, seinen Namen zu Recht trägt, ist hier unten eine enge, finstere Schlucht. Die aus den Büros und Geschäften strömende Masse füllt sie in ihrer ganzen Breite, nach der nächsten Station der Untergrundbahn hastend, die sie nach einem Tage rastloser Arbeit heim oder zu den lockenden Lichtern des Breiten Weges tragen soll.

Am Weg lag die Kirche. An dem alten, schmiedeeisernen Gitter hing ein Schild, das zum Abendgottesdienst einlud. Einer plötzlichen Eingebung folgend lenkte ich meine Schritte zum Tor, aber der Druck der vorwärtsdrängenden Menschenmasse war so stark, daß er mich zunächst daran vorbeitrug, wie die Strömung den Schwimmer fortreißt.

Als ich mir den Weg zurückerkämpft und das Kirchentor öffnete, rauschte mir aus blendender Helle die Orgel entgegen. Aber verwirrt stand ich einen Augenblick auf der Schwelle, nicht wissend, ob ich weiterschreiten oder umkehren sollte — die Kirche stand leer. Strahlende Kerzen umflimmerten den goldaltarnden Altar. Davor stand der Priester im reichgestickten Chorhemd der anglikanischen Geistlichen. Aber auf den Bänken vor ihm saß kein Mensch.

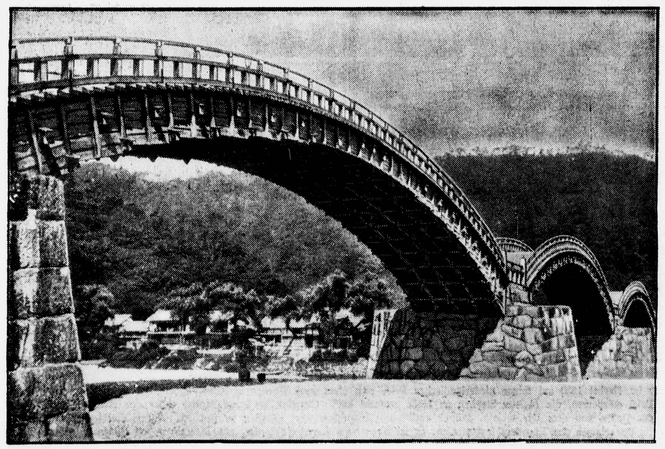
Wie die Orgel verstummte und der Priester die Stimme erhob zum Wechselgesang der Litanei, erschrak ich; denn wo war die Gemeinde, die sich mit ihrem Hirten in dem großen Lobgesang vereinen sollte? Aber eine Stimme aus der Tiefe des Kirchenchores antwortete der vor dem Altar. Das Wort der Schrift fuhr mir durch den Sinn: „Wenn Menschen schweigen, werden die Steine schreien!" Allein es war nur eine Frauenstimme, wie ich, mich umdrehend, erkannte. Auf der hintersten Bank saß eine Dame im Pelz. Sie und der Pfarrer sangen die Litanei. Der Gottesdienst ging zu Ende mit Gebet, Gesang und Predigt, als sei die ganze Kirche voll frommer Beter.

In später Abendstunde trug mich einer der Expreßzüge, die ununterbrochen Tag und Nacht die Eingeweide der Millionenstadt durchrasen, an den Harlem-Fluß, an das Ende der Insel Manhattan, die einst ein Deutscher in holländischen Diensten von den Indianern erkauft. Hier waren die frostkalten Straßen leer, aber in den Kellerlokalen, die mit roten Lampen lockten, stauten sich die Menschen. Schwarz und Weiß saß da eng aedrängt im schwülen Dämmern der verhängten Glühbirnen, schob sich auf dem überfüllten Tanzboden. Die Jazzkapelle aellte, die farbigen Tänzer kreischten, und zwischen die Neger und Mulatten mischten sich die Weißen, bemüht, es den Schwarzen gleichzutun, befriedigt lächelnd, wenn diese ihnen anerkennend zunickten.

Auf dem gleichen Boden verstieß es einst die gute Sitte, eine Frau in der Oeffentlichkeit zu küssen, selbst wenn es die eigene war, als das Vermächtnis der Pilgerväter noch lebendig war, die eine „Neue Welt des Heiligen Versuches" aufbauen wollten, einst, als die Kirche des Dreieinigen Gottes noch nicht im Abgrund zwischen den Türmen des Goldes versunken war.

Die versunkene Kirche

Aus: Colin Roß, Amerikas Schicksalsstunde. Mit Genehmigung des Verlages Brockhaus, Leipzig.



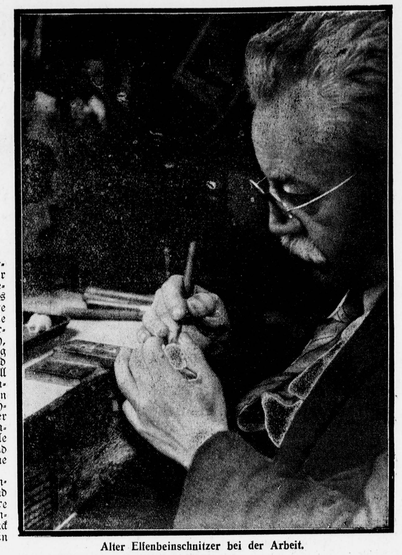
Japanische Brückenbaukunst

Eine japanische Brücke aus dem 17. Jahrhundert, die heute noch dem Verkehr dient.

(Weltbild, M.)

Elfenbeinschnitzer im Odenwald

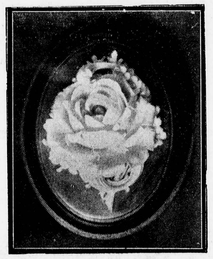
An der Stätte einer alten Volkskunst



Alter Elfenbeinschnitzer bei der Arbeit.

Der Elefant im Städtchen

Erbach im Odenwald, mitten im schönen hessischen Odenwald: Rings um das wuchtige Barockschloß der Grafen zu Erbach mit seinem mächtigen, Jahrhunderte alten Burgfried kuscheln sich die mittelalterlichen spitzgiebeligen Fachwerkhäuser und liegen da behaglich in dem Schutz ihres steinernen Wächters. Wenn wir die Straßen dieses verwunschenen Städtchens durchwandern, begegnet uns auf Schritt und Tritt der Elefant, nicht so, als ob der Dickhäuter in den winkeligen



Die weltberühmte Erbacher Rose.

Gassen seinen Morgenspaziergang machte, sondern wir sehen ihn etwa in die dicken Bohlen eines Tores eingeschnitten oder über dem Torbogen in seiner ganzen Größe an die Wand gemalt, wir sehen ihn in allen Variationen in schmalen Schaufenstern stehen, aus Elfenbein geschnitzt, dem edlen Material, das in seiner unaufdringlichen Vornehmheit diesen schmalen Fensterchen einen eigenen Reiz verleiht. Wir würden verwundert nach der Herkunft des Elefanten fragen, wenn wir nicht wüßten, daß wir uns hier im Zentrum der deutschen Elfenbeinschnitzerei befinden. Aber warum hat er gerade in dieses stille Odenwaldstädtchen den Weg gefunden?

Anno 1783

Das war im Jahre des Heils 1783, als Graf Franz zu Erbach in Gegenwart hoher fürstlicher Persönlichkeiten und Beamten den ehrbaren Horn- und Holzschnitzermeistern von Erbach und dem nahen Michelstadt einen neuen Zunftbrief nebst Siegel und Zunftlade feierlich überaab. Auf seinen ausgedehnten Reisen hatte er die Elfenbeinschnitzerei kennen gelernt, und seine Begeisterung für diese Kunst war so groß, daß er sich entschloß, dieselbe wenn irgend möalich auch im Odenwald einzuführen. Den Entschluß in die Tat umzusetzen, dazu war der Erlaß dieses Zunftbriefes der erste Schritt.

Graf Franz hatte selbst die Dreherei erlernt und konnte an diesem Tage eine ganze Reihe wertvoller Elfenbeinarbeiten den biederen Meistern vorlegen, die ihn daraufhin zum Zunftmeister ernannten. Trotz seiner unermüdlichen Tätigkeit für die Elfenbeinschnitzerei sollte der gräfliche Meister ihre Blütezeit nicht mehr erleben. Es vergingen noch lange Jahre, bis sich die Meister mit dem neuen Material so weit vertraut gemacht hatten, um es in der richtigen Weise verwerten zu können

Aus Handwerkern werden Künstler

Zu weittragender Bedeutung gelangte die Odenwälder Elfenbeinschnitzerei erst um das Jahr 1840. Die Entwickelung war vor allem ein Verdienst des Tiermalers Kehrer, der die jungen Schnitzer in seiner Sonntagszeichenschule zu genauen Naturbeobachtern machte und ihnen eine gute zeichnerische Durchbildung vermittelte. Seine Vorliebe für Tiermotive übertrug sich naturgemäß auch auf seine Schüler, und es entstanden in dieser Zeit jene Tierbroschen, die uns noch heute durch die Feinheit ihrer Ausführung entzücken.

Aber die schönen Frauen von Wien und Paris trugen nicht nur die Erbacher Broschen, sondern sie benötigten auch Fächer, Armbänder, Ketten und Anhänger mit eingelegten Bildnissen, und die Odenwälder trugen diesen Wünschen wohl Rechnung. Diese stark Berücksichtigung des Marktes konnte aber auf die Dauer nicht ohne Schädigung für die Volkskunst, zu der die Elfenbeinschnitzerei inzwischen geworden war, bleiben, die sich dann auch in zeitweisem Niedergang des Gewerbes bemerkbar machte.

Nach hundert Jahren, da blühen die Zeiten der Rosen

Und doch, rund hundert Jahre nachdem Graf Franz die Elfenbeinschnitzerei eingeführt hatte, sollte eine große Zeit für die Erbacher Schnitzer anbrechen. Friedrich Hartmann, ein begabter Künstler und leidenschaftlicher Rosenzüchter, bildete eines Tages eine halbaeöffnete Rose in Elfenbein nach. Diese Rose stellte er 1873 in Wien aus, und

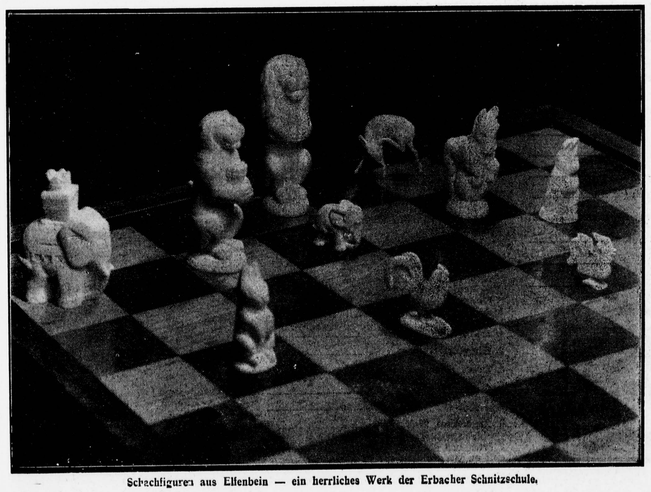
Eine Schülerarbeit, die aber schon große Meisterschaft verrät.

bald war die „Erbacher Rose" in aller Welt bekannt und begehrt. Ein ganzes Jahrzehnt beherrschte sie den Markt. Die Händler kamen persönlich nach Erbach, um sich gegenseitig zu überbieten, und die Meister mit all ihren Gesellen konnten der steigenden Nachfrage kaum nachkommen. Ein reicher Geldstrom floß damals in das stille Odenwaldtal, und mancher strebsame Handwerksmeister kam in der „Rosenzeit" zu Wohlstand und Besitz. Andere wieder wurden trunken vor soviel Glück und begannen ein „großes Leben".

Doch die Rosen, sie welken

Jedoch dieser Freudentaumel sollte schon bald einer tiefen Ernüchterung Platz machen. Der wandelbaren Frau Mode fiel es plötzlich ein, die Erbacher Rose aus der Liste ihrer unumgänglich notwendigen Requisiten zu streichen, und weder als Brosche oder Anhänger noch als Briefbeschwerer fand die Broschc Absatz. In den Schnitzerstuben hielt eine schwere Zeit ihren Einzug. Massenhaft wurden die Gesellen entlassen, die sich jetzt notgedrungen selbständig machten. Da sie aber nur „auf Rosen eingearbeitet" waren, diese Arbeiten aber nur schlecht bezahlt wurden, verlegten sie sich zwangsläufig auf die Herstellung billiger Massenartikel, um wenigstens das Allernotwendigste zu verdienen.

Viele hatten auch die Erfolge der Rosenzeit dazu benutzt, sich „künstlerisch auszubilden". An der Kunstakademie hatten sie „alle Stile beherrschen" gelernt und schnitzten jetzt nicht mehr Rosen und Hirsche, sondern Pokale, Madonnen in allen Stilen und Kunstrichtungen, Erzeugnisse, die von echter Volkskunst immer weiter abrückten. Die fast schrankenlos angewandte Kopiermaschine machte das Kunsthandwerk vollends zur Industrie.



Schachfiguren aus Elfenbein — ein herrliches Werk der Erbacher Schnitzschule.

Die einzige Elfenbeinschnitzerschule der Welt

Um dieser Gefahr, die dem Odenwälder Kunsthandwerk drohte, Einhalt zu gebieten, rief der hessische Staat die „Fachschule für Elfenbeinschnitzerei und verwandte Gewerbe" ins Leben, die 1892 ihre Tätigkeit aufnahm. Sie erteilte zunächst nur Zeichen- und Modellierunterricht, richtete dann aber auch Lehrwerkstätten ein, um ihren Schülern auch eine gute handwerkliche Ausbildung zu geben.

Drei Jahrzehnte hat die Fachschule, die die einzige Elfenbeinschnitzerschule der Welt ist, ihre Tätigkeit ausgeübt. Heute ist es eine ihrer ersten Aufgaben, die Odenwälder Schnitzerei als das zu erhalten, was sie ist: echte Volkskunst. Sie lehrt keine „Stile", sondern sie leitet ihre Schüler an, den künstlerischen Wert am einfachen Bildwerk zu erkennen und etwas Einfaches aus eigener Gestaltungskraft zu schaffen.

Und heute?

Der Ausbruch des Weltkrieges brachte die Elfenbeinschnitzerei natürlich fast völlig zum Erliegen. Als dann aber Gold- und Silberschmuck immer mehr verschwand, kam das Elfenbein wieder zu Ehren. Nach dem Kriege wurde sogar die „Erbacher Rose" wieder entdeckt, und fast schien es, als sollte eine neue „Rosenzeit" anbrechen. Die dunklen Jahre der Wirtschaftskrise machten dann ihren heimenden Einfluß geltend. Im Landkreis Erbach gibt es heute 126 selbständige Unternehmen der Elfenbein- und Bein-Industrie, deren Arbeitnehmer sich auf rund 400 Mann belaufen.

Odenwälder Elfenbeinschnitzerein, das ist nicht nur in Deutschland zu einem feststehenden Begriff geworden, sondern sie haben in aller Welt Anklang und Eingang gefunden.

Auch dieses Böckchen zeugt von der Reife der Erbacher Schnitzkunst.

Allerdings wurde in jüngster Zeit die Ausfuhr durch allerlei Zollbestimmungen der Empfangsländer nicht unwesentlich erschwert. Trotzdessen ist zurzeit die Lage der Odenwälder Schnitzer recht schwierig. Schon seit Wochen mußte in den meisten Werkstätten kurz gearbeitet werden. Da sich diese hemmenden Zollbestimmungen zumeist auf Fertigwaren beziehen, führt man vielfach halbfertige Erzeugnisse, beispielsweise Brochen ohne Ansteckadel, aus. Aber dieser Notbehelf zeigt schon, daß die Odenwälder Schnitzerei heute mehr denn je auf den Binnenmarkt angewiesen ist, und wir glauben bestimmt, daß die Elfenbeinschnitzerei in Zukunft in Deutschland wieder mehr Beachtung finden wird als in den vergangenen Jahren.

Aufnahmen (5) Fachschule Erbach i. O. (WV-Bilder)

Mathematisch betrachtet

Mathematikprofessor: „Ich bin nicht ärgerlich, weil Hans zwei Mark verloren hat. Nur über die Summe, die das in zwanzig Jahren ausmacht, ärgere ich mich."

Frau: „In zwanzig Jahren? Wieso denn?"

Professor: „Ueberlege dir mal: wenn Hans täglich zwei Mark verliert, so macht das in zehn Jahren mit Zins und Zinseszins 9264 Mark! Und da soll man sich nicht ärgern?"

Die Glückliche

Minna zum Hausherrn: „Herr Meister, ich habe heute meine Stellung im Hause gekündigt."

Hausherr: „Glückliches Mädchen! Ich kann nicht kündigen!"

Die Makellose

Mann: „Wenn andere einen Fehler machen, so sehen sie es wenigstens ein; kannst du das denn nicht?"

Frau: „Habe keine Gelegenheit dazu; ich mache keine Fehler!"

Und die Neger . . .

„Papa, der Mensch ist doch aus Staub gemacht, nicht wahr?"

„Gewiß, mein Junge!"

„Und die Neger — nicht wahr, Papa, die sind aus Kohlenstaub gemacht?"

Der kleinste Wald

„Lehrer: „Hans, welches ist der kleinste Wald in Deutschland?"

Hans: „Der Odenwald, Herr Lehrer."

Lehrer: „Der Odenwald? Wie kommst du darauf?"

Hans: „Es heißt doch: es steht ein Baum im Odenwald!"

Der Grund

„Warum hat Gott eigentlich die Frau ganz zuletzt erschaffen?"

„Weil sie ihm sonst überall dazwischengeredet hätte."

Der Wunsch

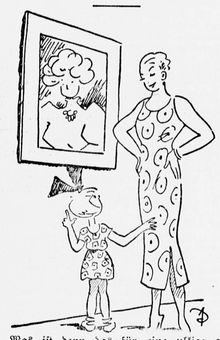
„Na, wie gefällt dir mein neues Auto?"

„Fabelhaft! Ich möchte auch mal so viel Kredit haben, wie du!"

Entschuldigungsgrund

Richter: „Sie sind wegen Schnellfahrens in Strafe genommen worden; was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?"

Angeklagter: „Meine Frau wollte unbedingt sehen, wie der Hut der Dame, die das Auto vor uns steuerte, von vorne aussah!"



„Was ist denn das für eine ulkige alte Dame, Großmutter?"

„Das bin ich, Lottchen, als ich noch jung war!"

Wintersport-Allerlei

Der Sprung des Meisterschwimmers

Endlich erhört!

Skijöring in Grönland

Häuschens Traum nach dem ersten Rodeltag

Schnappschuß am Uebungshügel: „Telemark und Rückenmark!"!

Zeichnung: Krusch

Die Rodeljagd

„Gnädige Frau", sagte der Arzt, „Ihr Gatte muß Ruhe haben, vor allen Dingen Ruhe!"

„Aber, Herr Doktor", sagte die Frau, „er hört ja nicht auf mich!"

„Ein gutes Zeichen, gnädige Frau, ein sehr gutes Zeichen!", erwiderte der Arzt.

Irrtum ausgeschlossen

Sie: „Ach muß jetzt wirklich ein neues Kleid haben — die Waschfrau glauben ja sonst, ich wäre deine Köchin!"

Er: „Ach, Unsinn, du brauchst sie ja bloß mal zum Mittagessen einzuladen!"

Er weiß Bescheid

„Sechsunddreißig wird deine Frau heute? Da ist sie ja in vier Jahren schon vierzig!"

„Sachte, sachte! Kennst du die Frauen! Eine Frau braucht mindestens zehn Jahre, um vier Jahre älter zu werden!"

Das kommt davon

Vater: „Jetzt habe ich dir ein Fahrrad versprochen, wenn du versetzt würdest, und nun hat es wieder nichts geholfen. Was hast du denn immer getrieben in der letzten Zeit?"

Sohn: „Radfahren gelernt!"

Der Geiz

„Die Miete für diese Wohnung beträgt 150 Mark pro Monat", sagt der Hauswirt.

„So? Und wo ist der Stall?" fragte der Mann, der die Wohnung mieten sollte.

„Der Stall? Was für'n Stall?"

„Der Stall für den Esel, der diese Miete bezahlt."

Nicht nötig

Fritzchen hat sich mit Mühe und Not das Gesicht waschen lassen. „Nun die Hände" sagte die Mutter.

„Ach, Mutti, die steck' ich in die Tasche!"

Der Kunstkenner

„Ein wundervolles Bild haben Sie da in Ihrer Galerie hängen, vermutlich ein alter Meister."

„Gott bewahre — das ist eine alte Frau; das sehen Sie doch!"

Merkwürdig

Gast: „Herr Ober, wie heißt dieser Wein eigentlich?"

Kellner: „Das ist selbstgezogener Wein; er hat noch keinen Namen."

Gast: „Sehr verwunderlich; er hat noch keinen Namen — aber getauft ist er!"

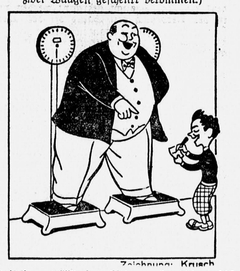
Optimist

„Prima, dein neuer Anzug; was hat er denn gekostet?"

„Hat? Kostet noch!"

Uebergewicht

(Onkel Eduard hat zu Weihnachten gleich zwei Waagen geschenkt bekommen.)



Zeichnung: Krusch

„Fritzchen, willst, du, bitte, mal addieren?!"

Er kennt sich

Sie: „Weißt du, Franz, unser Junge wird dir täglich ähnlicher!"

Er: „Was hat er denn schon wieder angestellt?"

*

„Hänschen, warum weinst du denn, wo wir eine schöne Partie machen wollen?"

„Weil Vati gestern gesagt hat, er hätte sich schon die Reiseroute zurechtgelegt!"

Rund um die Ehe

„Du verkennst mich, Schatz, Lügen gehört nicht zu meinen Schwächen."

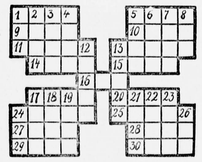
„Nein, ich weiß, es ist deine starke Seite."

*

„Was ist denn hier los? Ihr habt ja so viele Bienen im Zimmer!"

„Ja, wir erwarten den Gerichtsvollzieher!"

Kreuzworträtsel.



Von links nach rechts: 1 bekannter Afrikaforscher, 5. Voranschlag, 9 weiblicher Vorname, 10 weiblicher Vorname, 11 juristischer Fachausdruck, 13 Philosoph, 14. Haustier, 15 kleiner Planet, 16 Anerkennung, 17 Eigentum, 20 landwirtschaftliches Gerät, 24 Operettenkomponist, 25 Alkali in Hannover, 27 altes Längenmaß, 28 Schachmeister (+), 29 deutscher Strom, 30 griechischer Gott. — Von oben nach unten: 1 weiblicher Vorname, 2 Hafendamm, 3 Teil des Auges, 4 Teil des Rades, 5 Nebenfluß der Fulda, 6 ehemalige deutsche Kolonie, 7 griechischer Gott, 8 Bodenerhebung, 12. Nebenfluß der Donau, 13 deutscher Dichter, 17. tapferer Krieger, 18 Schusterwerkzeug, 19 Raubtier, 21 Stadt in Thüringen, 22 Begehren, 23. Schwimmvogel, 24 männlicher Vornamen, 26 Aggregatzustand des Wassers.

Silbenrätsel.

cann — da — des — e — gan — gau — glo — ha — he — i — i — le — lit — lump — na — nel — o — raf — ro — sa u— statt — tel — u — wa — yos.

Aus den vorstehenden Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, je ein weihnachtliches Gebäck ergeben.

Die zusammengesetzten Silben haben folgende Bedeutung:

1. biblischer Königsname _____
2. Berg zwischen Mazedonien und Thessalien _____
3. wohlriechende Blume _____
4. asiatisches Reich _____
5. Stadt in Schlesien _____
6. Kleidungsstück _____
7. afrikanisches Negerreich _____
8. Stadt in Württemberg _____
9. Inselreich im Stillen Ozean _____
10. biblische Person _____
11. griechische Insel _____

Bilderrätsel.

Zerschnittaufgabe.

Wo ist der dritte Gnom?

Die schwarzen Flächen sind auszuschneiden und so zusammenzusetzen, daß die weiße Silhouette der gesuchten Figur von ihnen umschlossen wird.

Verbindungsaufgabe.

Aus den Silben:

ech — eib — fen — fe — mi — mol — napf — ni — o — on — pe — ra — rei — ret — se — sel — ster — te — ti

bilde man sechs Wörter mit folgender Bedeutung:

1. Hausgerät _____
2. Singspiel _____
3. Hoher Beamter _____
4. Andere Bezeichnung für Mischwirtschaft _____
5. Amphibie _____
6. Zugeteiltes Maß _____

Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter, von oben nach unten gelesen, benennen eine angenehme Zeit für jung und alt.

Die schwierige Frage.

Gerhard brachte neulich in Geographie eine schmucke Vier nach Hause. Der Lehrer hatte gefragt, welcher Punkt der festen Erdoberfläche vom Erdmittelpunkt am weitesten entfernt sei. Gerhard hatte geantwortet, der Mount Everest im Himalajagebirg, fast 9000 Meter hoch. Dafür bekam er die Vier, denn seine Antwort war falsch. — Wie aber muß sie richtig lauten?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung. Läufer a4—e2

Schlägt schwarzer König den Springer, dann folgt Dame d 2—f 4 matt. Zieht dagegen Schwarz mit dem Turm, dann erfolgt matt durch Dame d 8 oder h 6.

Rätselsonett:

Höhen, Luft — Höhenluft.

Auslassungsaufgabe:

Ra(s)t, (G)elle, Mä(h)re, (W)ahn, Salbe(t), Re(m)se, Dual(m), Wa(s)ie, Sp(i)tz, (O)range, Schr(e)in, Le(i)ter. — Schwimmfort.

Kreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 1. Puma, 4. Saat, 8. Ufa, 10. Ala, 11. Mal, 12. Ibsen, 14. Otto, 16. Brigant, 19. Oese, 21. Wanda, 24. Tod, 26. Eva, 27. Tee, 28. Rebe, 29. Horn. — Von oben nach unten: 1. Puma, 2 Ufa, 3. Major, 5 Aas, 6. Ale, 7. Tang, 9 Eingals, 13. Boas, 15. Red, 17. Retto, 18. Eiver, 20. Aden, 22. Aar, 23. Rad, 25. Oer. Diagonale A—B: Pfingsten.

Silbenrätsel:

1. Illinois, 2. Narsiß, 3. Gabriel, 4. Ural, 5. Euböa, 6. Tilsit, 7. Edinburgh, 8. Galosche. — In Guete gebt alles.

Besuchskartenrätsel:

Nordpolfahrer.

Welt der Frau

Stärkt das Selbstvertrauen der Kinder!

Die berüchtigten „Minderwertigkeitskomplexe" können dem Menschen schwer zu schaffen machen. Ein übermäßig schüchterner Mensch, der sich selber wenig zutraut, wird es im Leben recht schwer haben. Mütter müssen deshalb einsehen, daß sie früh anfangen sollen, ein gewisses Selbstvertrauen in ihren Kindern zu wecken. Es ist aber nur zu natürlich, daß eine Mutter zunächst immer von dem Wunsch beseelt ist, ihr kleines Kind vor allem Unbehagen zu beschützen und ihm in jeder Lage tatkräftig beizuspringen. Aber sobald der Säugling selber laufen und stehen kann, soll sie ihm Gelegenheit geben, zu erproben, daß er sich selber helfen kann. Die Kinder müssen das Gefühl verlieren, daß sie hilflos und von andern abhängig sind, und vielmehr zu der Ueberzeugung kommen, daß sie sich ganz gut selber helfen können.

Völlig falsch ist es, wenn eine Mutter den Kindern immer wieder sagt: Das kannst du nicht! Viel lieber sollte sie sagen: Versuche, ob du nicht auch kannst, was andere können, du bist ja auch nicht schwächer und unbegabter als andere. Man soll den Kindern niemals sagen, daß man an ihre Fähigkeiten nicht glaubt, sondern man soll sie darin bestärken, daß sie das ausführen vermögen, was sie sich vornehmen. Ein Kind, dem von vornherein gesagt wird: Du kannst nicht singen, vielleicht weil niemand in der Familie singen kann, wird bald wieder die angenehme Zimmertemperatur angenommen hat. Ein gutes, aber wenig bekanntes Mittel zur Erneuerung der Luft ist auch das kurze Oeffnen der Feuerungstür am Ofen. Die in ihm noch vorhandene Glut strebt als warme Luft nach oben in den Schornstein und reißt damit die verbrauchte des Zimmers mit. Wenn dann kurze Zeit noch das Fenster geöffnet wird, hat man bald frische Luft in der Wohnung. Bei Zentralheizungsräumen kann dieser Kniff leider nicht angewandt werden, wie denn überhaupt die Zentralheizung eine öftere Lufterneuerung notwendig macht.

Was die Heizung und Lüftung des Schlafzimmers betrifft, so streuben sich die meisten Menschen dagegen, den Zimmerofen zu heizen. Das hat durchaus seine Vorteile, denn ein kühles Schlafzimmer trägt viel zum Wohlbefinden bei. Es härten sich Lungen und Atmungswege im kühler Luft gut ab, Erkältungskrankheiten können sich nicht so leicht einstellen. Es ist daher nichts dagegen einzuwenden, daß im Schlafzimmer tagsüber die Fenster weit geöffnet bleiben, und daß auch nachts ein Spalt bleibt. Aber man soll diese Art nicht übertreiben. Wer es seinem Körper zutrauen kann, soll dieses System beibehalten; wer aber Nachteile in Form von Erkältungen spürt, sollte an besonders kalten Tagen gefrost das Schlafzimmer ein wenig heizen. Die Hausfrau kennt den Begriff der „verschlagenen Luft". Es gibt nichts Muffigeres als eine gestrige Schlafzimmertemperatur und -luft. Für genügend frische Luft kann dadurch gesorgt werden, daß in Wohnungen, in denen die Zimmer Verbindung miteinander haben, die Türen während der Nacht geöffnet bleiben und ein Fensterflügel leicht geöffnet wird. Das Ganze ist eine Sache der Gewöhnung und Erfahrung.

Baby macht Entdeckungen

(Fodor, K.)

Zimmerlüftung im Winter

Die Zeit ist nun vorbei, in der den ganzen Tag über die Fenster in den Zimmern offen bleiben konnten. Man braucht nicht erst darauf hinzuweisen, wie unangenehm und ungesund der Aufenthalt in verbrauchter, von Oefen durchwärmter Luft ist, um die Notwendigkeit einer guten, ausreichenden aber auch gesunden Lüftung in den Wintermonaten darzutun.

Zunächst einmal: Jede Hausfrau weiß, daß reine, frische Luft in den Zimmern das Heizen außerordentlich beschleunigt, also zu Brennstoffersparnissen führt. Sie öffnet deshalb das Fenster vor der Neubeschickung des Ofens mit Kohlen eine zeitlang. Aber dieser Luftersatz hält nicht den ganzen Tag und Abend vor. Besonders wo noch Gaslicht gebrannt werden muß, ist der Verbrauch von Sauerstoff des abends sehr groß, und in solchen Wohnungen muß immer wieder für Erneuerung der Luft gesorgt werden. Wie lüftet man nun aber am besten?

Am sichersten zum Ziel führend ist die sogenannte Dauerlüftung. Sie besteht darin, daß ein Flügel des oberen Fensters den ganzen Tag über einen Spalt offen bleibt. Die warme, verbrauchte Luft befindet sich in den oberen Schichten der Zimmerluft, strömt durch den Spalt ins Freie und läßt frische Luft weiter unten eintreten. Der physikalische Vorgang dieser Art von Lüftung ist recht einleuchtend, nur wird die frische Luft auch jetzt im Winter empfindlich kalt sein. Es könnte sein, daß die Heizung des Ofens durch diese neue Luft fast ganz aufgehoben wird; bestimmt aber wird sich der bekannte leise Zug an den Füßen bemerkbar machen, so daß die Dauerlüftung nach der beschriebenen Art wenig tauglich ist, wenn ihre Vorzüge auch nicht verkannt werden dürfen.

Angenehmer ist dagegen die öfters wiederholte Gesamterneuerung der Zimmerluft. Sie geschieht dadurch, daß mehrere Male am Tage und besonders des abends, wenn sich der Kreis der Familienmitglieder vermehrt hat, durch völliges Oeffnen der Fenster für Luftausgleich gesorgt wird. Das Zimmer wird dabei allerdings für kurze Zeit etwas kühler werden, weil die warme Luft einen breiten Ausstritt ins Freie hin findet und ebenso viel kalte Luft eindringt. Aber der Ofen, und die erwärmten Zimmerwände sorgen schnell für eine Durchheizung der frischen Luft, so daß sie bald wieder die angenehme Zimmerwärme angenommen hat. Ein gutes, aber wenig bekanntes Mittel zur Erneuerung der Luft ist auch das kurze Oeffnen der Feuerungstür am Ofen. Die in ihm noch vorhandene Glut strebt als warme Luft nach oben in den Schornstein und reißt damit die verbrauchte des Zimmers mit. Wenn dann kurze Zeit noch das Fenster geöffnet wird, hat man bald frische Luft in der Wohnung. Bei Zentralheizungsräumen kann dieser Kniff leider nicht angewandt werden, wie denn überhaupt die Zentralheizung eine öftere Lufterneuerung notwendig macht.

Zehn gute Lebensregeln

Man soll jede Nacht mindestens acht Stunde schlafen, nur im Notfalle soll man es mit sieben Stunden bewenden lassen. Man wird immer finden, daß Frauen, die diesen Rat befolgen, viel länger jung und jugendlich bleiben als solche die mit Schlaf allzu sparsam umgehen.

Man soll aufstehen, sobald man aufwacht und sich am ganzen Körper waschen.

Sobald man angekleidet ist, soll man zu arbeiten beginnen.

Man soll langsam essen und immer nur soviel, bis der Hunger gestillt ist.

Wenn man sich geärgert oder aufgeregt hat, soll man nicht sofort etwas essen. Nahrung, die man in der Erregung zu sich nimmt, bekommt nicht.

Man soll sich so viel wie möglich in der frischen Luft aufhalten.

Man soll nur das unterschreiben, worunter man mit gutem Gewissen seinen Namen setzen kann.

Nie soll man etwas tun, worüber zu sprechen man sich schämen würde.

Man soll immer so handeln, daß andere sich auf einen verlassen könnten, aber man soll sich nicht unbedingt auf andere verlassen.

Die Instandhaltung der Kleider

Durch sachgemäße Pflege der Garderobe kann eine Hausfrau sehr viel Geld ersparen, denn wie so manche Neuanschaffung wird doch um Grunde nur durch mangelhafte Instandhaltung des Vorhandenen verursacht.

Vor allem muß jedes Kleid, das man getragen, am Abend noch, aber spätestens am anderen Morgen, von Staub und Flecken sorgfältig befreit werden, ehe man es in den Schrank hängt. Staub wird durch regelmäßiges Klopfen und Bürsten beseitigt. Man klopft ein Kleid möglichst am Fenster oder der Veranda, vielleicht auch im Hausflur, bürstet es jedoch am besten ausgebreitet auf einem Tisch und zuerst links, dann rechts von oben nach unten. In Nähten und Säumen setzt sich der Staub besonders gerne fest!!!

Ist man mit einem Wollkleid in den Regen gekommen, so dämpft man es auf, um ihm sein frisches Aus- und Aussehen wieder zu geben. Man zieht es zu diesem Zwecke über das Bügelbrett, legt ein vollständig nasses Tuch darüber und bügelt dieses mit sehr heißem Eisen trocken. Nimmt man das Tuch dann ab und bürstet den Stoff dem Längsfaden nach, solange er noch dampft, so richten sich die zusammengepreßten Wollfasern wieder auf und der Stoff erscheint wie neu. Auf die gleiche Weise werden auch Glanzstellen („Spiegel") aus Hosen und Röcken entfernt. Man reinigt dieselben zuvor durch Abreiben oder Bürsten mit Salmiakwasser. Nach dem Dämpfen wird das Kleidungsstück auf der linken Seite trocken gebügelt und über einem Kleiderbügel an die Luft gehängt. Schwarze Stoffe wäscht man am besten in Panamalauge, doch kann man sie auch, so eigenartig es klingt, in schwarzem Kaffee, sowie in einer Tabellauge auffrischen. Man kocht hierzu 10—15 g Tabak in einem Liter Wasser, läßt die Brühe abkühlen und bürstet damit das Kleidungsstück von oben bis unten gut durch. Dann wird es mit klarem Wasser nachgespült und über einem Bügel an der Luft getrocknet. Auch eine gute Lauge aus Eisenblättern — eine starke Handvoll in 3—4 Liter Wasser eine Stunde lang gekocht — ist vorzüglich zur Behandlung schwarzer Kleider. Man geht dabei genau so vor, wie bei der Reinigung mit Tabakbrühe und wird erstaunt sein, wie schön und tief die schwarze Farbe aufgefrischt wird. Weiße und hellfarbige Wollstoffe reinigt man mit einem Brei aus Magnesia und Benzin. Dieser wird auf die trüben Stellen aufgestrichen und wenn er vollkommen trocken ist, wieder abgebürstet. Unter Umständen muß man das Verfahren wiederholen. Samtkleider bürstet oder reibt man mit Petroleum zur Auffrischung. Man muß sie allerdings dann mehrere Tage lüften, bis der Geruch verschwunden ist.

Speckige Kragen an Anzügen und an Mänteln reinigt man mit einem Fleckenwasser, das man sich aus einem Liter Wasser, einem Eßlöffel Salmiakgeist, ebensoviel Spiritus selbst herstellen kann. Der Kragen wird zunächst mit diesem Fleckenmittel ab- und dann mit klarem Wasser nachgebürstet und alsdann trocken gerieben. Häufig aber genügt auch schon ein Abreiben mit Benzin oder Terpentin. M. Hm.

Die Schwarz-Weiß-Bilderreihe

Die beiden roten Krebse und der Fasan, die niedlichen Holländer Kinder, der wild-lila leuchtende Fliederstrauß im ovalen Goldrahmen, Wilhelm Tell inmitten seiner Gebirgslandschaft und eine sehr schlechte Madonna mit einem unwahren Jesusknaben, sie bilden noch immer den eisernen Bestand unserer Bilder an den häuslichen vier Wänden und schmücken sie nicht, nein — entstellen sie. Und währenddessen leben um uns herum ernsthaft ringende Künstler, die sich um die künstlerische Gestaltung ihres inneren Lebens bemühen und die Kunstwerke schaffen, uns zur Freude. Wir aber sehen das nicht.

Das verkitschte Oelgemälde ist noch immer der große Schlager in den Bilderläden. Oelgemälde herzustellen, auf Leinewand mit guten Farben, ist aber, einmal vom künstlerischen Wert ganz abgesehen, gerade das kostspieligste Verfahren für einen Künstler. Ein gutes Oelgemälde, von einem guten Meister, muß immer verhältnismäßig teuer sein. Ist uns deshalb wahre Kunst im Bilde verschlossen?

Da bleibt uns Gott sei Dank die schöne Schwarz-Weiß-Kunst, im Holzschnitt und in der Zeichnung. Holzschnitte können billiger sein, da der Künstler von dem in Holz geschnittenen Kunstwerk mehrere gute Abzüge machen kann. Zeichnungen können billiger sein, weil der Aufwand an Material geringer ist. Kennen sie die Wirksamkeit guter Schwarz-Weiß-Bilder?

Irgendwo in unserer Wohnung ist eine kahle Wand, die der Belebung bedarf. Sagen wir nun gleich: „Her mit dem teuren Schinken!" und kaufen uns ein schlechtes großes Oelgemälde? Oh nein, wir haben gehört, daß der Freund des Bruders unserer Freundin Maler und Zeichner ist und irgendwo in luftiger Höhe sein Atelier hat. Zu dem gehen wir hin. Er ist auch gerade zu Hause und ist voll und voll von seiner Arbeit, die ihm gerade in Kopf und Hand sitzt. Sieht uns garnicht. Sitzt und zeichnet und reißt ab und zu ein Blatt ab, das fliegt irgendwo hin, weg. Wir haben indessen Muße uns umzusehen. Bilder, Bilder, wohin man blickt. Buntes und Schwarz-Weißes. Zwischendurch kleine Skulpturen unter einem

Eine Reihe guter Holzschnitte über dem Sofa (Deike-M.)

Scheuertuch eine halbfertige Plastik eines Jünglings, dessen königliche Grazie auch mich durch den alten Lappen beeinträchtigt wird. An der Wand ein langes schmales Brett mit einer phantastischen Steinsammlung: die Welt eines Menschen, der Augen im Kopf hat zu sehen!

Ja, sagen wir und sind ein bißchen beschämt, warum nur? Ja, wir wollten nämlich ein oder zwei Holzschnitte kaufen. Eine dicke Mappe kommt hervor, ein Reichtum quillt auf ohnegleichen: Städte und Landschaften, Tierstudien, Bewegungsstudien, formende Hände, ein Blumenstrauß in einer Vase. Wir sehen das alles und begehren es alles. Es kommt ein Kauf zustande, wir können das bezahlen, der Preis ist vernünftig, wir nehmen drei, vier Blatt mit nach Hause.

Zu Hause machen wir uns eine Schwarz-Weiß-Bilderreihe. Kaufen mehrere gleich große Rahmen mit ganz einfachen Profilen, geben den schwarz-weißen Bildern einen Untergrund von hellem Karton rahmen die Bilder und hängen sie nun, in gleichmäßigen kleinen Abständen, oder zwischenraumlos an unsere kahle Wand. Teufel, Teufel, das sieht aus! Wir spielen Besuch in unseren eigenen Räumen. Tür zu und dann ahnungslos eintreten: ah, sieh da, eine wunderbare Bilderreihe das sieht ja ganz famos aus. Gleich nochmal dasselbe: Tür zu, herein — ah! Wir sind ganz verwirrt vor Freude. Die Wohnung ist ja verwandelt. Und einen ganzen Tag lang haben wir nun Muße, den „Landmann bei der Arbeit" in jedem Licht zu schauen, am Morgen, am Mittag, am Abend!

Mit Musik fährt's sich besser!

Radio im Auto. — Technik und Praxis des Autoempfängers

Nach einer kürzlich in amerikanischen Fachzeitschriften veröffentlichten Statistik gibt es in USA bereits über anderthalb Millionen Kraftwagen mit eingebautem Radioempfänger. Das Radio ist „drüben" offenbar im besten Begriff, beim Auto eine ebenso selbstverständlichkeit zu werden, wie der Winker oder der elektrische Scheibenwischer. Neue Wagen werden entweder gleich fertig mit Empfänger geliefert oder enthalten wenigstens im Fahrgestell eine komplette Antennenanlage, an die ein später dazu gekaufter Radioapparat nur angeschlossen zu werden braucht. Die anfänglich von manchen Seiten geäußerte Befürchtung, das Vordringen des Autoempfängers würde zu einer Steigerung der Unfallziffern führen, da die Aufmerksamkeit des Fahrers allzu sehr von der Straße abgelenkt werde, hat sich erfreulicherweise nicht bewahrheitet; es hat sich im Gegenteil gezeigt, daß der Autoempfänger geradezu unfallverhütend wirkt, da er den Fahrer auch bei langen ermüdenden Reisen stets hellwach und munter hält und ihn vor dem gefürchteten Einschlafen am Steuer bewahrt.

Die deutsche Funkindustrie, welche durch die Entwicklung des Volksempfängers und die Lösung anderer dringlicher Aufgaben in den letzten Jahren ohnehin bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit beansprucht war, hat den Amerikanern mit vollem Bedacht den Vortritt im Autoradiobau gelassen und mit dem Herausbringen eigener Apparate solange gewartet, bis die unvermeidlichen „Kinderkrankheiten" im wesentlichen als überwunden gelten konnten. Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen. In den letzten Monaten sind eine ganze Anzahl technisch ausgezeichnet durchgebildeter deutscher Autoempfänger auf dem Markt erschienen, über die nachstehend einige allgemein interessierende nähere Angaben gemacht werden sollen.

Das erste und wichtigste Problem, das bei

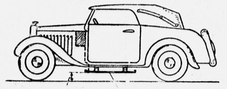
Moderner deutscher Autoempfänger

Rechts der eigentliche Empfänger mit eingebautem dynamischen Lautsprecher; **links das zum Anbringen** an der Lenksäule eingerichtete Abstimmgerät, das mit dem Empfänger durch biegsame Bodenkabel verbunden ist. (Werkaufnahme)

der Konstruktion eines Autoempfängers gelöst **werden** muß, ist das der Stromversorgung. Als Stromquelle kommt praktisch allgemein die in jedem modernen Kraftwagen vorhandene Starterbatterie in Betracht, deren 6 oder 12 Volt betragende Spannung wegen der Röhrenheizung, nicht aber zur Anodenstromversorgung genügt; denn dafür ist bekanntlich eine Spannung von 200 bis 300 Volt erforderlich. Da sich der von der Wagenbatterie gelieferte Gleichstrom nicht, wie Wechselstrom, beliebig herauf- oder heruntertransformieren läßt, muß man den Umweg über einen sog. „Zerhacker" wählen, mit dem es folgende Bewandtnis hat: In den Stromkreis wird an einer geeigneten Stelle eine federnde Zunge eingeschaltet, die den Kontakt je Sekunde 50- bis 70mal unterbricht; die so entstehenden Stromstöße werden in Wechselspannung umgeformt, auf

Bei nichtmetallischem Dach die „Schlangen-Antenne"

die gewünschte Höhe (etwa 220 Volt) heraustransformiert und zum Schluß mit Hilfe derselben Federzunge wieder in Gleichstrom zurückverwandelt. Die ganze Apparatur ist sehr einfach, billig und betriebssicher und läßt sich dank ihres geringen Platzbedarfs ohne weiteres im Empfänger selbst unterbringen.



Die „Boden-Antenne"

Ein anderer Punkt, der den Radiotechnikern anfangs viel Kopfzerbrechen gemacht hat und teilweise auch noch heute macht, ist die Antennenfrage. Bei Limousinen mit nichtmetallischem Verdeck hat sich eine Dachantenne aus schlangenförmig verlegtem, isoliertem Draht als empfehlenswert erwiesen. Sofern das Limousinendach, wie das bei vielen modernen Wagen der Fall ist, innerlich ein Versteifungsdrahtnetz enthält, läßt sich dieses sehr gut als Antenne verwenden; man muß aber darauf achten, daß das Drahtnetz mit den übrigen Metallteilen des Wagens in keiner Verbindung steht und von ihnen überall mindestens 5 Zmtr. entfernt ist.

Bei Ganzstahllimousinen, deren Inneres hermetisch gegen Radiowellen abgeschirmt ist, kommt nur eine sog. Bodenantenne in Betracht, die am einfachsten und zweckmäßigsten aus einem unter dem Karosserieaufboden angebrachten, gut isolierten Blech besteht. Die Größe dieses Bleches sollte mindestens 25×50 Zmtr. betragen. Je tiefer das Blech liegt, je weiter es also vom metallenen Wagenkörper entfernt ist, desto besser ist es für den Empfang. Als Gründen der Fahrsicherheit sollte jedoch ein freier Bodenabstand von wenigstens 20 Zmtr. eingehalten werden.

Bei Kabrioletts wird man entweder gleichfalls eine Bodenantenne wählen, oder aber eine biegsame Antennenlitze schlangenförmig ins Verdeck einnähen. Im letzten Fall ist für besonders gute Isolation des Antennendrahts an den Knickstellen Sorge zu tragen, da sonst die Leitung bei öfterem Auf- und Zumachen des Verdecks bald brüchig und defekt wird.

Es versteht sich von selbst, daß nur ein hochwertiger Empfänger mit einer solchen bestschirmenden Antenne einwandfreies „Kommen" mehrerer Sender auch während der Tagesstunden gewährleistet. Die neuen deutschen Autoempfänger sind deshalb durchweg als Superhets mit 4 Röhren und 5 bis 7 Abstimmkreisen konstruiert. Dank der Verwendung eigens für diesen Zweck entwickelter „Spezialröhren" ist ihr Stromverbrauch trotz der verhältnismäßig großen Röhrenzahl verhältnismäßig niedrig (35 bis 40 Watt), so daß eine Ueberlastung der Wagenbatterie im allgemeinen nicht zu befürchten ist. Ueberdies zeichnen sich die neuen Röhren durch weitgehende Unempfindlichkeit gegen die beim Fahren auf schlechten Straßen auftretenden Stöße und Erschütterungen aus. Ein wirkungsvoller selbsttätiger Schwundausgleich sorgt dafür, daß die Lautstärke unterwegs praktisch immer dieselbe bleibt. Gerade beim Autoempfänger ist eine solche Anti-Fading-Vorrichtung unentbehrlich, da die Feldstärke in der Antenne während der Fahrt dauernden starken Schwankungen unterworfen ist.

Der Einbau des Geräts erfolgt in der Regel in der Weise, daß der Empfänger samt Lautsprecher in die Spritzwand eingelassen wird, während die Drehknöpfe für Sendereinstellung und Lautstärkeregelung ihren Platz griffbereit an der Steuersäule erhalten. Die Uebertragung der Knopfdrehung auf den Empfänger geschieht mittels biegsamer Bodenkabel. In den meisten Fällen ist ein Stecker für den Anschluß eines zweiten Lautsprechers an beliebig langer Leitungsschnur vorgesehen, um bei Picknicks und dergl. zur Unterhaltung auf dem Lagerplatz beitragen zu können.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die vor Einbau eines Autoempfängers unbedingt vorzunehmende Entstörung der elektrischen Anlage des Wagens, die durch Anbringung kleiner Drosselwiderstände und Kondensatoren an allen während des Motorlaufs Störschwingungen aussendenden Stellen erfolgt: Hochspannungsspule, Verteiler, Lichtmaschinenregler, Zündkerzen, Scheibenwischermotor usw. Auf die Entstörung des Anlassers wird man dagegen im allgemeinen verzichten, da sie wegen der großen auftretenden Stromstärken ziemlich schwierig ist und der Motor ja doch immer nur für kurze Zeit in Betrieb genommen wird. Die Entstörung muß einerseits vollständig ruhigen Empfang gewährleisten, anderseits die Fahreigenschaften des Wagens praktisch unverändert lassen. Beides unter einen Hut zu bringen, ist oft gar nicht einfach, weshalb man mit der Vornahme der Entstörung stets nur eine erstklassige, auf diesem Gebiet bereits erfahrene Spezialwerkstatt betrauen sollte.

Rechnet man alles zusammen: die Antenne, den Empfänger und die Entstörung der elektrischen Anlage, so kommt man auf eine Gesamtsumme von 700 bis 850 RM. Ein Autoradio ist also vorläufig noch ein recht kostspieliges Vergnügen, das sich beispielsweise der Besitzer eines billigen Kleinwagens kaum wird leisten können. Es ist jedoch zu hoffen, daß Serienfabrikation und Normalisierung in absehbarer Zeit wesentliche Preisherabsetzungen ermöglichen werden.

Der Schlaftod hinter dem Steuerrad

Die Ursache so manchen „rätselhaften" Unfalls

Immer wieder geschieht es, daß erfahrene Automobilisten mit jahrelanger, ja in die Hunderttausende von Kilometern gehender Praxis eines Tages aus scheinbar rätselhafter Ursache tödlich verunglücken. Manchmal ist es als ob die betreffenden Fahrer plötzlich den Verstand verloren hätten: da prallt der eine in vollem Tempo, ohne auch nur den Versuch zum Ausweichen oder Bremsen zu machen, gegen einen auf der Straße haltenden Lastzug, den er nach der ganzen Situation unbedingt rechtzeitig hätte sehen müssen; ein anderer geht mit 90 Klm. in eine Kurve, die, wie er von früheren Fahrten genau weiß, höchstens mit 40 Klm. passiert werden darf; und ein dritter gerät gar ohne jeden ersichtlichen Grund auf glatter gerader Strecke mit einemmal von der Fahrbahn ab und bleibt mit nach oben gedrehten Rädern irgendwo im freien Felde liegen . . .

In den Berichten über derartige „rätselhaften" Unfälle ist, um nur überhaupt etwas zu sagen, gewöhnlich vom Versagen der Steuerung oder der Bremse die Rede, obwohl Defekte an diesen lebenswichtigen Teilen beim modernen Kraftwagen erfahrungsgemäß zu den größten Seltenheiten gehören. In Wirklichkeit verhält sich die Sache denn auch fast immer gerade umgekehrt: nicht die Maschine hat versagt, sondern der Mensch — der „Schlaftod" hat sich ein neues Opfer geholt.

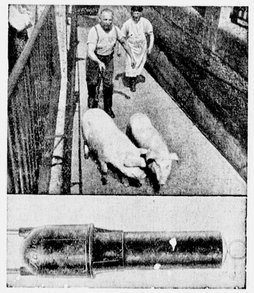
Das ist nun freilich nicht so zu verstehen, als ob alle diese Unfälle auf regelrechtes Einschlafen des Fahrers am Steuer zurückzuführen seien. Gewiß, auch das kommt ab und zu vor — besonders bei sportlichen Langstreckenfahrten, bei denen die Konkurrenten mitunter mehrere Tage hintereinander nahezu pausenlos hinter dem Lenkrad sitzen müssen. In das gleiche Kapitel gehören ferner nächtliche Heimfahrten von Gesellschaften, Bällen usw. in stark alkoholisiertem Zustand, sowie die leider nicht allzu seltenen Unfälle von Ueberlandautobussen und Fernlastzügen, deren Fahrer von den Unternehmern oft in geradezu unglaublicher Weise überbeansprucht werden. Wer beim Fahren merkt, daß ihm die Augen zufallen wollen, hat in seinem eigenen Interesse und dem seiner Passagiere die Pflicht, das Steuer augenblicklich an einen anderen abzutreten, oder falls das aus irgendwelchen Gründen nicht möglich ist, anzuhalten und eine kurze Schlafpause einzulegen. Wer es einmal probiert hat, weiß, daß schon eine Viertel- oder halbe Stunde Schlaf von verblüffend erfrischender Wirkung ist und den Nerven für eine ganze Weile neue Spannkraft verleiht.

Nun ereignen sich aber nicht wenige der hier in Frage stehenden „rätselhaften" Unfälle unter Umständen, die ein Eingeschlafensein des Fahrers am Steuer infolge Uebermüdung oder allzu reichlichem Alkoholgenuß mit Sicherheit ausschließen. Es muß also noch eine zweite Sorte von „Schlaftod" geben, und der Tat haben neuere Untersuchungen den Beweis erbracht, daß unter bestimmten Bedingungen beim Fahren eine Art „Dämmerzustand" auftreten kann, der ihn weitgehend seiner physischen und psychischen Reaktionsfähigkeit beraubt. Die Hauptschuld am Zustandekommen solcher Dämmerzustände tragen ständig sich wiederholende, gleichförmige Sinneseindrücke: das monotone Trommeln des Motors, das latschmäßige Vorüberhuschen von Bäumen und Telegraphenstangen, das ununterbrochene Hineinstürzen der Fahrbahn in die Vorderräder usw., was alles zusammen auf die Dauer von förmlich hypnotischer Wirkung ist, wenn die Aufmerksamkeit des Fahrers nicht durch irgendwelche abwechslungbringenden äußeren Ereignisse stets von neuem wachgerüttelt wird.

Danach müßten also kilometerlange Gerade, auf denen der Wagen scheinbar ohne Aufhören „von allein" dahinrollt, für den Kraftfahrer so ziemlich das Gefährlichste sein, was es überhaupt gibt — eine Schlußfolgerung, die durch die Unfallstatistik in vollem Umfang bestätigt wird. In Oberitalien und Nordfrankreich beispielsweise gibt es Strecken, die wegen ihrer häufigen Unfälle weit und breit berüchtigt sind, obwohl sie auf den ersten Blick einen denkbar harmlosen Eindruck machen. Beim Bau der „Reichsautobahnen" werden deshalb auch übermäßig lange Gerade grundsätzlich vermieden, zumal sich eine dann und wann durch leichte Kurven aufgelockerte Straße weit harmonischer in das Landschaftsbild einfügt, als ein wie mit dem Lineal gezogener Asphalt- oder Betonstrich.

Das sicherste Mittel zur Verhütung des gefährlichen „Eindämmerns" hinter dem Steuerrad besteht darin, auf langweiligen und daher in dieser Hinsicht besonders gefährlichen Strecken den Wagen dann und wann abzustoppen, auszusteigen und sich ein wenig körperliche Bewegung zu verschaffen. Das gilt speziell für geübte Fahrer, denen die Führung des Wagens sozusagen zur zweiten Natur geworden ist und die infolgedessen der geschilderten „Hypnose" weit leichter unterliegen als Anfänger, deren Aufmerksamkeit durch die Bedienung von Lenkrad, Gashebel usw. noch dauernd voll in Anspruch genommen wird.

Dr. H. W.



Elektrizität als Schweinetreiber

Die neueste Erfindung für Viehtreiber ist ein elektrischer Treibapparat, der Stock und Peitsche bald verdrängen dürfte. Der Apparat besteht aus einem Stab, der an der Spitze eine elektrische Batterie trägt. Wird das Tier von dem Stabe berührt, so erhält es einen leichten elektrischen Schlag, der gänzlich ungefährlich ist, sich aber als weit wirksamer erwiesen hat als die bisher üblichen Schläge. Auch das widerspenstigste Tier wird dadurch veranlaßt, weiterzugehen oder eine bestimmte Richtung einzuschlagen. Unser Bild zeigt oben einen Viehtreiber beim Gebrauch der neuen Erfindung, unten „elektrische Peitsche". (Wide World, K.)

Heim und Hof

Winters Not – Vögeleins Tod

Von Dr. Karl Mansfeld, Leiter der Vogelschutzstation Seebach, Kreis Langensalza

Die ersten kalten Tage mahnen uns alljährlich wieder an die Not der Vögel im Winter. Früher gab es in den Wäldern reichlich alte Bäume, die innen weit ausgefaulte Höhlungen hatten. Hier fanden sich auch bei schlechtestem Wetter immer noch genügend überwinternde Insekten, um über die schlimmsten Tage hinwegzuhelfen. Solche natürlichen Vorratskammern fehlen aber in unseren heutigen Wäldern und Gärten und damit wird eine Fütterung unserer gefiederten Winterkänger nötig, wenn die Verluste in ihren Reihen in den natürlichen Grenzen gehalten werden sollen.

Schließlich haben wir auch selbst unsere Freude an einer Futterstelle, die am Fenster oder vom Hause aus gut sichtbar im Garten angebracht ist; denn hier entwickelt sich bald ein reges Kommen und Gehen, und nirgends werden die Vögel so vertraut wie an solchem Futterplatz. Gibt man vorsichtig zu Wert, dann lernen sogar Meisen, Kleiber oder Finken, die Körner aus der Hand zu nehmen. Das Geheimnis dabei ist nur, daß man alle Bewegungen recht langsam ausführt und durch immer dichteres Heranrücken des Futters die Tierchen näher und näher lockt. Im Volkspark zu Altona, im Berliner Tiergarten und im Englischen Garten zu München kann man solche Bilder reizender Zutraulichkeit täglich beobachten.

In diesem Winter werden allerdings die selbsthergestellten Futtermittel, die ja bei den Meisen und Finken am beliebtesten sind, knapp und teuer werden. Das gilt besonders für den Hanf. Da heißt es, sich nach Ersatz umzusehen. Wer sich rechtzeitig Sonnenblumen selbst gezogen hat, ist am besten daran, denn die Kerne sind ein begehrtes Futter. Es genügt aber schließlich auch gequetschter Hafer, den sogar die Insektenfresser bei Nahrungsmangel nicht verschmähen. Und mehr als ein Notbehelf soll die Winterfütterung schließlich nicht sein. Bei gutem Wetter suchen die Meisen und Verwandte die Ritzen und Spalten der Baumrinde unermüdlich nach Insekten ab. In dieser Zeit sollte

Abbildung 1 Zeichnung: Blumberg (M)
Kohlmeise am Futtergläschen, das aus einem mit der Futtermasse gefüllten Blumentopf besteht

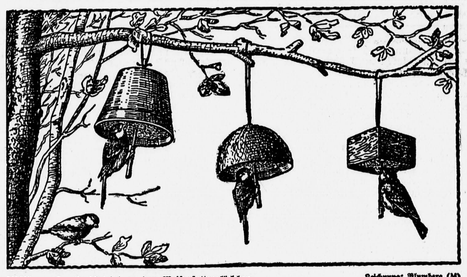


Abbildung 2. Hochbetrieb an den Meisenfuttergläschen, Zeichnung: Blumberg (M)
links Blumentopf, Mitte Kokosnußschale, rechts Holzfutterwürfel

aber doch schon etwas Futter am gewohnten Platze liegen, damit die Vögel bei eintretendem Raubreif oder Glatteis den gedeckten Tisch auch gleich finden.

Die bauer recht gut geratenen Fichten-, Tannen- und Kiefernzapfen sollten sorgfältig gesammelt werden. In der warmen Stube öffnen sich bald ihre Schuppen, so daß man die Samen herausschlagen kann. Sie sind eine Lieblingsnahrung der Spechte, werden aber auch von allen anderen Vögeln gern gefressen. Nehmen wir dazu noch Unkrautsamen aller Art, auch Samen von allerhand Gartenblumen und von aufgeschossenem Salat und Spinat, ferner angefaulte Aepfel und Birnen sowie Beeren von Weißdorn, Holunder, Eberesche und wilden Wein, so können wir den Tisch damit reichlich decken.

Selbstverständlich muß der Futterplatz vollständig gegen den auch seitlich einwehenden Schnee geschützt sein. Diese Forderung hat als wichtigste der Altmeister des Vogelschutzes Dr. Frdr. von Berlepsch in seinem Werk „Der gesamte Vogelschutz" (Verlag J. Neumann, Neudamm, Preis 5.40 RM) immer wieder verfochten. Man verwendet deshalb möglichst nur Futtergeräte die seitlich ganz geschlossen sind. Sobald die Vögel nur von unten einfliegen können, dann sind alle Anforderungen erfüllt. Solche zweckmäßigen Futtereinrichtungen sind z. B. das Heissche und das Hilbersdorfer Futterhaus, die Berlepsche Futterlaube, die Meisendose „Antikpap" das Koburger Futterdach und die Berlepsche Fensterfutterkrippe. Auch die für Futtermischungen

Abbildung 1 Zeichnung: Blumberg (M)
Kohlmeise am Futtergläschen, das aus einem mit der Futtermasse gefüllten Blumentopf besteht

Abbildung 2. Hochbetrieb an den Meisenfuttergläschen, Zeichnung: Blumberg (M)
links Blumentopf, Mitte Kokosnußschale, rechts Holzfutterwürfel

aus Fett (¾ Talg, ¼ Schmalz) und Körnern zu gleichen Teilen eingerichteten Meisenfuttergläschen aus einem Blumentopf (Abb. 1) oder aus einer halben Kokosnußschale (Abb. 2, Mitte), der Futterwürfel aus Holz (Abb. 2, rechts) sind brauchbar und leicht selbst herzustellen.

Der Selbstbau von Futterapparaten und Nistkästen wurde in diesem Blatte in den letzten Jahren schon mehrfach beschrieben. Die Anleitung dazu ist auch in den Flugblättern enthalten, die die Vogelschutzstation Seebach, Kreis Langensalza, gegen 12-Pf.-Marke abgibt. Ausführlichere Darstellung aller Vogelschutzarbeiten, vor allem auch über die leider immer wieder vernachlässigte und doch so einfache und interessante Ansiedlung der Staarschwärmer im Garten bringt das Heftchen „Vogelschutz im Garten", das gegen Voreinsendung von 40 Pf. auf Postscheckkonto Erfurt 7407 ebenfalls von der Station zu beziehen ist. Jeder, der einen Garten bewirtschaftet, sollte sich für die Ansiedlung und Erhaltung unserer heimischen Kleinvogelwelt einsetzen. Er wird sie alle bald nicht mehr missen wollen, denn es gibt immer wieder Neues zu beobachten. Eine reiche Vogelwelt hält aber auch die Schädlinge an Bäumen und Sträuchern stets kurz.

Praktischer Ratgeber

Grundsätze der Haarpflege

Schönes Haar ist ein Schmuck der Frau. Schönes Haar kann erworben werden. Seidiger Glanz ist meist das Ergebnis einer guten Pflege, eifrigen Bürstens und häufigen Waschens. Man sollte es sich zur Regel machen, das Haar jeden Morgen und jeden Abend mit vierzig Bürstenstrichen zu behandeln, um den Staub zu entfernen, aber auch das natürliche Fett des Haares zu verteilen. Die Haarbürsten müssen häufig gewaschen werden, indem man die Borsten wiederholt rasch in warme Seifenlauge taucht. Dann spült man sie in klarem Wasser nach, schüttelt sie gut aus und läßt sie trocknen. Im Sommer ist ein häufigeres Waschen des Haares erforderlich; im allgemeinen sollte man aber auch im Winter nicht mehr als 14 Tage Zwischenraum zwischen den Wäschen lassen. Unmittelbar vor dem Waschen soll man etwas Olivenöl sorgfältig in die Kopfhaut einreiben. Wenn das Haar fettig ist, soll man dem letzten Spülwasser etwas Borax oder Ammoniak zusetzen. Ebenso können einige Tropfen Zitronensaft oder Essig im letzten Spülwasser günstig wirken. Niemals sollte man das Haar unmittelbar am Feuer trocknen, man umwickele es mit einem warmen, sauberen Handtuch und lasse nach wiederholtem Reiben das Haar einfach an der Luft trocknen.

Wechsel im Brotbelag

Wer sein Frühstück außerhalb des Hauses verzehrt, weiß, wie unangenehm es ist, immer den gleichen Belag essen zu müssen. Die Hausfrau, die die Brote zurecht macht, soll dafür sorgen, daß etwas Abwechslung hineinkommt. Bei Kindern soll man es ab und zu mit Marmeladenbroten versuchen. Noch schmackhafter werden diese, wenn man die Marmelade noch mit ein paar feinen Bananenscheiben belegt. Wer sich mit Margarine als Brotaufstrich begnügt, kann diese sehr verbessern, wenn man sie mit Anchovis- oder Sardellenpaste verrührt; auch geriebenen Kräuterkäse kann man darunter mischen, ebenso feingehackte Kräuter verschiedener Art. Feingehacktes, hartgekochtes Ei mengt man mit etwas Senf, so daß es eine gebundene Masse ergibt, auch Mayonnaise kann man als Bindemittel verwenden.

Schutz vor Erkältung der Kinder

Kinder, die zu Erkältungen neigen, soll man eine Nahrung geben, die reich an Kalorien ist. Sie sollen also viel Milch, Obst und Gemüse bekommen; auch regelmäßig etwas Lebertran zu geben, wird von Vorteil sein. Ist ein Kind schwächlich und unruhig, so suche man einen Arzt auf. Man soll die Kinder auch in dieser Jahreszeit so viel wie möglich im Freien spielen lassen, natürlich angemessen gekleidet. Hände, Füße und Halsansatz müssen gut geschützt sein. Man soll die Kinder jedoch auch nicht übermäßig dick ankleiden, damit die Haut richtig arbeiten und die Feuchtigkeit entweichen kann. Die Haut muß richtig atmen können. Das ist aber nicht möglich, wenn sie durch die Kleidung völlig von der Luftzufuhr abgeschnitten wird. Das Gurgeln sollte nicht versäumt werden. Auch Tiefatemübungen sind vorteilhaft. Hat sich trotz aller Vorsicht eine Erkältung eingestellt, so soll man den Erkrankten in ein warmes Bad stecken und ihn dann, in Decken gewickelt, ins Bett legen. Er soll dann einen Tag lang möglichst nichts essen, sondern nur viel trinken, und zwar heißes Wasser mit Zitronen- oder Apfelsinensaft, ungesüßt. Am Morgen ist der ganze Körper mit einem Schwamm abzureiben, den man in kaltem Wasser auswringt, in dem man eine Handvoll Kochsalz aufgelöst hat. Der Körper wird dann mit einem Frottiertuch trocken gerieben. Man gurgelt mit Salzwasser. In den meisten Fällen wird auf diese Weise die Erkältung bald vertrieben sein.

Schlankbleiben und doch Schokolade essen

Viele junge Mädchen, die gern schlank bleiben möchten, streichen die Schokolade aus ihrem Speisezettel, weil sie fürchten, daß sie davon dick werden. Der deutsche Herzspezialist Dr. Bosser aber hat entdeckt, daß einer der Hauptgründe für Fettleibigkeit ein Mangel an Kalksalzen im Blut ist. Dieser Mangel ist durch Genuß von Schokolade zu beheben, die reich an solchen Salzen ist. Es ist berechnet worden, daß man außer den normalen Mahlzeiten täglich etwa 150 Gramm Schokolade essen kann, ohne ein Dickerwerden befürchten zu müssen. Nur wenn Schokolade im Uebermaß gegessen wird, und man es an der nötigen Körperbewegung fehlen läßt, kann sie Fettleibigkeit hervorrufen.

Kleine Kniffe in der Wirtschaft

Wenn man Schlips bügeln will, schneidet man dünne Pappscheiben und schiebt sie in den Schlips, ehe man zu bügeln beginnt. Man breitet dann ein feuchtes Tuch über den Schlips und bügelt auf diese Weise. Manchen Schlips, der schon unansehnlich geworden war, kann man auf diese Weise noch tragbar machen. Beim Bügeln von Tüll und Seidenstoffen legt man immer ein Blatt Seidenpapier über den Stoff und bügelt auf dem Papier. Man wird überrascht sein, wie gut das Ergebnis ist. Staubig gewordener Samt wird wieder ansehnlich, wenn man ihn mit einer dünnen Schicht Salz bestreut und dann abbürstet. Der ganze Staub wird auf diese Weise entfernt. Seidenstrümpfe, die man nicht glänzend haben möchte, soll man in gewöhnlicher Seifenlauge waschen und nicht spülen. Sie bleiben dann matt.

Verschiedene Bindungen

Nicht jeder ist in der Lage, einen richtigen Knoten zu binden. Das ist aber auch nicht so einfach, wie es sich mancher denkt. denn es gibt Knoten, die halten, und solche, die es nicht tun. Diese letzteren können sehr verhängnisvoll werden, z. B. für einen Bergsteiger, der sich nicht ordentlich anseilt, oder einen Segler, der sein Tau nicht richtig befestigt. In vorstehender Abbildung wird gezeigt, wie man mit Tauen und Leinen umgeht. Man versuche einmal, mit einem Stückchen Schnur die hier abgebildeten Knoten nachzumachen! Es kann unter Umständen nützlich sein!

Zeichnungen 1–9: Baumberg (M)
Verschiedene Bindungen
1 und 2 Weberknoten (einfacher Schotenstich zum Verlängern von Leinen), 3 Taustrop (zum Aufwinden von langen Gegenständen), 4 Schiffsknoten (beste Verknotung von dünnem Tauwerk, Bindegarn), 5 und 6 zwei halbsteife Leinen zur Sicherung anderer Leine), 7 Aufgeschlossenes Tau, 8 und 9 Zusammengenommene Leine

Gemütliches Plätzchen auf der Ofenbank

An Kaminen sitzt man ungemütlich. Man stellt im Halbkreis Stühle vor das offene Feuer, man hockt sich auf unmöglich niedrige Sitzgelegenheiten, Blumenbänkchen, Kinderstühlchen. Der Kaminplatz ist einer der wenigen Stätten, wo man sich als ganz Großer ganz klein benehmen kann, das nenne ich einen Vorteil! Fünf ernsthafte Besucher, vor einen

(Deike M)

Kamin gesetzt, werden unernsthaft, werden neit und haben sich plötzlich etwas zu sagen. Ihre Gesichter nähern sich der Glut, ihre Haare steigen steil in die Höhe Frauen von vierzig Jahren sehen wie zwanzig aus, mit den Flämmchen knistert ein unnennbares Behagen durch den Raum. Alle Vorderfronten rösten, alle Rückansichten frieren. Kaminzauber!

Hierzulande gehört der Kamin zu den Seltenheiten. Wir haben keine großen Stapel Buchenscheite immer unserem Hause liegen, und wenn, dann kosten sie viel Geld, und wir kriegen es nicht mehr gut fertig, sie niederzubrennen unserer Stimmungen wegen. Wir haben einen soliden, guten Kachelofen in unseren Räumen stehen, nicht mehr solch unmögliches häßliches hohes Ungetüm von anno dazumal, sondern ein niedriges, breitstehendes feines Meisterwerk der Ofensetzer und der Töpferkunst. Und da beinahe alle Menschen wärme- und anlehnungsbedürftig sind, so fühlen sie sich von dem Ofen, sobald er geheizt ist, magisch angezogen, wollen irgendwie bei ihm sein, seine Wärme recht nahe spüren, die Hände an die heißen Kacheln legen und wollen sich in seiner Nähe zu schaffen machen. Eine Ofenbank ist daher unerläßlich für die Katze und für uns mit unserer Handarbeit, eine, die um den ganzen Ofen herum läuft und auf der sogar ein verzanktes Ehepaar Platz nehmen kann, der eine am einen, der andere am anderen Ende, die sehen sich gar nicht. Bis einer Ruhe kurt, dann sachen beide und versragen sich! So gemütlich ist die Ofenbank! So verbrüdert sie die, die auf ihr sitzen. Aus derbem, solidem Holz, mit Holzstützen, ist sie besonders schön. man leat lange Sitzkissen auf, um sie bequemer zu machen.

Solch eine Ofenbank ist doch eine Gefahr! Wenn es draußen an der Tür klingelt, will niemand aufmachen. Sind wohl schon erlebt, die Deutschen auf der Ofenbank! Ich provbezeie Euch, in diesem Winter werdet Ihr zehn Pfund schwerer werden. Ihr bequemen. Ihr faulen, Ihr ganz verlorenen Ofensitzer! Wenn das so weiter geht. kommt mir die Bank wieder aus dem Haus. Am Ende wird's hier zu gemütlich!

Ilse Deike.

Die Aermel sind es, die dem Nachmittagskleid die charakteristische Note geben. Man sieht neben doppelt gepufften Aermeln den geradlinigen, vom Ellbogen ab offen fallenden. Dann aber auch Formen, die durch interessante Ansatzlinien in Ellbogenhöhe reich gebauscht, weiblicher denn je wirken. Im Gegensatz dazu stehen schlichte Taillen und anspruchslose Röcke, meist nur mit Mittelnaht. Die Abendkleider aus weich fließenden, zarten Geweben, wie Krepp Romain oder Georgette, mit Schalteilen, vielerlei schwungvollen Raffungen und lang herabwallenden Capes sind bemerkenswert für die neue Linie am Abend. Brokat- und Lamé-Auspute ziert den Halsausschnitt und bildet die Gürtelung. Stark glänzende Seidenstoffe erzielen — doppelseitig verarbeitet — ganz entzückende Wirkungen (Abb. G 51 999). Neben dieser schlanken Silhouette steht das dekorative Stilkleid weiter in Modegunst (Abb. G 51 993). Röcke in üppiger Stoffülle bringen hierbei Taft, changierend, mit eingewebten, glockten Punkten, aber auch uni und Taft-Moiré zur schönsten Entfaltung.

G 51 501. Nachmittagskleid aus Reversible und Samt. Linda-Schnitt für die Größe I erhältlich.
G 51 900. Nachmittagskleid aus Mattkrepp. Gezogenes Vorderteil. Linda-Schnitt Gr. II und III.
G 51 982. Elegantes Nachmittagskleid aus Cloqué. Linda-Schnitt ist in der Größe II erhältlich.
G 51 502. Abendkleid aus grüner Mattseide mit langem Cape. Linda-Schnitt in Größe I erhältlich.
G 51 999. Abendkleid aus meergrünem Krepp-Satin. Linda-Schnitt ist in Größe I erhältlich.
G 51 993. Abendkleid aus Taft mit gesteppten Schulterkragen. Linda-Schnitt Größe II und III.

Diese Modelle sind der schönen Mode-, Unterhaltungs- und Haushalts-Zeitschrift „Rhein.-Westf. Hausfrau" entnommen

Tanne oder Fichte?

Zur Weihnachtszeit gehört in den Haushalt jedes Deutschen ein Tannenbaum. Aber wohl die wenigsten Deutschen denken daran, daß sie eigentlich keine Tanne, sondern eine Fichte (Picea excelsa) im Hause aufstellen. Sie ist in der Tat der „Christ-, Weihnachts- oder Tannenbaum", der lichtergeschmückt das schönste unserer Feste verherrlichen hilft. In Schleswig-Holstein ist sie der wesentlichste Bestandteil der Nadelwälder, die nahezu ein Drittel des gesamten Waldbestandes ausmachen. Auch der Harz und das sächsisch-böhmische Grenzgebirge trägt fast nur Fichtenwald. Im allgemeinen sind sich Tanne und Fichte sehr ähnlich, ähnlich ein geübter Blick schon von weitem beide unterscheidet.

Die Tanne (Abies pectinata), die wegen ihres edlen Wuchses auch Edeltanne genannt wird, unterscheidet sich von der ratrindigen Fichte, der „Rottanne", vor allem durch die glatte, weiße Rinde des säulenförmigen Stammes und durch zwei weiße Streifen, die zu beiden Seiten der Mittellinie auf der Unterseite der Nadel verlaufen, daher auch die Bezeichnung Silber- oder Weißtanne. Ein weiteres unterscheidendes Merkmal sind die aufrecht stehenden Zapfen, die bei der Rottanne immer hängend sind. Auch ist das Grün der Tanne ein sattered, an der unteren Seite der mehr buschigen Zweige ein deutliches Blaugrün, herumgebracht durch die silbergraue Unterseite der breiteren Nadeln. Während man im Schwarzwald und in den Vogesen der Pflege der Weißtanne das größte Interesse entgegenbringt, wird sie in Norddeutschland der Kälte mäßig selten gepflanzt, trotzdem sie auch hier gut gedeiht. Früher wurde sie vielfach in Forstgärten und Saatbeeten gezogen, wobei die Sämlinge in den Forstgarten verpflanzt wurden, um nach wenigen Jahren als kräftige Pflanzen ins Freie gesetzt zu werden. Die Weißtanne eignet sich sehr gut als Füllholz in durch Schneebruch und Sturm entstandene Lücken der reinen Fichten- und Kiefernbestände; falls der Boden dazu paßt, denn nicht jeder Kiefernbestand ist für den Einbau oder Unterbau der Weißtanne geeignet. Als Mischung mit Fichten und Buchen ist die Tanne auch sehr wohl am Platze. Seit einigen Jahren wird über das „Tannensterben" in Deutschland geklagt. Was der Grund ist, das weiß man noch nicht. Vielleicht ist es falsche Erziehung, falsche Behandlung, falscher Standpunkt, oder es hängt von der die letzten Jahre so abnormen Witterung ab.

Von den Fichten und Tannen werden eine ganze Anzahl von Spielarten abgeleitet. So findet man auf manchen Christbaumkäufen nicht selten die sogenannte Doppeltanne (P. e. var. niger), eine Form, bei der die Nadeln beim Seitentriebe, die sonst bei der Fichte ringsum den Zweig angeheftet sind, so angeordnet sind, daß die Triebe halbwalzenförmig, nämlich oben flach, erscheinen. Dabei sind die Nadeln säbelförmig gekrümmt, stumpflich und dunkelgrün. Ferner die aus dem nordamerikanischen Felsengebirge stammende Blautanne (P. corrvana), deren Nadeln meergrün, fast blau sind, und die in ihrer Heimat bis zu einer Höhe von über 3000 Meter über dem Meeresspiegel gedeiht. Sie wurde vor etwa vierzig Jahren in Deutschland eingeführt, erfreut sich schon großer Verbreitung und hat dank ihrer Widerstandskraft und ihrer blauen Benadelung eine schöne Zukunft vor sich.

Woher kommen denn eigentlich die Weihnachtsbäume? Es dürfte wenig bekannt sein, daß Mittelholstein weitaus den größten Teil des deutschen Vaterlandes mit Weihnachtsbäumen versorgt. Ungeheure Mengen gehen aus dieser Provinz nach allen Himmelsrichtungen, namentlich nach der Reichshauptstadt Berlin. Schon im Sommer fahren die Weihnachtsbaumgroßhändler ins Holsteinische hinaus, um die Tannenpflanzungen zu besichtigen. Eine solche Entdeckungsreise währt oft Tage und Wochen, denn nicht immer findet der Händler das geeignete „Material" — es muß sich um größere und ältere Bestände handeln. Durchschnittlich muß der Tannenbaum ein Alter von sieben Jahren zählen, um für den Abschlag, also für den Weihnachtstisch „reif" zu sein. Die Bäume werden in Schlägen, die ungefähr 20 000 bis 30 000 Stück enthalten, gekauft. Sobald der Großhändler mit den Besitzern handelseinig ist, muß er ein Drittel des Preises sofort anzahlen, das zweite Drittel entrichtet er im Winter bei Beginn des Abschlags der Bäume und das dritte Drittel beim Verladen.

Wer lungenkrank ist
aber an chron. Erkrankung d. Atmungsorgane, Luftröhre, Bronchien (auch Asthma) leidet, findet II. Erprobung und Anerkennung von Professoren, Aerzten, Heilstätten ein gründlich wirksames Mittel, das bereits die Hoffnung Vieler erfüllt hat, in dem wohlbekömmlichen „Sliphocalin". (Komp.: Calc. glyc. p., Silichim., Stront., Lith., Carbo med., Ol. eruc. saech. lact.) das die Widerstände der Bakterien fördert, Husten, Auswurf, Lipoidlösestoff, Schädliche energisch bekämpft. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original-Sliphocalin. Ueber die Anwendungsweise des Sliphocalin unterrichtet illustr. Aufklärungsschrift A/305 von Dr. Vogel, die kostenlos und unverbindlich von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, versandt wird. Packg. mit 80 Tabletten Sliphocalin für RM. 2.70 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München.

Tschngfa Lotzbeck! 101 Betten
Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Vertrauen gegen Vertrauen! Sie best. bei mir eine Armbanduhr i. Herr. od. Dam.-Mod. Form, 5 Jahre Garantie, autstarkvergold. Gehäuse od. echt Silberod. Chrom, lch sende Ihnen dieselbe für nur 15.- a. Teilzahl. in 5 Monatar. Kein Geld im voraus send.! Nichtgef. Rücks., also kein Risiko f. Sie. Jede Uhr m. Fabr.-Gar. Bei sofort. Zahlung jede Chrom-Uhr nur M. 12.- per Nachnahme.
M. Telchmann 34 LÜBECK Körnerstraße 20

Wer will heiraten! Bestecksat. umsonst. Krupp Lizenz rostfrei, millionenfach bewährt. 24 teilig Mk. 25.40, Chrom-Alp. nur 12.40, 100 gr. Silberauft. 34.- Günstige Monatsraten ohne Anzahlung. Walter Peter Solingen - Ohligs 6 a

Edelweiß-Räder jetzt billiger.
Jetzige Preise und Katalog kostenlos
Lieferung direkt an Private
Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg W

Herdfeger löst Schmutz
so, wie Seife Schmutz in der Wäsche löst. Deshalb ist Herdfegern so leicht.
Herdfeger
Darum kauf und werd' nicht matt bis der letzte Arbeit hat

Schon für RM. 32.–
als Fahrrad mit Freilauf - Rücktritt - bremse u. Garantie. Fordere Sie kostenl. Angebote.
R. & P. Stricker, Fahrradfabrik Bradwede-Bielefeld 565

Raucher Vollkommene Abgewöhnung in allen Fällen ohne Aufregung bewirkt Dr. Hahn's Nervenfarm Nürnberg 5 R 46

Bettnässen beht. „Hicoton". Preis RM 2.90. Zu haben in all. Apotheken wo nicht, dann Rosenapotheke, München

Laubsägerei ist sehr interessant, praktisch u. nützlich! Katalog gratis durch Hofmann & Schmitt Limburgerhof (Pfalz) 48

Heiraten
Suchet, nahe Verwandte, 1,68 gr., schlank, blond, gebildet, 33 J., kath., in all. Zweig. des Hausb. angeh. Ausstattg. vorh.; später Vermögen, einen sol., ehrl.
Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Anzeigen i. „7 Tag" Bezug Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben.
Kaufm., kath., 38 J., gut, hellbl., groß, schlank, wünscht zwecks Heirat Bekanntsch. ein. nett., kath., hauswirtschaftl. u. gesellschaftsl. Mädchens. Gebot. wird Einheirat in gut geh. Wirtsch. und Gemischtw. - Geschäft im Emsland. Vermittl. durch Verm. ausgeschl. Verschw. Ehrensache. Gefl. Zuschr. m. Lichtb. unt. Nr. 1267 „Der 7. Tag", Paderb.
Mann mit sicherem Einkommen, mit Kind nicht ausgeschloss. Angeb. mit Bild unt. Nr. 4986 „Der 7. Tag", Paderborn.
Heirats-anzeigen finden im „7. Tag weiteste Verbreitung
In Rheinwein 31 Lit. 33 RM Nehm. Reh. Huth, Oau Weinhelm/Rheinh.

... denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Inserieren bringt Gewinn

Vertrauen gegen Vertrauen
Unsere Inserenten setzen ihre Ware der allgemeinen Kritik und dem Urteil aller Leser aus. Sie bezeugen damit ein großes Vertrauen in die Güte und Preiswürdigkeit ihrer Angebote. Verdienen deshalb die Anzeigen dieser Firmen nicht auch das Vertrauen der Leser?

Hastreiter's Kräuterkuren gegen
Kropf Basedow
vollständig giftfrei, ohne Jod, vollkommen unschädlich. Tausende von Heilerfolgen.
Bei Nichterfolg Geld zurück
Verlangen Sie kostenlose Auskunft und wissenschaftliche Broschüren über Kropf und Basedowleiden Nr. 2
Friedr. Hastreiter Germering bei München

Verantw. i. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Ollergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt AG., Paderborn. „Der 7. Tag" DA. III. Vj 35: 37 898. Zur Zeit ist Preisliste 6 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften, klösterlichen Instituten und Erziehungsanstalten, sowie Anzeigen privaten Charakters aus Süd- und Ostwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt". Akt.-Ges., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Dipl.-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 123.

8. Jahrgang – Nr. 2 — Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren) — Sonntag, 12. Januar 1936 — Verlagspostanstalt Paderborn

Heute neuer Roman!

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Nächtliche Talfahrt

Es hatte lange genug gedauert, bis der Frost sich Bahn brach und nach vorausgegangenem Tauwetter die leichte Eiskruste bildete, die für eine Bobfahrt in gutem Tempo unerläßlich ist. Wenn die Schlitten unten ankamen, zeigten ihre Besatzungen auf den Gesichtern noch sichtbar die Minuten des Schreckens, die eben vorübergegangen waren.

An solch einem Abend ging es hinauf, als tausend flimmernde Sterne am Himmel standen. Der Bob mußte gezogen werden, denn es gab keine Aufzugseinrichtung. Das niedrige Schlittentier klirrte und polterte über den hart gefrorenen Boden, es war einem lebenden Wesen gleich, einem plattgedrückten Etwas mit unzähligen Beinen. So schleppend und keuchend bahnt man sich mühselig einen Weg um die Kurve, wo fünf riesige Tannen ihre Aeste gen Himmel ragen. Kristall liegt auf Bäumen, Schnee stäubt, wenn sich die Aeste schütteln, ein Schrei dringt von oben, wo die gerade Straße mit einem Knick im Dunkel verschwindet. Ein bleiches Auge taucht aus dem Dunkel auf, es zittert hin und her und springt auf uns los, dann knattert das Eis, dröhnt unter den Kufen.

Drei Leute, weiß, stumm, jagen vorüber, blitzen um die Ecke, und die gefrorene Luft schließt sich wie mit einem leisen Hauch hinter ihnen. Dann, nach einer Zeit von mehreren Stunden, nach einem letzten Aufatmen durch die steil ansteigende, finstere Höhle im Tannendickicht steht man endlich vor dem Haus. Es ist ein Haus mit flimmerndem Licht hinter den Fenstern; ein Haus, das schon von weitem nach Kaffee und heißem Grog riecht, das mit Menschen, mit Musik und Freude bis an den Rand gefüllt ist. Es steht ganz allein wie eine Insel in diesem Meer des Schweigens voll Tannenspitzen, voll Schnee und voll frostiger Luft.

Ueberall wimmelt es von Bobs, sie stehen aufrecht an die Wände gelehnt, einige ganz hoch, daß sie bis in die Fenster sehen, andere haben sich bis in den Vorraum gewagt, und etliche kleinere hocken sogar griesgrämig im Flur.

In den paar kleinen Zimmern tummeln sich zwischen gelbem Licht, das seltsam abstich von der blauen Weiße draußen, Gesichter jeder Gattung, und alle Stimmen der Tonleiter sind bunt durcheinandergemischt. Dazu spielt Musik. Man setzt sich hin und trinkt Grog, und die Gedanken, die bisher stumm gewesen waren, beginnen wieder zu leben. Die Musik dringt in das Blut, und zwischen den Tischen flattern die Unterhaltungen, denn es ist ja aufregend, was einem bevorsteht, in einer Nacht wie dieser, wo Eis auf der Bahn liegt, und der Tod hinter der Kurve lauert.

Der Tabakrauch liegt dick unter der Decke, umschleicht und umschlingt die Köpfe. Zuweilen wird es an einem Tisch stiller — das ist, wenn sie vom Aufbruch sprechen. Die Nacht draußen steht vor den Augen, sie hören bereits das Klirren und Rascheln der Kufen auf dem Eise. Also hinaus: Gute Fahrt.

Der Bob klebt an der Hauswand, er ist festgefroren, und es blinkt auf seinen Kufen und auf seinem blanken Steuerrad, als die Laterne sich nähert. Man reißt ihn los, rüttelt ihn ein wenig, erweckt ihn zum Leben. Dann setzt man ihn auf die Beine, hängt die Laterne fest und zerrt an der Steuerung. Und der Bob stöhnt und ruft sich, wie Mann auf seinem Rücken, denen die Ohren zu brennen beginnen und deren Hände sich fester fassen. Oben, wo wir sind, ist die Nacht blau-weiß, und vor uns, wo wir hinein müssen, schwarz und undurchdringlich. Alls alles still ist und der Kapitän noch am Steuerrad sucht und seinen Füßen den besten Halt gibt, kommt der Bob schon leise ins Gleiten. Vorsichtig beginnt er die Luft zu schneiden; die preßt sich stärker und stärker an das Gesicht, sie wird rauh und unbarmherzig, je mehr das Gleiten zunimmt. Jetzt kommen wir an die Grenze der blau-grauen Helligkeit, in die Schwärze geht es hinein, in die Hohle, die ihre Schlünde öffnet und von dem dünnen Lichtband der Laterne erhellt wird. Es ist nur eine schmale Gasse, rings Stämme, bleiche Aeste, und nur unten zeigt sich Helle. Ueber den Köpfen schließen sich die Bäume.

Noch gleitet der Bob, dann kommt Singen und Dröhnen in seine Glieder, seine Stirn vorn zuckt und bäumt sich bei kleinen Unebenheiten. Wir halten seinen Rücken umspannt, er kommt ins Nasen und beginnt sich zu schütteln. Die Hände krampfen sich fest, der Körper duckt sich, und die Augen suchen den Weg. Leben kommt in die Nacht ringsum, der Wald raschelt und eilt vorüber. Der Bob zuckt zusammen und fliegt, er springt über eine Bodenwelle, daß seine Eisenteile dröhnen. Er verjuckt scheinbar, mit den Hufen auszuschlagen, nimmt noch eine Welle, nimmt einen Graben, springt, rast, daß seine Lenden zittern, und wir mit ihnen, wird wieder ruhig und kommt in die bleiche Lichtung.

Rechts dehnt sich eine Tiefe von weißen Tannenspitzen. Der Wind packt uns von der Seite. In der Lichtung scheint der Bob aufzuschreien, knirscht wütend und toll und rast im Fluge über die Bahn. Da tauchen die Tannen auf, dazwischen schaukelt der bleiche Mond. Da kommt die Schneewand und da ist die Kurve, kommt näher und windet sich in den Schlitten hinein, zwingt ihn in ihre Linien, läßt ihn auf die Erhöhung klettern, so daß er fast senkrecht im Winkel liegt, stößt ihm die rechte Kufe fort, so daß er schwebend auf der anderen balanziert, dann läßt sie ihn los. Nun hat der Bob wieder die Straße gewonnen, stürzt rasend, knatternd in seinem Element immer geradeaus in den Himmel hinein. Er fliegt in einem Regen von Eissplittern. Man fürchtet für seine Glieder. Das Rasen geht ins Gleiten über, es wird ein ruhiges Laufen über prasselndes Eis durch tiefen Tannengrund. Mit seiner letzten Kraft läuft der Bob über die Brücke, die den Abschluß der Bahn bildet, dann hat er genug und steht plötzlich. Es ist jetzt ganz still in der starren Kälte und in der plötzlichen Ruhe, die über alle kommt. Die Welt scheint gestorben, und wir sind allein mit Bob übrig geblieben . . .

Dann ziehen wir ihn nach Hause, trappend auf dem harten Eis, bis die Straßen beginnen und ein Haus mit leuchtenden Fenstern sich in den Weg stellt. Die Gesichter sind noch heiß, und die Gedanken suchen einen Weg, das Abenteuer dieser rasenden Fahrt in seiner ganzen Kühnheit zu erfassen.

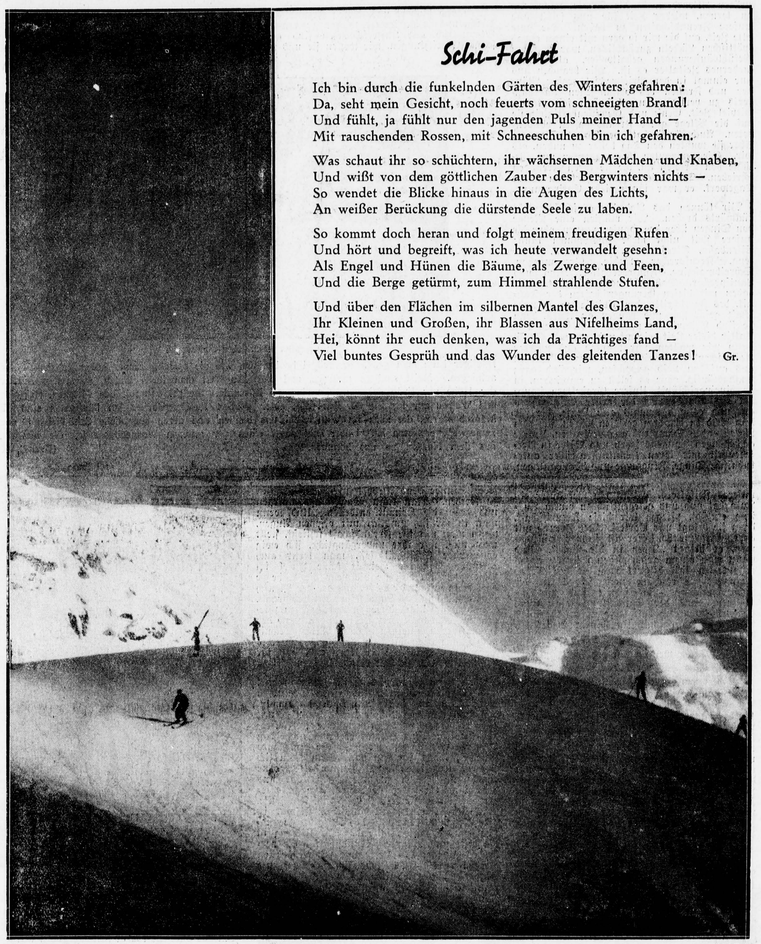
Schi-Fahrt

Ich bin durch die funkelnden Gärten des Winters gefahren:
Da, seht mein Gesicht, noch feuerts vom schneeigten Brand!
Und fühlt, ja fühlt nur den jagenden Puls meiner Hand —
Mit rauschenden Rossen, mit Schneeschuhen bin ich gefahren.

Was schaut ihr so schüchtern, ihr wächsernen Mädchen und Knaben,
Und wißt von dem göttlichen Zauber des Bergwinters nichts —
So wendet die Blicke hinaus in die Augen des Lichts,
An weißer Berückung die dürstende Seele zu laben.

So kommt doch heran und folgt meinem freudigen Rufen
Und hört und begreift, was ich heute verwandelt gesehn:
Als Engel und Hünen die Bäume, als Zwerge und Feen,
Und die Berge getürmt, zum Himmel strahlende Stufen.

Und über den Flächen im silbernen Mantel des Glanzes,
Ihr Kleinen und Großen, ihr Blassen aus Nifelheims Land,
Hei, könnt ihr euch denken, was ich da Prächtiges fand —
Viel buntes Gesprüh und das Wunder des gleitenden Tanzes! Gr.



Im Reich des Schnees — W.V.-Bild

Worte der Woche

Von der Freundschaft zu Menschen und Dingen

Freundschaften wollen gepflegt sein. In der Hast und Unruhe unserer Tage kommt die Pflege guter Freundschaften vielfach zu kurz. Die Technik hat unsere Gefühle verflachtet. Wir vertrauen unsere Gefühlsäußerungen der Schreibmaschine an und machen von ihnen einen Durchschlag, den wir in den Schnellhefter ordnen. Wenn wir es ganz eilig haben, gehen wir an den Fernsprecher und unterhalten uns mit dem Freunde Ohr zu Ohr, nicht mehr von Herz zu Herzen. Unsere „Schnellebigkeit" kennt kein Verweilen mehr. Wir müßten bei unsern Altvordern in die Schule gehen, um zu lernen, wieder Zeit für uns selbst und unsere Freundschaften zu haben. Die gute alte Zeit, auf die wir so gern mit einem etwas spöttischen Lächeln zurückblicken, war in ihren Gefühlsäußerungen gehaltvoller, als unser modernes Zeitalter es ist. Wir brauchen uns nur einmal in den Briefwechsel großer Männer und Frauen des vergangenen Jahrhunderts zu vertiefen, um beschämt festzustellen, wieviel Zeit, Ernst und Genußfreudigkeit sie auf die Pflege guter Freundschaften verwendeten. Auch für sie hatte der Tag 24 Stunden. Aber sie wußten den Tag besser zu nutzen, als wir. Sie vertrauten ihre Gedanken und Gefühle dem Papier an, so sie ihren Freunden schrieben. Der Briefwechsel gehörte zu ihrem Tagewerk, er war ihnen liebe Entspannung.

Wir können das Rad der Geschichte nicht rückwärts drehen. Wir müßten eine Menge von Dingen über den Haufen rennen, ohne die unsere Zeit nicht mehr auskommen kann: Eisenbahn, Straßenbahn, Kraftwagen, Flugzeug, Fernsprecher, Radio, Grammophon, Schreibmaschine, Füllfederhalter, Kino und Lautsprecher. Das geht natürlich nicht. Wir haben mit diesen Errungenschaften der Technik, des Fortschritts, der Zivilisation Freundschaft geschlossen und hängen an ihnen, denn sie sind Bestandteile unserer Zeit, haben das Antlitz dieser Zeit geformt und uns mit. Selbst wenn wir wollten, wir könnten aus unserer „technischen" Haut nicht mehr heraus. Sie ist uns auf den Leib gewachsen, wir sind ganz zwangsläufig, ohne es selbst zu empfinden, in sie hineingeschlüpft. Unsere Großeltern staunten das Wunderwerk der ersten Eisenbahnen an, und es gab damals alte Leute, die für kein Geld zu bewegen gewesen wären, sich dem schnaubenden Dampfroß anzuvertrauen. Unsere achtjährigen Jungens sehen uns Väter in Vertegenheit mit ihren Kenntnissen über autotechnische Dinge, Flugzeuge und Radioanlagen.

Unsere Freundschaft steckt im Technischen unseres Zeitalters. Wenn ein Bekannter ein Auto hat und uns gelegentlich zu einem Ausflug einlädt, pflegen wir diese Freundschaft, denn sie bringt uns Vorteil. Der Freund mit dem Grammophonkoffer ist immer willkommen, er bringt „Leben in die Bude". Und wenn man einem auswärtigen Freunde etwas mitzuteilen hat, diktiert man es der Sekretärin bei Büroschluß noch schnell in die Schreibmaschine. Ja, soweit sind wir gekommen, dank der Entwicklung, die unsere Technik genommen hat. Und unsere Gefühle? Goethe schrieb einmal (in seinem Liede „An den Mond"):

Selig, wer sich vor der Welt
ohne Haß verschließt,
einen Freund am Busen hält
und mit dem genießt . . .

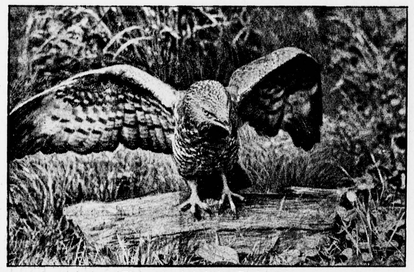
Gott ja, damals, nicht wahr? Das war eine romantische, gefühlsselige Zeit! Sowas Gefühlsvolles kann man doch schlecht in die Schreibmaschine diktieren! Nein, das geht freilich nicht. Aber man kann auch einmal die Schreibmaschine beiseite stellen und einen Brief mit der Hand schreiben. Das geht, wenn man sich Mühe gibt! Man kann auch ohne Auto gute Freundschaft halten, und auch ohne Grammophonkoffer! Nichts hindert uns im Zeitalter der Technik, die gute Freundschaft zu pflegen, wie unsere Altvordern es getan haben.

Wir können mit Freunden zu Fuß durch die Natur wandern, denn die Natur hat sich nicht technisieren lassen. Sie ist, zum Glück für uns Menschen, noch wie am ersten Tag! Und das Herz der Natur, daran wir das Ohr recht häufig legen sollten, ist die Heimat! Mit guten Freunden die Heimat zu durchwandern, an ihrer Schönheit sich zu erfreuen, aus ihr die Kräfte zu ziehen, die wir für den Kampf des Tages benötigen, das ist beste, lohnende Freundschaftspflege. Viele von uns haben das verlernt. Sie müssen es wieder lernen, die Heimat unter die Füße zu nehmen. Begriffen haben das die Leiter der NS-Volksgemeinschaft „Kraft durch Freude".

Niemand hindert uns, diesen Freundschaftsdienst uns selbst immer wieder zu erweisen. Stammtisch und Kaffeekränzchen sind gewiß schöne Einrichtungen, wir wollen sie uns nicht verleiden lassen. Aber man braucht nicht jede freie Stunde dem Alkohol und dem Kaffeesatz zu weihen. Man kann Wanderkage einlegen und dabei die Heimat entdecken. Und wenn man in ihr sich umblickt mit offenen Augen, wenn man mit ihr Freundschaft schließt, stellt man nicht nur ihre unvergängliche, sich ewig erneuernde Schönheit fest, man lernt auch erkennen, daß die Heimat keine Insel im Vaterlande ist, daß sie vielmehr die Wiege des Vaterlandes ist, aus der der Mensch hineinwächst in das Land seiner Muttersprache. Lohnt es sich nicht, diese Freundschaft zu pflegen und recht viele Freunde in diesen Bund der Heimattreuen hineinzuziehen? Weder Technik noch Zivilisation hindern uns, das Ohr ans Herz der Heimaterde zu legen und aus ihr die Kräfte unserer Vaterlandsliebe zu ziehen.

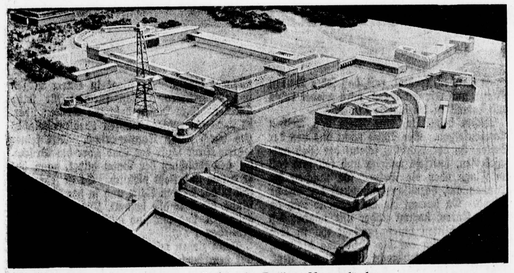
Aber wenn es unwirtlich ist, wenns regnet und stürmt und man sich einen Schnupfen holt? Nun, der beste Freund verlangt nicht, daß man ihm Gesellschaft leistet, wenn er mit einer ansteckenden Krankheit in der Isolierbaracke liegt. Die Heimat verlangt nicht, daß man ihr zärtlich tut, wenn sie die ansteckende Grippe in den Knochen hat. Man kann sich mit ihr auch freundschaftlich unterhalten, ohne gerade im Freien zu sitzen. Sie hat uns Freundschaftspfänder geschaffen, die zu pflegen uns eine besonders liebe Pflicht sein sollte. Das beste Freundschaftsband der Heimat ist die Heimatzeitung! Es gibt Freundschaften, die kostspielig sind. Die Zeitung ist die beste und billigste Freundschaft. Sie verbindet zunächst den Leser mit seinem engsten Heimatbezirk. Alles, was sich in Dorf und Stadt begibt, wird ihm durch seine Zeitung vermittelt, nicht in unzuverlässiger Gerüchtekolportage, sondern in Form objektiver Wahrheit. Manches hat sich gerade auf diesem Gebiete gegen früher gewandelt. Die Zeitung, die dem Staate, dem Volke verpflichtet ist, hat unbedingt gerade zu stehen für das, was sie berichtet. Sie ist heute ein Born der Wahrheitsliebe, der unbedingten Zuverlässigkeit.

In der Zeitung hat die Heimat ihre beste Pflegestätte. Darüber hinaus hält sie Freundschaft mit allen deutschen Gauen, spiegelt sie in ihren Spalten das Schicksal Deutschlands, unseres Volkes wider. Welch ein Freundschaftsgeschenk! Du hast deine Zeitung immer als Berater und Wegbegleiter zur Hand, täglich, für jede deiner Feierabendstunden. Du bist durch sie an das Herz der Nation gebunden, aber auch eingegliedert in die Gemeinschaft der Völker. Was wußtest du früher von Abessinien? Durch deine Zeitung kennst du jetzt Land und Leute dort. Was wußtest du von Kanada, von England, von den Umtrieben der Bolschewisten? Durch deine Zeitung bist du belehrt und unterrichtet worden. Sie erzählt auch. Wissen es die Männer, daß die Zeitung durch ihre Erzählungen oft die feinsten seelischen Spannungen erregt und dadurch die Fähigkeit zur Wirklichkeit getreuen Einbildung und Erfindung pflegt und manche edle



Ein großer heimischer Raubvogel

Häufiger kann man große Raubvögel beobachten, wie sie spiralig immer höher zu den Wolken aufliegen. Meist sind es mehrere, und bisweilen hört man ihren lauten, markanten Ruf, aus der Höhe zur Erde dringen. Es sind die Bussarde. Sie gehören mit den Milanen, Habichten und Weihen zur Familie der Bussarde, einer großen Raubvogelart. Am häufigsten sind die Mäusebussarde, die auch im Winter bei uns bleiben und deren angebliche Schädlichkeit noch keineswegs erwiesen ist. Unser Bild zeigt einen der seltenen Wespenbussarde, die bisweilen aus dem Norden zu uns kommen. (Brandt, K.)



Das neue Gesicht des Berliner Messegeländes

Das Berliner Messegelände, der Schauplatz so vieler Großausstellungen, soll jetzt einschließlich der Zufahrtsstraßen und der Avus-Nordschleife einer völligen Umgestaltung unterzogen werden, und zwar nach diesem Modell. Im Hintergrund links sieht man die Deutschland-Halle, die bereits fertiggestellt wurde, daneben auch die übrigen Großbauten. (Weltbild, K.)

Oberstdorf ruft

Für die vom 11. bis 19. Januar in Oberstdorf im Allgäu stattfindenden Deutschen Winterkampfmeisterschaften 1936 ist jetzt das offizielle Plakat herausgegeben worden. Das gleiche Bild zeigt die ebenfalls fertiggestellte Ansteckmadel in rechteckiger Form. (Schirner, K.)

Eigenschaft des deutschen Volkes dazu? In vielen Familien ist es üblich geworden, an Winterabenden die Geschichten aus der Zeitung vorzulesen und danach darüber zu sprechen. Es ist eine Stunde der Familienfreude und des Familienzusammenhaltes geworden. Die Zeitung wurde zur guten Freundin.

Man kann auf vieles verzichten im Leben. Auf gute Freundschaften soll man Wert legen, man soll sie pflegen und ausbauen, man soll ihnen treu bleiben. Das ist das Merkmal echter Freundschaft — die Treue. Treu den Freunden, treu den Dingen, die einem Freundschaft vermitteln. Nur feine billigen Freundschaften schließen, um darüber die echten zu vernachlässigen. Sich über die Freundschaft immer Rechenschaft geben! Dann kommt man weiter, ohne je einsam zu sein. Wir wollen immer gute Freunde bleiben, ihr, liebe Leser und Leserinnen — und ich, die Heimatzeitung!

Die 7 Tage

Donnerstag, 2. Januar. Zahlreiche Staatsoberhäupter haben in der üblichen Weise mit dem Führer und Reichskanzler drahtliche Neujahrswünsche ausgewechselt. — Italien droht mit Verschärfung der Kriegsführung in Abessinien. — Eine abessinische Kriegsmeldung berichtet erneut von einem Bombenangriff italienischer Maschinen über Dagabur. — Mehrere Industrieunternehmungen in Frankreich haben ihrem Personal gekündigt, weil sie wegen der Sanktionsmaßnahmen gegen Italien keine Beschäftigungsmöglichkeit mehr haben. — Der Führer übermittelt zugleich im Namen der deutschen Reichsregierung der Witwe des verstorbenen Botschafters Köster sein herzlichstes Beileid. — Sowjetrußland reicht beim Völkerbund eine Beschwerde ein, worin es Klage über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen von uruguayischer Seite führt. — An der abessinischen Südfront erwartet man einen erneuten italienischen Angriff.

Freitag, 3. Januar. An der Nordfront laufen 6 erythräische Offiziere, 12 Unteroffiziere und 125 Mann zu den Abessiniern über. — Der Vorsitzende eines französischen Frontkämpferverbandes richtet in einem Zeitungsaufsatz einen Appell an die italienische Vernunft. — Unter der Anschuldigung der Zusammenrottung und Auflehnung werden in Eupen-Malmedy erneut sieben heimattreue Männer verhaftet. — Amerikas Neutralitätspolitik wird durch einen im Kongreß eingebrachten Gesetzentwurf, der die volle Billigung des Präsidenten Roosevelt und seines Außenministers Hull findet, auf eine neue und für dauernd geplante Grundlage gestellt. — In London und dem übrigen politischen England erregen Angriffe gegen Ministerpräsident Baldwin und die nationale Regierung größtes Aufsehen. — Ueber die bisherigen Leistungen des WHW, des größten Hilfswerkes der Welt, macht Hauptamtsleiter Hilgenfeldt im Deutschen Rundfunk bedeutsame Feststellungen.

Samstag, 4. Januar. Die Bombenangriffe der Italiener an der Nordfront nehmen zu. In letzter Zeit wurden wiederholt Gasbomben abgeworfen. — Der Eisbrecher Krassin, der einem russischen Dampfer in Eisnot zu Hilfe eilen wollte, ist ebenfalls in Eisnot geraten. — Auch der stellvertretende Geschäftsträger Uruguays in Moskau verläßt Moskau. — In der deutschen evangelischen Kirche in Paris finden unter starker Anteilnahme der französischen Politiker die feierlichen Trauerveranstaltungen für den verschiedenen deutschen Botschafter Köster statt. Die sterbliche Hülle des Botschafters wird nach Heidelberg überführt. — Ein Hamburger Dampfer rettet in spanischen Gewässern die zehnköpfige Mannschaft eines spanischen Schiffes, das sich in höchster Seenot befindet.

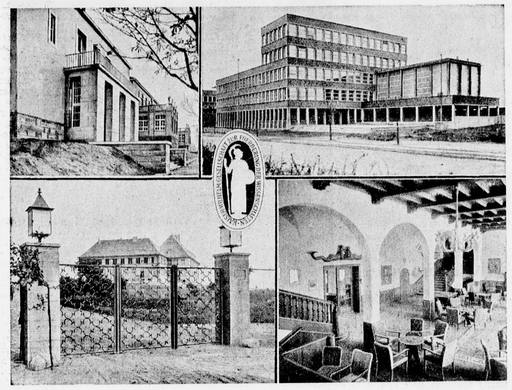
Sonntag, 5. Januar. Gasbombenabwürfe italienischer Flugzeuge über den Gebiet um Dagabur und südlich von Makalle richten sich auch gegen Ambulanzen. Eine ägyptische Ambulanz ist restlos zerstört worden. Angesichts dieser grausamen Methoden und Mißachtung der heiligsten internationalen Uebereinkommen wendet sich Abessinien an die übrigen europäischen Mächte. — Präsident Roosevelt hält eine Rede vor dem Bundeskongreß, in der er sich bemüht, die Ansicht, er sei ein Diktator, nach Kräften zu widerlegen. — Die „Emden"-Besatzung trifft in Guatemala ein. — Die Frontkämpfer sammeln für das Winterhilfswerk. — Im Rahmen einer Morgenfeier bringt die Reichsschrifttumskammer zugunsten des WHW 5000 Bücher zur Verteilung. — Infolge der auch in den letzten Tagen noch stark anhaltenden Niederschläge sind in Frankreich nunmehr umfangreiche Hochwasser- und Unwetterschäden zu verzeichnen.

Montag, 6. Januar. Der Bombenüberfall der Italiener auf die Rote-Kreuz-Station hat nach einem neueren Bericht 50 Todesopfer gefordert. — Die ägyptische Regierung erhebt scharfen Protest gegen die Fliegerangriffe auf die ägyptischen Rote-Kreuz-Stationen im abessinischen Kriegsgebiet. — Das neue deutsche Panzerschiff „Admiral Graf Spee" wird in Kiel feierlich in Dienst genommen. — Zu ihrem zehnjährigen Jubiläum hat Reichsluftfahrtminister Hermann Göring der Deutschen Lufthansa seinen Glückwunsch entsandt. — In einem Urteil eines Hamburger Amtsgerichtes wird die Ehe als Schicksalsgemeinschaft bezeichnet. Eine Uebertragung von Vermögensteilen, die den Eheleuten gemeinsam sind, auf die eine Ehehälfte ist dann nicht zulässig und wird nicht anerkannt, wenn eine Benachteiligung von Gläubigern entsteht oder in Aussicht genommen ist. — 2500 französische Bergarbeiter treten in Streik. — Außenminister Eden wird als Präsident der Flottenkonferenz gewählt.

Dienstag, 7. Januar. In Abessinien tritt wieder eine Regenperiode ein. Zu dieser Jahreszeit ist das eine Erscheinung, wie sie seit dem Jahre 1907 nicht mehr vorgekommen ist. — Eine Neuyorker Zeitung beschäftigt sich mit den Besprechungen zwischen englischen und französischen Sachverständigen. Sie zieht hieraus den Schluß, daß England und Frankreich im Falle von kriegerischen Konflikten sich zu Lande, zu Wasser und in der Luft volle gegenseitige Waffenbrüderschaft leisten werden. — Eine englische Stellungnahme hierzu bezeichnet die sensationellen amerikanischen Berichte als „phantastisch". — In den Persilwerken in Düsseldorf ereignet sich eine Explosion, bei der mehrere Arbeiter schwer verletzt werden. Einer schwebt in Lebensgefahr. — In Brandenburg wird ein neues Opel-Werk in Betrieb genommen, das eine tägliche Lastkraftwagenherstellung von 150 Stück erreichen kann.

Mittwoch, 8. Januar. Nach in Addis Abeba verbreiteten Gerüchten sollen sich an der Nord- und Südfront schwere Gefechte entwickeln, die auf abessinische Offensiven zurückzuführen sind. — In Argentinien kommt es zu schweren Streikunruhen. — Der Kassationsgerichtshof in Paris, der über die Beschwerde des Verteidigers im Königsmörderprozeß, Desbons, in zweitägiger Sitzung beriet, hat diese Beschwerde endgültig abgewiesen. Somit ist die Streichung des Rechtsanwalts Desbons von der Berufsliste endgültig.

Bilder des Tages



Deutschlands modernste Autofabrik

Vor den Toren Brandenburgs ist in knapp 190 Tagen die neue Lastkraftwagenfabrik der Opel-AG entstanden, die nicht nur hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit, sondern auch in bezug auf ihre Einrichtungen ein neues Wunderwerk der Technik darstellt. (Atlantik, K.)

Der sächsische Gauführer des Reichsbundes für Leibesübungen, Ministerialrat Erich Kunz, Dresden, übernahm die Geschäfte des Beauftragten des Reichssportführers. (Weltbild, K.)

Haus des deutschen Sports fertig

Das Haus des deutschen Sports in Berlin mit seinem charakteristischen Kuppelbau ist nunmehr fertiggestellt. Hier werden die leitenden Männer der deutschen Sportbewegung tagen und ihre Beschlüsse fassen. (Schirner, K.)

Addis Abeba sichert sich gegen Luftangriffe

Um für kommende Fälle gesichert zu sein, werden in den letzten Tagen, wie unser Bild zeigt, eifrig bombensichere Unterstände gebaut. (Weltbild, K.)

Ein Zug fährt durch die Wasserwüste

Einen besonders schweren Umfang hat die französische Hochwasserkatastrophe in der Nähe von Poitiers angenommen. Der Zug Paris—Bordeaux fährt hier durch eine Wasserwüste, aus der gerade noch der Bahndamm herausragt. (Scherl Bilderdienst, K.)

Der Chefarzt der schwedischen Rote-Kreuz-Abteilung in Abessinien, Dr. Hylander, der bei einem Bombenangriff italienischer Flugzeuge auf das Lazarett verwundet wurde.

Italiens Wachhunde im Roten Meer

Der Haupthafen der italienischen Kolonie Eritrea, Massaua, in dem der ganze Nachschub für die kämpfenden Ostafrikatruppen zusammenläuft, steht unter dem ständigen Schutz einer U-Boots-flottille, die wir hier mit dem Begleitschiff zeigen. (Planet, K.)

Chinesische Studenten demonstrieren gegen Japan

Die von japanischer Seite geförderte Autonomiebewegung in den nordchinesischen Provinzen hat in China eine japanfeindliche Stimmung ausgelöst. Unser Bild zeigt eine dieser japanfeindlichen Kundgebungen im internationalen Viertel von Schanghai. (Weltbild, K.)

Lisawetas Lied

Eine Erzählung aus der russischen Steppe
von Petrus H. Steigerwald

„Lisaweta, mein Kind, hörst du den Wind? Hörst du, wie er über die Dächer pfeift, wie er die Fenster, die Türen anfällt? Lisaweta, mein Kind, es ist der böse, der schaurige Wind aus den Wäldern und Schluchten des schwarzen Ural. Dalles Gold liegt unter den Wurzeln des Waldes und wird von den gellenden Winden behütet. Diese klaffenden Winde hüten das Gold und hassen die Menschen, die nach ihm verlangen. Dieser Wind reitet tausende Werst weit über das Land und fällt unsere Herden, unsere Hütten an und verzehrt das ewige Licht vor den heiligen Bildern. Darum müssen wir wach sein, mein Kind, wach sein und singen. So lange wir singen, so lange noch unsere Lieder über die Steppe hinklingen, so lange, Lisaweta, werden die Winde unsere Herden und Hütten nicht schrecken. Darum bleibe, mein Kind, bleibe so zu meinen Füßen und lausche den Liedern, die tief in meinem Herzen ruhen. Mein Mund wird wieder voll, wenn ich die diese Lieder singe. Lausche, Lisaweta, und verschließe sie tief in deinem lieblichen Herzen. Trag alle die vielen hellen und dunklen Töne der Heldenlieder, der Bylinen, Skaldi, Dumkas und Kosakomejstas in deinem Herzen, bis mein Mund versagt und deine Zeit gekommen ist. Bis du kannst die Frommen und Weisen um dich am Abend versammelt und ihnen allen die Lieder schenkst. die ich, dein Väterchen Iwanow, dich gelehrt. Komm, Kind, neige dein Ohr, leg es an meine Lippen, ich will dir heute das Lied vom großen ewigen Heimweh des geschlagenen Russenvolkes von neuem verkünden. Ich will es dir so singen, wie wir es vor vielen Jahren

Auf Schneehasenjagd

Im Hochlande des Parsenngebietes bei Davos

(Scherl Bilderdienst, K.)

Stirne an die Scheibe und entdeckte weit und fern den Schein eines Lagerfeuers. Wie ein Fanal, wie ein Schrei stiegen die Flammen zum Abendhimmel auf.

Da sank sein Kopf auf die Fensterbank, und er vergrub den Schmerz unter Tränen. Die Bauern kamen wie alle Abend zu Väterchen Iwanows Hütte und harrten auf Einlaß. Immer mehr kamen und schlugen gegen die verwitterte Türe. Sie wollten wie immer vor den heiligen Bildern knien und den Gesang des Alten lauschen. Doch die Tür öffnete sich keinem. Als sie nun in banger Sorge das Haus umschritten, entdeckten sie den Alten hinter der Fensterscheibe, wie er stumm und wesenlos in die schwarze Ferne starrte. Da kam die Angst über alle, daß sie in den Sand fielen und Gott um ein Zeichen baten.

Väterchen Iwanow stand und starrte über die knienden hinweg. Weit und fern lohten die Lagerfeuer, und zwischen den Flammen wußte der Alte das brennende Herz seines Kindes.

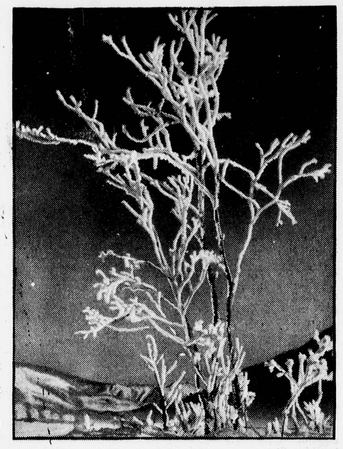
Bald schlief auch das Feuer ein. Die Sonne kam neu und groß wie immer, und am nächsten Abend war der Schein der Lagerfeuer nur noch ein winziger Stern am Rand der Steppe. Am dritten Abend war für Väterchen Iwanow auch dieser Stern untergegangen.

Als nun die Bauern am vierten Abend schweigend und demütig nahten, fanden sie die Türe weit offen, die Hütte leer. Unter den heiligen Bildnissen lag eine zerbrochene Balalaika. Von des Sängers Händen erbaut, gespielt, zerbrochen.

Die Spuren seines nackten Fußes im Sand deuteten nach Westen. Dorthin, wo seit drei Tagen eine weiße Wolke über der Steppe steht. Also hat er den Weg der Büßer, den Weg nach den Städten der Lust und der Sünde, des Elends, genommen. Die Frommen verneigten sich, küßten die Spur der nackten Gottes und sangen die Lieder des Alten, die der Wind aufnahm und auf seinen Schwingen hinter dem Alten hertrug. Dann schlichen die Frommen gekrümmt und bekümmert durch die Nacht davon. Nun waren sie schutzlos und den bösen Winden des Urals preisgegeben. Nun werden die Lieder nicht mehr dem Zauber. nun ist keiner mehr unter ihnen, der seine Hände segnend zum Himmel hebt, auf brennende Wunden legt und singend die Heilung beschwört.

Väterchen Iwanow wanderte gegen Westen und der weißen Wolke entgegen. Wo er auf Menschen trat, sang er sein, Lisawetas Liebeslingslied vom ewigen Heimweh. Die Menschen, Händler, Soldaten, Tartaren, Dirnen, Gevatter und Kräuter brachen die Worte ab, hielten den Atem an, wenn er sang. Die Mädchen gingen an die Brunnen und wuschen sich die Tränen aus den Augen. Manch einer trat hinzu und drückte dem Alten einen Silberrubel in die Hand. Er jedoch wehrte ab: „Nur Antwort will ich haben. Antwortet mir: Wer kennt dieses Lied, wer hat es je gehört?“ Keiner hatte es je vernommen. Da wußte er, daß er weiterziehen und weitersuchen, singen und immer wieder singen muß, bis er Lisawetas Spur gefunden hat. Je weiter er nach dem Westen kam, um so dichter lagen die Dörfer beieinander. Um so öfter mußte er den Markt aufsuchen und singen. Endlich schritt er durch die hohen Tore der Stadt.

Tausendmal nun hat er das Lied und viele seiner Lieder gesungen. Keiner kannte sie. Einmal war einer aus der großen sündhaften Stadt, der sein Lied mitsummte, und als er fertig war, mit einem fremden Text, mit Flehen, schlimmen Worten wiederholte. Darauf sangen alle im Umkreis der sündhaften Stadt das sündige Lied. Sein Lied haben die Menschen geschändet! Nur sein Lied? Wenn er fragte: „Woher habt ihr das Lied?“ da lachten sie und stießen sich gegenseitig an: „Alter Narr, willst du auch noch zu den Mädchen gehen und dich das Lied lehren lassen?“



Zauber des Rauhreifs

(Scherl Bilderdienst, M.)

Da fiel Väterchen Iwanow in sich zusammen, schritt mühsam und von Ekel angeekelt hinunter an den Fluß, wusch sich von Kopf bis Fuß und betete laut zu seinem Vater über den Wolken.

Am Abend schleppte er sich durch die Gassen des Nowga Prospektes und lauschte unter den Türen dem Gesang der Mädchen.

Von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse frug er sich, lang er sich durch. Keine kannte seine Lisaweta. Aber alle kannten das Lied, wie er es niemals gesungen hat. Endlich, nach Wochen der Mühsal, des Grams, trat er in eine Tartarenschenke. Wodka und Tabakwolken schlugen ihm entgegen. Soldaten und Mädchen sangen und tanzten auf den Tischen zwischen den dampfenden Gläsern. Wieder, ach wie oft schon, sang er sein Lied. Da wurde es still wie in einer Kirche, und aus irgend einer Ecke hörte man hilfloses Schluchzen. Der Alte brach sein Lied ab, und auf den Knien rutschte ein halbnacktes Weib auf ihn zu, flehende Hände wuschen zu ihm empor: „Nicht mehr singen, Väterchen Iwanow. Nicht mehr singen. Als Kind hasse ich deine Lieder gesungen, und nun kommst du aus der Heimat und verfolgst mich mit deinen Liedern. Rufst mich zurück in die Heimat, die ich schon lange verloren habe. Ich bin ja verkommen und voller Sünde. Warum, Väterchen, schickt du uns deine Lieder, die uns krank machen und die Sehnsucht in das Herz tragen.“

„Komm, nicht ich, nicht die Heimat verflucht dich, komm und hilf mir, Lisaweta und meine Lieder finden.“

„Einmal war Lisaweta hier und sang unsere Lieder. Seitdem bin ich krank und kann nur noch weinen. Igor, der wilde Kosak, schleppte Lisaweta durch alle Häuser, und sie mußte singen. Dann sang er von neuem das Lied, und Lisaweta mußte dazu tanzen. Es war ein böses Lied. Immerzu mußte sie singen, trinken und tanzen. Mit der Peitsche schlug er den Takt. Eines Nachts machten wir ihn betrunken und wollten Lisaweta zur Flucht verhelfen. Igor aber wachte wie ein Bluthund und warf sie hinaus auf den Mist. Geh — Väterchen — nach dem Ural. Dort wirst du vielleicht noch Lisaweta finden.“

Das Asyl war geschlossen. Auf allen Vieren kroch der Alte um das Haus. Die letzte fiebe Kraft nahm er zusammen und sang noch einmal das Lied vom großen ewigen Heimweh. Sang es so, wie er es noch nie zuvor gesungen hatte. Hinter dem Fenster, vom Mondlicht erhellt, erschienen Gesichter, und flehende Mädchenhände verlangten nach ihm. Das Lied rührte den Wirt, diesen wilden Gesellen. Noch in der Nacht gab er Einlaß. Da fand der Alte Lisaweta auf einem Bund Stroh. Er beugte sich über sie, nahm die eisigen Hände des Kindes und hauchte sie an: „Wo, Kind, ist dein Blühen, wo dein warmes Herzblut geblieben?“ Die Hunde haben aus dir wie aus einem Pokal gesoffen und sich dann an die Wand gewarfen. Bist nicht zerbrochen, Kind. Aber tief, sehr tief mag der Riß gegangen sein. Vielleicht ist auch der Ton deiner Lieder zerspungen. Meiß kommen keine Lieder mehr aus diesen Wunden, die nie vernarben. Immer fließen. Manchmal aber auch die kostbarsten Lieder, die von Schmerz zu singen wissen und in alle Herzen dringen. Komm, mein Kind, wir wollen uns fest aneinander halten. Ich am jungen, du am alten Herzen, und wollen uns helfen, heimzufinden. Heim mit unseren Liedern.

Der tote Vogel

Von Anton Schnack

So war er, als ich das Fenster öffnete und ihn fand: von einer ergreifenden Steifheit und doch weich und mild. Sein spitzer Schnabel hatte sich hart und unwiderstehlich geschlossen. Zerknittert und wie von einem gewaltigen und unentrinnbaren Windstoß getrieben, hatte er sich in die harte, aber schneefreie Ecke des Sandsteingesimses gepreßt.

Ich erschrak ein wenig, als ich die kleine schillernde Vogelleiche sah. Ich kam aus einem warmen Morgenschlaf und wollte über das wunderbar und kühl verschneite Land schauen, aber der plötzliche Kontrast von Schönheit und Grausamkeit hatte meine Seele betrübt und mein Auge gesenkt.

Ich mußte mir den einsamen, mörderischen Tod dieser zierlichen Kreatur vorstellen, an der Frühling und Sommer mit einer traumhaften Melodie hingen. Ich sah ihn plötzlich über das Feld voll Schnee und Schweigen fliegen, seine Flügelchen hielten ihn kaum noch im eisigen und dünnen Raum der Luft.

Zur Abenddämmerung war es wohl, jener furchtbar leuchtenden Abenddämmerung, die Vorbote einer zerschneidenden beißenden Frostnacht ist. Er kam auf seinem letzten Flug über die seltsamen und starren Weidenbüsche am Bach, der wie eine gräuliche und harte Kristallmasse bis auf den Grund gefroren war. Vielleicht hielt der kleine Vogel noch eine schwankende und todesnahe Rast auf der schneelosen Babel des Holunderbusches. Er sah mit seinem dunklen und schwermütig glitzernden runden Vogelauge das Licht des nahen Hauses, das ihm gute Wärme und Nahrung versprach.

Und ich stelle mir vor, während die Mutter in der Küche mit den Töpfen hantierte und es in den Pfannen brutzelte, schlug sein matter und ausgezehrter kleiner Körper leise an das klingende und helle Fenster, dessen Schein ihm vielleicht wie eine aufgehende lebende Frühlingssonne war.

Vielleicht hob er noch einmal sein zartes und anmutiges Vogelköpfchen in einer verschwebenden Lebensschnsucht, da ihm der Frosthauch schon erstarrend an das kleine Herz griff. Dunkel kam ihm vielleicht noch die Erinnerung an die paradiesischen Gärten sommerlicher Zeit, da er über die sodenen Wälder flog, mit dem Gefährten im schützenden Schatten der Gesträuche nistete und in die blaue Morgendämmerung das süße Flötenlied seines frohen Vogellebens sang.

Da lag er auf schwankenden Beinchen, die Krallen vor Schmerz und Müdigkeit geschlossen, erschauernd vor der unentrinnbaren Not des Todes, vielleicht öffnete sich noch einmal sein metallischer Schnabel zu einer letzten flehenden Bitte in seiner klingenden Vogelsprache, die an das Licht des Hauses um Rettung und Wärme sang.

Aber wir, die wir im Zimmer saßen und Aepfel im lustig krachenden Ofen brieten, in dem die Fichtenscheiter flammten, haben diese einsame kleine Todesklage vor dem Fenster nicht gehört.

Wir haben dagesessen im Ueberfluß an Wärme, während nur durch eine dünne und von Eisblumen bemalte Scheibe ein leichtes zartes Vogelchen im schmerzlichen Todeskampfe starb.

Und beträbt vor der großen Verlorenheit, die jedes klopfende Herz befällt, wenn seine Todesstunde gekommen ist, begruben wir den starren bunten Körper, in dem alle Sommerseligkeit zu träumen schien, am Wurzelstamm eines Oriebaer. Denn, da ihm nicht mehr zu singen gestattet war, soll er, wenn die Zeit ist, in den Blüten des Baumes einen euen Sommer finden.

Expedition INCOBAR

Roman von Erich Baring

I.

Die Glocken klingen von der Kathedrale zu Monaco. Südwind trägt die vollen, dumpfen Töne über die Reede nach Monte Carlo, zur palmenumrauschten Spielhölle des Kasinos hin.

Es ist Mittag. Doch nicht alle, die um die Rouletttische sitzen, erheben sich, um zum Essen zu gehen. Besonders der eine Tisch bleibt von Spielern und Zuschauern dicht umlagert. Ein Herr, dessen Alter schwer zu bestimmen ist, sitzt mit gleichgültigem Gesicht, in dem kein Muskel zuckt, an diesem Tisch, setzt und setzt, gewinnt und gewinnt, unfehlbar und immer wieder.

Ist man in Monte Carlo an Sensationen gewöhnt, so übertrifft das Glück dieses Mannes alles, was man bisher in dieser Salson erlebte. Seit vier Tagen weilt der elegante Herr, ein ausgesprochen nordeutscher Typ, in den Spielerdorado. Seit vier Tagen sitzt er von früh bis Mitternacht mit nur kurzen Unterbrechungen am Roulettetisch und gewinnt, gewinnt . . . gewinnt . . .

Selbst den Kitzligsten und routiniertesten Spielern ist dieser Vorgang ein Rätsel. Man beobachtet den Spieler und folgt seinen Einsätzen; man setzt das gleiche wie er und gewinnt.

Unter den Zuschauern befindet sich auch Dr. Björnström. Der Doktor hielt niemals, und doch hält er sich täglich mehrere Stunden im Kasino auf. Im allgemeinen achtet er auch nicht darauf, ob ein Spieler verliert oder gewinnt, und doch beobachtet er einen jeden unaufhörlich, aber um so schärfer. Er kennt genau das alte, treue Stammpublikum der Bank und weiß von manchem Besucher mehr, als diesem lieb sein dürfte. Axel Björnström steht regungslos, die Hände in den Taschen seines dunkelblauen Jacketts vergraben, dicht hinter dem Stuhl des unheimlichen Gastes. Er hat ganz und gar vergessen, daß er sich im Café de Paris zum Frühstück verabredet hatte.

Axel fühlt plötzlich eine Hand auf seiner Schulter.

„Ist er nicht fabelhaft in seinem Spiel, Doktor?“ flüstert eine alte Dame, die seit vielen Jahren den Frühling in Monte Carlo verlebt und der Bank schon hohe Summen geopfert hat.

Dr. Björnström nickt. „So oft dieser Mann sich hier einfindet, spielt er mit geradezu unverschämtem Glück. Aber wir wissen, daß Fortuna eine höchst launische Dame ist, und vielleicht kehrt sie schon in den nächsten Sekunden ihrem Liebling wohnlachend den Rücken. Ich muß offen sagen, daß ich nur auf diesen Moment warte, denn dieses Glück hier wird mir beinahe unheimlich.“

„Sie haben einen gewissen Verdacht, Doktor?“

„Das nicht, gnädige Frau. Es ist bei uns unmöglich, das Glück zu korrigieren. Das mag in kleinen Spielhonken vorkommen — bei uns ist es ausgeschlossen.“

„Kerrönlich nicht, gnädige Frau. Aber ich weiß, daß er Deutscher ist und aus Hamburg stammt. Er heißt Jochen Asmussen und ist 38 Jahre alt.“

Der Hamburger schiebt gelassen einen Stoß Banknoten auf Rot.

„Rien ne va plus“, tönt gelangweilt die Stimme des Croupiers.

Klirrend rollt die Kugel und fällt auf Rot. Gleichmütig nimmt Herr Asmussen den verdoppelten Packen Geldscheine in Empfang und schiebt ihn in die Innentasche seines grauen Jacketts, dann erhebt er sich und verläßt rasch den Spielsaal.

Vorwurfsvoll, fast ärgerlich blicken ihm die Zurückbleibenden nach. Blind auf Jochens Glück vertrauend, folgten all die anderen Spieler seinen Einsätzen und hatten es nicht zu bereuen. Jetzt kommt sich der Kreis um Rouletteteich wie eine Gruppe ohne Führer vor. Dr. Björnström verabschiedet sich von der alten Dame und eilt ins Café de Paris. Natürlich trifft er keinen von seinen Bekannten mehr, mit denen er sich verabredet hatte. Aergerlich nimmt er an einem kleinen Tische Platz und bestellt sich sein Frühstück.

Gerade als der Kellner die Hors d'oeuvres bringt, betritt Jochen Asmussen das Lokal und setzt sich in unmittelbare Nähe von Björnström.

Jochens Gesicht kommt dem Doktor bekannt vor. Irgendwo muß er diesem Herrn Asmussen schon einmal begegnet sein! Aber wo und unter welchen Umständen?

Hier in Monte Carlo, wo er nun schon seit mehr als zwei Jahren Chef der Gendarmerie-Polizei der Kasino-A. G. ist, kann es nicht gewesen sein. Vielleicht früher in Stockholm, als er noch Kriminalkommissar bei der Polizeidirektion der schwedischen Hauptstadt war?

Abermals sucht er verstohlen zu dem Hamburger hinüber.

Das energische, gutgeschnittene Gesicht kennt er doch!

Gehört etwa gar sein Gegenüber zu jenen internationalen Hochstaplern, die man nach ihrem Auftreten und Benehmen nicht oder nur schwer von den Mitgliedern der guten Gesellschaft unterscheiden kann?

Diese Verblauen, leuchtenden Augen verrät nicht, wenn man sie einmal gesehen hat.

Mylord denkt Björnström nach.

Aber natürlich . . . In Stockholm war es . . . vor fünf Jahren. Im Splendid-Hotel! Dort lernte er unter eigentümlichen Umständen den Hamburger kennen. Als Jochen Asmussen sein Frühstück beendet und sich zum schwarzen Kaffee eine Zigarette angezündet hat, tritt Dr. Björnström an seinen Tisch. „Vergeihen Sie, wenn ich in diesem Augenblick störe“, beginnt er, „aber ich irre mich bestimmt nicht, wenn ich behaupte, daß wir uns schon einmal begegnet sind. Dr. Axel Björnström ist mein Name.“

Auch der Angesprochene hat sich erhoben und stellt sich vor.

„Es ist leicht möglich, daß wir uns irgendwo schon einmal gesehen haben, doch im Augenblick fällt es mir nicht ein, wann und wo. Aber bekannt kommen auch Sie mir vor.“

„Darf ich nachbolen, Herr Asmussen?“

„Ich muß wirklich darum bitten.“

„Herr Rechtsanwalt, erinnern Sie sich an den Juwelendiebstahl im Splendid-Hotel zu Stockholm! Sie haben uns, d. h. der Polizeidirektion, so wertvolle Aufschlüsse über das Verbrechen, daß wir den Täter noch kurzer Zeit ausfindig machen und festnehmen konnten.“

„Aber natürlich, Herr Doktor! Jetzt bin ich wieder im Bilde. Sie waren damals der Beamte, der mit der Aufklärung des Verbrechens betraut war, und dem ich durch einen Zufall behilflich sein konnte.“

Björnström nickte.

„Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Doktor?“

„Gern. Einige Minuten habe ich Zeit, dann muß wieder der Dienst.“

Jochen reicht dem Schweden sein silbernes Zigarettenetui.

„Ich beobachtete Sie deutlich im Kasino, Herr Asmussen“, bemerkte der Polizeichef, „Fortuna, die noctische Schöne, scheint Sie in ihr Herz geschlossen zu haben.“

„Da haben Sie wirklich recht, Herr Doktor.“ lacht Jochen Asmussen, „doch auf die Dauer ist mit der Dame kein Bund zu schließen. Ich bin selbst darauf gespannt, wann ich zu verlieren anfange. Ein paarmal hat man mich schon allen Ernstes gefragt, ob ich das unfehlbare System entdeckt hätte. Ich will Ihnen mein System, wenn es eins ist, gern verraten, Herr Doktor: ein eisfaltes Herz dem Spielteufel gegenüber.“

Axel Björnström lacht.

„Wenn alle mit so eisernen Nerven und solch kaltblütem Glück an den Spieltisch treten würden, dann würde unsere A.-G. nicht so blühen und gedeihen.“

„Unsere A.-G.?“ fragt Jochen verwundert.

„Ich bin nicht mehr bei der Polizeidirektion Stockholm in Dienst, sondern betätige mich jetzt hier in Monte als Chef der Gendarmerie-Polizei der Kasino-A.-G. Ein Zufall ließ mich vor zwei Jahren die recht angenehme Stellung finden. Ich bereue nicht. Sie angenommen zu haben. Man erlebt hier dann und wann ganz interessante Abenteuer.“

„Und bekundet Ihre Stellung sicher auch nicht die schlechteste.“

Björnström zieht die Augenbrauen hoch und schüttelt lächelnd den Kopf. „Nun aber auch zu Ihnen, Herr Asmussen! Hoffentlich ist es Ihnen in den Jahren, in denen wir uns wieder aus den Augen verloren haben, gut gegangen.“

Das Gesicht Jochens nimmt einen harten Ausdruck an.

„Herr Doktor, Sie nannten mich Rederei-besitzer. Ich war es damals vor fünf Jahren, als wir uns im „Splendid“ kennenlernten; ich bin es auch heute noch, aber vielleicht nicht mehr lange.“

„Ich verstehe Sie nicht recht, Herr Asmussen.“

„In der Zeit des gewaltigen wirtschaftlichen Niederganges in Deutschland habe ich sehr starke Verluste gehabt, von denen ich mich nicht mehr erholen kann. Ruhen ist die Konkurrenz der großen Schiffahrtslinien, die das Postreehen hoben, die kleineren aufsaugen, viel zu wächtig, so daß ich mich nicht mehr lange werde halten können.“

Der Polizeichef nickt stumm, dann wirft er einen Blick auf seine Uhr.

„In meinem Büro wird man auf mich warten. Aber ich hoffe, Herr Asmussen, daß wir uns wiedersehen.“

Björnström winkt dem Kellner.

Auch Asmussen läßt sich die Rechnung geben. Nachdem er sie beglichen, wendet er sich an den Polizeichef:

„Herr Doktor, machen Sie mir die Freude, heute abend mein Gast zu sein? Seinen Geburtstag möchte man doch auch ein wenig feiern.“

Der Schwede reicht Jochen die Hand.

„Meine Glückwünsche und recht viele Dank. Ich nehme Ihre Einladung gern an.“

„Ist es Ihnen um 8 Uhr recht? Ich meine, wir treffen wieder hier im Café de Paris.“

Der Doktor zuzelt plötzlich die Stirn.

„Ich habe so heute um 7 Uhr eine Besprechung, der ich mich leider nicht entziehen kann. Um 8.30 Uhr könnte ich aber hier sein.“

Der Polizeichef erhebt sich und reicht Jochen die Hand.

Asmussen ist unschlüssig, was er im Augenblick beginnen soll. Ins Kasino wieder hineinzugehen, hat er bei dem schönen Wetter keine Lust. Als er vor vier Tagen nach Monte Carlo kam, wollte er überhaupt nicht spielen. Als er jedoch durch die Spielsäle ging, da hatte ihm eine innere Stimme zugeraunt: „Versuch es doch, versuch es doch . . .“

Mit kleinen Einsätzen hatte er zu spielen begonnen und mit unheimlich treu bleibendem Glück gewonnen, immer mehr gewonnen. Im Geiste überschlägt Asmussen die Summe, die ihm die Bank in den Schoß geworfen hat, rechnet sie in Mark, in Dollar um. Eine ganz schöne Summe! Er könnte damit die allerdringendsten Schulden seiner Firma decken, an eine Erholung der Rederei aber ist trotz allem nicht zu denken. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als das Angebot der Hamburg-Afrika-Linie anzunehmen.

Jochen macht sich im stillen Vorwürfe, daß er nach der Misere gekahren ist. Aber sein Hausarzt hat ihm dringend zu einem Aufenthalt im Süden geraten, da der alte Lungenschuß — eine Erinnerung an die Marne 1918 — ihm wieder zu schaffen gemacht hatte.

Der Reeder erhebt sich und tritt in den Sonnenschein hinaus. Langsam geht er nach seinem Hotel, um sich zu erkundigen, ob Post für ihn eingelaufen ist. Es ist nichts da. Auf seine Bitte ruft ihm der Portier ein Auto. Der Wagen fährt durch die mittagsstillen Straßen in der Richtung nach La Turbie. Auf halbem Wege steht Jochen einen schweren Rolls Ronce stehen. Eine Dame in weißem Staubmantel macht sich an dem Motor zu schaffen. Asmussen läßt halten.

„Können wir Ihnen behilflich sein, gnädiges Fräulein?“

„Es wäre furchtbar nett von Ihnen“, erwidert das junge Mädchen, „denn, offen gesagt, verstehe ich mich noch recht wenig auf die Konstruktion meines neuen Wagens.“

Die junge Dame spricht das Französische mit einem leichten fremdländischen Akzent. Asmussen hält sie für eine Spanierin, vielleicht auch für eine Kreolin.

Mit einigen Griffen hat er den eigensinnigen Motor wieder in Gang gebracht.

„Ich danke Ihnen“, sagt das junge Mädchen und reicht ihm die Hand, dann setzt es sich ans Steuer, und der rote Wagen schießt davon . . .

Nur wenige Gäste sitzen auf der Terrasse des Restaurants „Khighi d'hiver“. Asmussen ist überrascht von der Herrlichkeit des Rundblicks, den man hier genießt. Das Mittelmeer dehnt sich in tiefem Blau, im Licht der Sonne erstreckt sich farbenfroh die Küste von Nordiahera bis Antibes. An einem der Tische sieht er die junge Dame sitzen, der er soeben bei der Reparatur des Motors geholfen hat. Jochen grüßt, und sie dankt lächelnd. Asmussen zögert einen Moment, dann tritt er an den Tisch und bittet, sich vorstellen zu dürfen.

„Es ist nett von Ihnen, daß Sie mir ein wenig Gesellschaft leisten wollen.“

Die junge Dame hat eine schlanke, rassige Spanierfigur, schöne dunkle Augen und die matttronze Hautfarbe der Südamerikanerin, in deren Adern Mischblut fließt.

Jochen und das junge Mädchen sprechen zunächst französisch, doch als er plötzlich spanisch zu reden beginnt, da klatscht Dolores de Incobar begeistert in die Hände.

„Sie sprechen meine Muttersprache?“ stößt sie lebhaft hervor.

„Ich war längere Zeit im Auftrag eines verstorbenen Vaters in Südamerika, in Venezuela und in . . .“

„Dann kennen Sie vielleicht auch mein Vaterland, die Republik St. Magdalena und ihre Hauptstadt?“

Jochen Asmussen kennt den Staat und seine gleichnamige Hauptstadt ziemlich gut.

Die Republik liegt im Norden Südamerikas und ist durch ihre wilden, blutigen Revolutionen berüchtigt, die das Land am Aufblühen hindern. Die Küstengebiete von Sta. Magdalena sind ungesund und von Fiebern heimgesucht. Nicht lange haben Europäer das Klima aus. Das Innere des Landes, bisher noch wenig erforscht, soll angeblich fruchtbar und reich an Erzen sein.

Die temperamentvolle Dolores erzählt fast von sich selbst. Ihr Vater sei General und Präsident der Republik gewesen. Dunkel erinnert sich Jochen, den Namen Incobar drüben gehört zu haben. Bereits als Kind sei sie, plaudert Dolores weiter, nach Europa gekommen und teils im Sacre coeur in Nancy, teils in England erzogen worden.

Trotz ihr Alter — Jochen schätzt sie auf 17 oder 18 Jahre — ist Dolores in ihrem Auftreten ungemein sicher und gewandt. Allerdings ist die Art ihres Plauderns. Im Fluge vergeht die Zeit, und als Asmussen aufbrechen muß, bedauert er es lebhaft. Er reicht Dolores die Hand zum Abschied. Es ist wirklich schade, Herr Asmussen, daß Sie mir nicht noch ein wenig Gesellschaft leisten können, aber ich hoffe, das es nicht das erste und zugleich letzte Mal ist, daß wir uns sehen. Meine Mutter wird sich bestimmt freuen, und auch Onkel Koké, der beste Freund meines verstorbenen Vaters, wenn Sie sich einmal bei uns sehen lassen würden. Wir bewohnen die Villa Magdalena am Cap Martin.“

Jochen Asmussen versprieht es, und mit einem Händedruck verabschiedet er sich von Dolores de Incobar. —

Gegen 7.30 Uhr am Abend verläßt der Rederei-Besitzer Asmussen im Abenddreß, den Frackmantel um die Schultern geworfen, sein Hotel, um sich im Café de Paris einen netten Tisch reservieren zu lassen und um vor dem Essen in der Bar noch rasch einen Drink zu nehmen. —

Am anderen Morgen kurz vor 7 Uhr wird der Portier des Hotels in dem Jochen Asmussen abgestiegen ist, aus Hamburg angerufen und um Auskunft gebeten, ob Herr Asmussen über Nacht im Hause gewellt habe. Der Portier erwidert:

„Ich habe von gestern abend an Nachtdienst gehabt und weiß bestimmt, daß Herr Asmussen gestern abend gegen 7.30 Uhr das Hotel im Gesellschaftsanzug verlassen hat, jedoch bis zur Minute noch nicht zurückgekehrt ist. „Ober ich will vorsichtshalber in seinem Zimmer noch einmal nachsehen lassen.“

Nach wenigen Minuten kommt der Bon zurück und meldet, daß das Bett auf Nr. 18 unberührt sei, alles Gepäck sich jedoch noch im Zimmer befinde. Diesen Bescheid gibt der Portier nach Hamburg. Als er fragt, ob Herrn Asmussen bei seiner Rückkehr etwas auszurichten sei, erhält er die Antwort, daß noch einmal angerufen werden würde, und als er sich erkundigt, wer von Hamburg aus spreche, erfährt er, daß es die Reederei Asmussen sei

Sturm im Winterwald / Von Ludwig Bäte

Der Sturm knirscht durch die Birken,
Rottannen stehn vergrellt,
aus schwarzem Schlehdorn-wildbruch
ein grimmer Fuchsruf bellt.

Der holden Rehe Tritte
verwehn, verstäuben dicht,
die toten Schatten schieben
sich starr ins stumme Licht.

Und doch sind meine Wege
so warm und überhellt,
die Vogelbeeren brennen,
und eine Meise schellt.

Zwei schlanke Haselstauden
beugen sich übers Land,
leicht rinnt der ersten Kätzchen
seliger Stundensand.

Aus der „guten, alten Zeit" (Scherl Bilderdienst, M.)

II.

„Extrablätter . . . Einbruch in die Atlantikbank . . . Extrablätter . . .", gellt es in den frühen Morgenstunden des 4. Mai durch die Straßen Hamburgs.

Geheimrat Bühlinghausen, der Generaldirektor der Atlantikbank, hebt nervös die Hände, als wolle er sich die Ohren zuhalten. Auch die anderen Herren von der Direktion und ein paar eilig herbeigeholte Mitglieder des Aufsichtsrates zucken zusammen, wenn immer wieder die Rufe von der Straße her zu dem eleganten Privatkontor der Generaldirektion des großen Bankinstitutes emportönen.

Kriminalkommissar Jordan, den man zu der Sitzung hinzugezogen hatte, tritt ans Fenster.

„Die Leute auf der Straße reißen sich um die Extrablätter", sagt er mit kalter, schneidender Stimme, „ist auch kein Wunder, denn ein solcher Einbruch wie der, der in der vergangenen Nacht oder vielmehr gegen Morgen in die Atlantikbank verübt worden ist, hat sich seit Jahren nicht mehr ereignet."

„Und wir besitzen doch alle erdenklichen Sicherheits- und Abwehrmittel der modernsten Technik", jammert Generaldirektor Bühlinghausen vor sich hin.

Die anderen nicken zu den Worten des Geheimrates stumm mit den Köpfen.

„Herr Kommissar", wendet sich einer der Herren vom Aufsichtsrat an den gewiegten Kriminalisten, der mit den ersten Arbeiten zur Klärung des raffinierten Einbruchdiebstahls in die Weltbank beauftragt worden ist, „Herr Kommissar, würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, die beiden Wächter — gottlob haben sie sich ja wieder fast ganz erholt — rufen zu lassen, damit wir von ihnen persönlich noch einmal das hören, was Sie uns bereits berichtet haben."

Der Polizeibeamte erhebt sich und geht, um die Leute herbeizuholen.

Die beiden Wächter bleiben an der Tür des Privatkontors der Direktion stehen und grüßen militärisch. Sie sehen noch ziemlich elend aus. Der eine kann nicht viel aussagen. Er berichtet, daß er gelesen habe, um sich noch zu halten. Plötzlich habe er ganz leise Tritte gehört. Filzsohlen müßte der Einbrecher getragen haben. Aber bereits im nächsten Moment sei ihm der Atem ausgegangen. Der Letzte, was er gesehen habe, sei ein großer Kopfschmerz gewesen. Dieser Ausdruck hätte in der vergangenen Nacht die Woche in den oberen Räumen der Bank gehabt.

Der andere, ein schon jahrelang im Dienst der Atlantikbank stehender Beamter, erzählt folgendes:

„Ich hatte in der vergangenen Nacht, der Nacht vom 3. zum 4. Mai, Wache vor den Stahlkammern. Ich bin bereit, unter Eid auszusagen, daß die äußere Tür, die das Vestibül und das kleine Treppenhaus zu den Stahlkammern trennt, fest und sorgfältig verschlossen war, desgleichen die zweite Tür zu den Kammern selbst, wo sich die Stahlschränke befinden. Es war fünf Minuten vor ¼4 Uhr früh, als ich von der oberen Tür her einen süßlichen Geruch verspürte. Ich stieg sogleich die Stufen hinan und sah, daß der Panzerstahl der Türe um das Schloß herum wasserhelle Tropfen schwitzte. Im nächsten Augenblick erlosch das elektrische Licht. Sofort schaltete ich meine Lampe ein, die ich auf der Brust trage. Im gleichen Moment öffnete sich lautlos die Panzertüre. Die Gestalt eines Mannes stand mir gegenüber. Ich erwartete einen Schlag oder Gas, um mich zu betäuben. Im Augenblick hatte ich meine Schutzmaske vor das Gesicht gerissen. Der Einbrecher trug Abendanzug und einen Frackmantel darüber. Ein schwarzes Tuch mochte ihm unkenntlich. Mit einem Satz warf mich auf ihn. Trotzdem mir bereits zu schwindeln begann, gelang es mir doch, dem Verbrecher die Maske vom Gesicht zu reißen, und ich sah in die mir wohlbekannten Züge des Niederbesitzers Asmussen. Dann verlor ich das Bewußtsein. Auf mir unerklärliche Weise hat mich der Eindringling trotz meines ausgezeichneten Gasschutzgerätes betäubt. Ich kann es beschwören, daß es Herr Asmussen gewesen ist, ich kenne ihn seit Jahren, und seine leuchtenden, blauen Augen vergißt man nicht, wenn man sie einmal gesehen hat."

Bühlinghausen schüttelt den Kopf.

„Unglaublich, ganz unglaublich! Wenn mir der Wächter Petersen nicht seit vielen Jahren als nüchterner, durchaus zuverlässiger Beamter bekannt wäre, würde ich es als Unsinn oder Schlimmeres erklären, wenn er in dem Einbrecher Jochen Asmussen erkannt haben will. Der Gedanke ist zu furchtbar, daß ein Asmussen, der Träger eines unserer besten Hamburger Namen, sich zu so verwerflicher Tat hat hinreißen lassen. Wir alle wissen, daß seine Firma dicht vor der Liquidation steht, vor einem Ruinfeld in die Asien-Linie steht. Wenn Asmussen geglaubt hat, durch einen Einbruch in unsere Bank die Selbständigkeit seiner Firma retten zu können, muß er wahnsinnig geworden sein!"

Ein junger Polizeibeamter betritt das Konferenzzimmer. Er grüßt kurz und wendet sich dann an seinen Vorgesetzten, den Kriminalkommissar Jordan:

„Soeben habe ich wieder mit Monte Carlo gesprochen und die gleiche Auskunft erhalten wie bei meinem Anruf kurz vor 7 Uhr. Asmussen hat gestern abend, wenige Minuten vor 7.30 Uhr, sein Hotel in Abendkleid und Frackmantel verlassen und ist bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt.

Die Tochter schiebt ihren Arm unter den des Vaters. Langsam schreiten sie den rotgelben Kieksweg entlang dem Hause zu.

Herr von Nijl beginnt von dem raffinierten Einbruch in die Atlantikbank zu erzählen und von den Verlusten, die das Institut erlitten hat. Marianne sieht den Vater zu herzlichem und spricht ihm zu, doch er bleibt niedergeschlagen. Nicht der Einbruch an sich ist es, fühlt das junge Mädchen sofort, was ihn so schwer bedrückt, es muß noch etwas anderes vorgefallen sein.

„Papa sprich dich offen aus", bittet Marianne. „Sage mir, was dein Herz in weit größerem Maße beschwert, als der Einbruch in die Bank. Du weißt, daß ich nicht nur eine oft recht unfolgsame Tochter, sondern auch dein guter Kamerad bin. Und einem guten Kameraden sagt man alles, was einen bedrückt."

Marianne spricht mit dem Vater die mit Tränen besetzte Treppe hinauf. Im Herrenzimmer stehen die Fenster weit offen, die Frühlingsluft flutet weich und mild in den eleganten Raum. Lustig spielen goldene Sonnenstrahlen auf dem großen roten Bucharateppich, der den Boden bedeckt. Trotz des für die Jahreszeit selten warmen Tages scheint es Herrn von Nijl zu frösteln. Er lässt sich dicht am Kamin, in dem vom Morgen her noch ein paar mächtige Buchenklötze glühen, in einem Klubsessel nieder. Marianne ist aus Fenster getreten und blickt in den leuchtenden Frühling hinaus.

„Soll ich die Fenster schließen, Papa?"

Der Senator schüttelt als Antwort nur müde den Kopf.

Marianne blickt wieder zum offenen Fenster hinaus. Das seltsame Wesen ihres Vaters, der sonst vor ihr nie ein Geheimnis kennt, ist ihr ein Rätsel.

Die Augen des Mädchens gleiten über die gelben Wasserwellen der Elbe, die breit und mächtig vorüberfließen. Ein großer Frachtdampfer pflügt die trüben Fluten. Vom feinem vorderen Maste flattert die Flagge der Niederei Asmussen: eine weiße, rot umrandete Flagge mit schwarzen Hamburger Türmen im Felde.

Marianne van Nijl wendet sich dem Vater zu.

„Papa, eben fährt ein Dampfer von Jochens Linie vorüber."

Ihre Augen folgen dem Schiffe, solange es sichtbar ist. Ein freudiger, ein stolzer Glanz liegt in ihnen, der aber nach einigen Momenten wieder weicht. Ein paar scharfe Falten graben sich in Mariannes glatte Stirn.

„Armer, armer Jochen", sagt sie halblaut vor sich hin. „heute weht noch deine Flagge über den Wassern, aber wer weiß, wie bald wird sie, die älter ist als die Flaggen von Hapag und Lloyd, vom Meer verschwunden müssen."

Die Stimme des Vaters tönt vom Kamin her: „Armer, armer Jochen, sagst du, Marianne, und nur zu recht hast du mit diesen deinen Worten."

Das junge Mädchen fährt herum. „Ist Jochen Asmussen etwas zugestoßen? Ich bitte dich, sage mir die volle Wahrheit."

Lost von Nijl nickt, dann beginnt er leise: „Marianne, sei tapfer und fest. Du würdest es ja doch über kurz oder lang erfahren. Jochen Asmussen steht in ernstestem Verdacht, den Einbruch in die Atlantikbank verübt zu haben. Der Wächter vor den Stahlkammern ist bereit zu schwören, daß er in dem Mörder Jochen erkannt hat."

Die Wirkung, die diese Worte auf die Tochter haben, hätte sich der Senator nie und nimmer träumen lassen. Marianne lacht hell und herzlich heraus.

„Papa, entweder ist der Wächter geisteskrank oder . . . ich weiß nicht was sonst. Und keiner der Herren der Direktion ist auf den Gedanken gekommen, den Mann erst einmal auf seinen geistigen Zustand untersuchen zu lassen?" Der Senator macht eine unwillige Handbewegung.

„Marianne, noch ein anderes Moment kommt hinzu, das Jochen belastet. Man hat sofort nach Monte Carlo an sein Hotel telephoniert und die Antwort erhalten, daß er bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt sei. Gestern abend habe er gegen ½8 Uhr in Gesellschaftsanzug und Frackmantel sein Hotel verlassen. Auch der Einbrecher trug Abendkreß, Marianne! Kriminalkommissar Jordan vermutet, daß er mit dem seit kurzem verkehrenden Nachtexpreß-Flugzeug nach Hamburg gelogen sei und . . ."

„Verzeihe mir, Papa, aber eher würde ich, daß der Sultan von Marokko höchst eigenhändig in die Atlantikbank eingebrochen ist, als Jochen Asmussen."

Ein energischer Zug liegt um Mariannes van Nijls hübschen, kleinen Mund. „Papa, Jochen ist es nicht gewesen. Wäre es nicht möglich, daß er einen Doppelgänger hat?"

Der Senator zuckt die Achseln.

Marianne geht an den großen Diplomatenschreibtisch des Vaters und nimmt den Hörer vom Telephonapparat.

„Bitte, verbinden Sie mich im Blitzgespräch mit Monte Carlo Nr. 4583", ersucht sie das Fernamt.

Nach kurzer Zeit kommt die Nummer. Die Unterhaltung mit dem Hotelportier dauert nur wenige Minuten.

(Fortsetzung folgt)

2. Fortsetzung

Die Reisenden hätten den Mann gern seine Erlebnisse erzählen hören, aber der Arzt ließ keinen heran. Er sagte, der Mann sei kaum bei Sinnen, ein so gut wie hoffnungsloser Fall. Am Abend des dritten Tages kam der Doktor zum Kapitän. Er ist bei Bewußtsein jetzt, und er möchte Sie sehen — um eine Mitteilung zu machen", sagte er.

„Ist es . . .?"

„Hm — ja! Ich fürchte."

Sie gingen nach vorn in das Hospital, wo die verhangenen Lampen den Mann auf den Rücken liegend zeigten, mit eingefallenen Schläfen und Wangen, fahl und bohl unter den Bartstoppeln. Er warf einen Blick auf die Besucher und sprach in gurgelndem Flüsterton: „Schiffer, meine Abmusterung ist ausgemacht. Ich möchte es meine Frau durch Sie wissen lassen, daß ich tot bin. Ich will kein „Verschollen" bei Lloyds. Die Ungewißheit würde sie nur unnütz quälen. Sagen Sie's ihr und den Nadern, daß die „Laura May" abgelaufen ist, damit Mary meine Heuer kriegt, Herr. Sie wirds brauchen."

Im Brutkessel der Insekten

Der Kapitän versprach es, und der Mann fuhr fort: „Laura May". Bark . . . auf Rückreise von Port Royal mit Rundholz — fünfzehn Mann, alle gezählt, — alle fort, außer mir! . . . Allmächtiger Gott! Da sind die Biester wieder! Nehmt sie weg! Ich bitte sie, nehmt sie weg!"

Es war nur eine Schwabe, die auf die Bettdecke gefallen war, doch der Mann hatte sich mit der wunderbaren Kraft des Fiebers auf dem Ellbogen hochgerichtet, und sein ganzer Leib zitterte vor Grauen. Der Doktor knipste das Insekt fort.

„Aus?" fragte der Kapitän. Der Arzt nickte. Aber er hatte sich geirrt. Die Augen des Mannes waren nur geschlossen, aber die Lippen öffneten sich wieder zu einem fast unhörbaren Geflüster. „Er lebt!" riefen die beiden Zuhörer.

„Ja." hauchte der Erschöpfte, „ein wenig lebe ich — ich will nicht getötet sein wie der arme Joe. Halten Sie die kriechenden Tiere weg von mir, Doktor! Sie werden mich nicht fressen lassen wie meine armen Kameraden?"

„Armer Teufel! Was soll das bedeuten?" fragte der Kapitän leise. „Klang wie Delirium tremens, was?"

Der Arzt zuckte mit den Schultern, lehnte sich über den Schiffbrüchigen und hielt ihm Kognak an die schwarzen Lippen.

„Danke! Nun wird es gehen — Es passierte den zehnten Tag draußen. Wir waren drei Tage ohne Wind. Das Rollen in der glühenden Sonne und der lauwarmen See tat es. Da waren Millionen und Millionen Eier in der verfluchten Ladung . . . Rundholz. Herr! . . . Und die Sonne brütete sie aus, Kapitän, öffnen Sie niemals die Luken in 'ner Windstille. Sie liegen still, und schon ist der Teufel los! Hüten Sie sich vor der Windstille!"

„Dies ist ein Dampfer, lieber Mann!"

Die Bark des Wahnsinns

„Ich weiß — ich kann die Maschinen hören." Der Mann stöhnte leise. Mit manchmal völlig verzagender Stimme brachte er dennoch seinen Bericht vor. „Der Schiffer glaubte, wir hätten ein Leck bekommen durch das Rollen der Ladung, und er befahl, die Luken zu öffnen. Ich war vorn, als ich einen Schrei hörte — wie von einer Frau — und ich lief nach hinten und sah, wie sie alle von der Luke aussiffen, weil das Innere des Laderaumes eine kriechende Masse von Insekten war — von Skorpionen. Tausendfüßlern und Käfern und Dingen, von denen ich noch nie was gehört, und Millionen und Millionen von Ameisen, weiß und schwarz und rot, im Holz ausgebrütet. Und da war Joe Deebles, von meiner Wache, tanzend und heulend, weil eins der Tiere ihn gebissen hatte. In 'nem halben Augenblick waren wir oben in der Takelage, weil die verfluchten Biester das Deck vorn und hinten überschwemmten, als ob eine See von ihnen überzukommen sei. Wir waren nicht schlecht erschrocken, und die ganze Zeit krampfte sich Joe im Großtopp zusammen, und sein Bein war ganz blau und geschwollen wie von einem vergifteten Kätzer. Und das Getier quoll aus dem Raum wie wahnsinnig, und bald war kein Zoll mehr von ihnen frei. Zuerst versuchte der Maat, sie auf dem Achterdeck mit einem Schwabber zurückzufegen; doch einige der verdammten Dinger konnten springen, und gegen Nachmittag gab es auch noch fliegende Wesen mit häßlichen roten Flügeln, die über Deck herumsummten. Ich war mit Joe im Großtopp, und die anderen saßen verstreut in der Takelung. Fürchtbar durstig — es war brennend heiß, und immerzu wogte der Ameisen- und Insektenschwarm da unten. Wir fürchteten, sie würden raufkommen; aber als sie die Wanten versuchten, an denen der Teer nur so brodelte, machten sie wieder kehrt. Wir sahen die Ameisen die Reling entlang laufen und rund um das Ruderrad, und über die Speichen, sich gegenseitig bekämpfend und beißend, sie schwärmten über dem Kartenhaus, und wir hörten das Kreischen von Miel Petersens Papagei im Vorderschiff und wußten, daß sie ihn gekriegt. Kaum, daß wir Niel abhalten konnten, ihn zu retten. Dann fing der Terrier des Kapitäns an zu heulen und bellen in der Kajüte, und die Biester müssen ihn beschmen haben, denn wir hörten ihn winseln und umherjagen, bis auch er still war. Wir wußten, nie würden wir die Dinger loswerden, wenn sein Wunder geschah, und der Schiffer sprach davon, den ganzen Kasten zu verbrennen. Und da war ein widerlicher Insektengeruch, der uns übel machte; er kam meist von der rauchenden Kohlüse, und er war mit Erbsensuppe gemischt. Dort waren sie ins Feuer gefallen.

Und Joe wurde schwächer und schwächer und sprach von zu Hause, so daß wir ihn in die Wanten laschen mußten. Ab und zu enterte einer bis zur Jakobsleiter über der Royal, aber nichts war in Sicht.

Dann wurde es Nacht, und die ersten paar Stunden, ehe der Mond aufging, waren schrecklich da oben im Dunkeln, mit dem sterbenden Joe und dem Kriechen der Biester unter uns! Alle Augenblicke hörte man den einen oder anderen aufspringen oder um sich schlagen, als ob er etwas über sich krabbeln fühlte. Als der Mond kam, ward es besser, weil wir einander sehen konnten, und der Schiffer fing an zu singen, um uns aufzumuntern, und sagte, wir seien auf Dampferkurs und würden bestimmt gesichtet werden. Plötzlich fiel Joe in den Chor ein, sehr laut, und ehe noch jemand zugreifen konnte, hatte er sich losgemacht und war hinabgesprungen. Er sang noch, während er fiel, und dann kam der Aufschlag — das Gewimmel schloß sich über ihm, und alles war aus . . .

Werden Sie alles behalten, Kapitän? Schreiben Sie's lieber auf — Joe fiel, und es gab eine Bö, glaub' ich. Ich erinnere mich, wie sie sang, und wie ich mich festzurrte am Mast . . . und es kam ein Wind, und die See überkam uns bei offenen Luken. Jedes Schiff muß da kentern — —

Ihre Hand, Schiffer, ich mustere ab. Dank dafür, daß Sie mich aufgelesen haben — Sie sind aus Ihrem Kurse gegangen . . . nicht jeder Schiffer würde das tun. Adieu, Doktor, und Dank. Mein Name ist Trigg, Schiffer . . . ich möchte eine Mitteilung machen . . . Liverpool — — —"

Er hatte abgemustert.

Das „Geheimnis" um die „Mary Celeste"

Das sogenannte „Geheimnis" der „Marie Celeste", das jahrzehntelang als eines der unheimlichsten Rätsel der Hzeane galt, hat viele gescheite Leute sich die Köpfe zerbrechen lassen. Es wird auch heute noch gelegentlich aufgetischt und aufgewärmt — bestimmt regelmäßig dann, wenn ein Schiff ohne Mannschaft angetroffen wird. Denn das kommt, wie wir sahen, noch immer vor. Vor wenigen Jahren (1931) brachten — nur ein Beispiel von vielen! — drei Fischer von Jersey ein „Gespensterschiff", den französischen Zweimaster „Combrefol" in den Hafen von St. Halier ein. Sie hatten das Schiff ohne Bemannung treibend gefunden. Als sie an Bord gingen, fanden sie in der Kabine den Tisch gedeckt und eine Mahlzeit von Sardinen, Brot und Butter auf dem Tische stehen. Eine Kerze brannte. Aber sonst war keine Spur von den Menschen zu entdecken, die von Bord gegangen waren. Sofort stimmten wieder viele ausländische und auch deutsche Blätter in den Ruf ein: das ist wieder ein neuer Fall „Mary Celeste"! der bekanntlich noch immer seine Lösung nicht gefunden hat.

Die Geschichte der Brigg „Mary Celeste" wurde stets wie folgt erzählt: Am 5. Dezember 1872 sichtete der Segler „Dei Gratia", Kapitän Morehouse, etwa 180 Seemeilen westlich der Meerenge von Gibraltar, ein unter vollen Segeln fahrendes Schiff, das bei ruhiger See die merkwürdigsten Bewegungen ausführte. Unmöglich konnte dort ein Mann am Ruder stehen, das Schiff torkelte, tanzte hin und her, und der Kapitän der „Dei Gratia" beschloß, ein Boot auszusetzen, um nötigenfalls Hilfe bringen zu können. Er selbst ging mit in das Boot. Das fremde Schiff erwies sich als die Mary Celeste", die wenige Tage vor der „Dei Gratia" New-York verlassen hatte. Morehouse und der Kapitän der „Celeste", Benjamin Briggs, dem das Schiff zu einem Drittel gehörte, waren gute Freunde. Um so erklärlicher das Interesse, das die seltsamen Umstände dieser Begegnung hervorriefen.

An Bord der „Mary Celeste" bekand sich nämlich nicht ein einziger Mensch.

Was mochte hier vorgegangen sein? Unordnung war nicht zu bemerken. Die Takelage war gut imstande, die Ladung (Öl und Alkohol in Fässern) sachgemäß verstaut. Mangel an Trinkwasser oder an Nahrungsmitteln konnte nicht festgestellt werden. Auch wies nichts darauf hin, daß etwa Streitigkeiten stattgefunden hätten, die in Exzesse ausgeartet waren. Im Mannschaftslogis standen die Kleiderkisten der Seeleute unberührt. Auch die Kajüte, die Kapitän Briggs mit seiner Frau und seinem zwei Jahre alten Töchterchen bewohnt hatte, war in tadelloser Ordnung. Auf dem Tisch im Kartenhaus lag das Logbuch; die letzte Eintragung datierte vom 24. November. Alle anderen Schiffspapiere und Chronometer wurden vermißt. Verschiedene Spuren in der Kombüse, im Mannschaftslogis und in der Kajüte ließen keinen Zweifel darüber, daß das Schiff in großer Hast verlassen worden war, — aber wie? Die Boote hingen unberührt in den Davits. Ein Rätsel also!

Und dieses Rätsel hat, wie gesagt, fast sechs Jahrzehnte gespukt und schien immer dunkler werden zu wollen; denn was man alles an Unsinnigen auftischte, spottete jeder Beschreibung. Von der Besatzung der „Mary Celeste" ist nie eine Spur gefunden worden; oft genug kamen Leute, die behaupteten, an Bord eines geheimnisvollen Seglers gewesen zu sein, und die sehr unwahrscheinliche Geschichten erzählten. Keine dieser Erkundungen hat sich irgendwie als stichhaltig erwiesen. Die angeblichen früheren Matrosen von der „Mary Celeste" entpuppten sich stets als Schwindler, die von sich hatten reden machen und aus ihrer Phantasie auch Kapital schlagen wollen. Aber die andauernde Beschäftigung mit dem mysteriösen Vorfall trug dazu bei, den Legendenkranz zu verdichten, in dem bald jede gewissenhafte Nachforschung zu ersticken drohte.

Schriftsteller spinnen ihr Garn

Auch die Schriftsteller stürzen sich gierig auf diesen Fall und unternahmen „Lösungsversuche" und Erklärungsmöglichkeiten. So tauchte zum Beispiel frühzeitig die Lesart auf, daß die „Mary Celeste" in eine kritische Zone eines submarinen Erdbebens hineingeraten sei, wobei eine große Menge giftigen Gases aus der See emporgestiegen sei und die Besatzung überrascht habe. Halb wahnsinnig vor Angst seien darauf alle außenbords gesprungen, um im Wasser Rettung zu suchen, die sie natürlich in der verpesteten Luft nicht gefunden hätten, und so hätten sie alle den Tod in sich eingesaugt und das Wogengrab habe sie verschlungen. Zu dieser Annahme veranlaßten tatsächlich beobachtete Naturereignisse: es hat solche unterseeischen Gasausbrüche wiederholt gegeben. So wurde beispielsweise bei dem Erdbeben an der jamaikischen Küste im Oktober 1924 beobachtet, daß tagelang aus der See starkschwefelige erstickende Gase aufstiegen.

Ein englischer Schriftsteller spann sein Garn. Danach befand sich unter den Matrosen der „Mary Celeste" ein Setzkerer, der vom religiösen Wahnsinn befallen war, und der einen nach dem andern, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen, auf die Brücke lockte und dort mit vergiftetem Kaffee (!) beseitigte, um ihre „Seelenrettung" zu vollziehen. Nachdem er sein grausiges Werk an allen Schiffsgenossen vollbracht hat, schlürft er selbst sein „Seelenheil" und spaziert über die Reling.

Auch der bekannte Conan Doyle, der geistige Vater des Detektivgenies Sherlock Holmes, hat sich in einer langen Novelle, die den Titel „J. Habakuk Jephsons Aussagen" trägt, mit der „Mary Celeste" befaßt. Dieser Dr. Jephson schifft sich als Passagier auf der „Mary Celeste" ein und schildert, wie ein Negermischling, der als Matrose auf dem Schiff dient, alle Weißen heimtückisch massakriert, mit einziger Ausnahme von ihm selbst. Der Neger erreicht die afrikanische Küste mit zwei andern Negern und überläßt das Schiff hierauf seinem Schicksal. Tagelang treibt Dr. Jephson in einem Boot als Spielball des Windes und der Wellen umher, bis ein englischer Dampfer ihn auffischt und nach Liverpool bringt. Als er dort seine außerordentlichen Reiseerlebnisse erzählt, gibt man ihm zu verstehen, daß man ihn für einen phantastischen Narren hält. Aufs tiefste verstimmt, enthält sich Dr. Jephson fortan, auch nach seiner Rückkehr nach Amerika, jeder weiteren Mitteilung, und erst zwölf Jahre später, als er sein Ende herannahen fühlt, hält er, selbst auf die Gefahr hin, abermals für einen Aufschneider gehalten zu werden, mit seinen Aussagen nicht länger zurück. Soweit die allzufreie Variation des Themas „Mary Celeste" durch Conan Doyle.

Rätsellösung nach 56 Jahren

Angelpunkt aller Lösungsversuche mußte natürlich die immer wieder hervorgehobene Tatsache sein, daß keines der Boote fehlte. Wie konnte das Verschwinden der gesamten Besatzung erklärt werden? Wir brauchen uns nicht mehr die Köpfe zu zerbrechen. Im Jahre 1927 hat J. G. Lockhart, der als erster und einziger Quellen nachgegangen war, in seinem Buche „Die wahre Geschichte der Mary Celeste" den Schleier des Geheimnisses enthüllt. Seine Feststellung ist klar und einwandfrei und keine der vielen „Konstruktionen". Lockhart lenkt zunächst die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß die „Mary Celeste" Alkohol geladen hatte. In dem ausführlichen Bericht des Kapitäns Morehouse fand er ferner einige Angaben, die, in sinnvolle Ordnung gebracht, durchaus eine Erklärung geben für das Verlassen des Schiffes. Es wurde schon gesagt, daß die Mannschaft offensichtlich in Panikstimmung, zumindest in großer Hast gehandelt haben mußte. Darauf deutete die völlige Unberührtheit der größere folgen, ist erschreckt geflüchtet, hat das Kleiderkisten, darauf beutete auf dem Tisch vertreut zurückgelassenes Geld, und auch der in Tassen gegossene Tee von dem nicht ein Schlückchen getrunken war, mußte diese Annahme stützen. Unbeachtet blieb folgendes, was Lockhart nun, mit Recht, als das Wesentliche ansieht: ein Lukendeckel (der den Zugang zur Ladung verschließt) wurde auf seiner Oberseite liegend, neben der Luke aufgefunden, auch war eines der Mshoghfässer in der oberen Reihe geplatzt. (Fortf. folgt.)

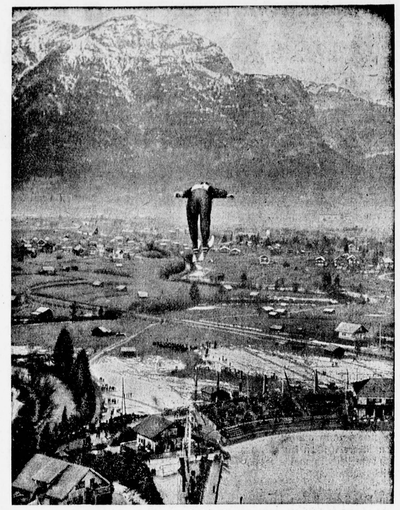
E gland wacht in Aegypten

Eine eindrucksvolle Aufnahme von den täglichen Uebungsflügen englischer Kampfflugzeuge über den Pyramiden von Kairo. England verfolgt bekanntlich die Vorgänge im schwarzen Erdteil mit größtem Interesse, und im Zuge der ständigen Aufrüstungen in Aegypten wurden jetzt auch zwei Geschwader englischer Militärflugzeuge in Heliopolis, bei Kairo, stationiert. (Associated Preß, K.)

Olympia in Eis und Schnee

Vor den olympischen Winterspielen in Garmisch-Partenkirchen

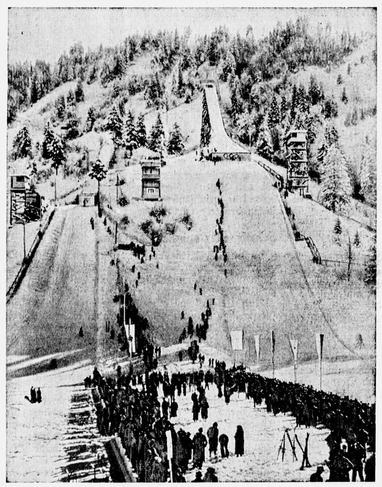
Wir brachten schon vor Wochen einen kurzen Artikel über die Vorbereitungen, die für die „weiße" Olympiade in Garmisch getroffen werden. Heute wollen wir unsere Leser näher mit den technischen Vorkehrungen bekannt machen, die zur „Sicherung" des Wetters getroffen worden sind.



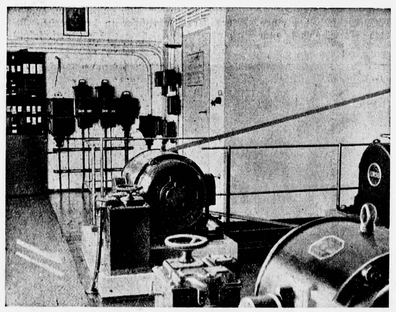
Ein schöner Sprung auf der Großen Olympia-Schanze bei Garmisch-Partenkirchen

Die Tage, an denen Deutschland zum erstenmal die Olympischen Winterspiele in seinen Grenzen sehen wird, rücken immer näher. Bis zum 15. Januar müssen dem deutschen Organisationskomitee in Garmisch die Wettkämpfer aller Länder genannt sein. Schon im Dezember konnte der Rekord an Meldungen von 28 Nationen bekanntgegeben werden. Und am 6. Februar wird er beginnen, der Kampf auf den weißen weiten Flächen der bayerischen Alpen, ein Kampf, der Deutschland mit der ganzen Welt des Sports einen wird. Mit seinem Wort wird von Politik die Rede sein, wie Ritter von Halt einmal sagte. Einzig und allein sportlicher Geist und sportliche Kameradschaft werden unter der Gemeinschaft der Jugend herrschen, die sich dort zum Kampf für ihr Land einfindet. Die Olympischen Winterspiele sind so umfassend vorbereitet worden, wie es bisher noch nie der Fall war. Das Angebener „Witterungsumschlag", das sich bisher drohend über allen Veranstaltungen dieser Art erhob, soll nicht mehr gefährlich werden können. Alles Menschenmögliche ist hiergegen getan.

Dies ist in erster Linie beim Eislauf erkennbar. Obwohl das Eislaufstadion in einer Höhe von 900 Meter liegt, hat man sich durch eine künstliche Kälteanlage gesichert. Sieben Schichten Beton sind in die weite Fläche eingemauert, von denen fünf allein nur als Schutzmasse gegen die Temperaturunbeständigkeit der Erde gedacht sind. Erst in der zweiten von oben liegen die Kälteröhren, insgesamt über 20 Kilometer lang, die die gliternde Fläche erhalten, auch wenn es sich der Wettergott einmal anders überlegen sollte. Sie erzeugen 30 Grad Kälte. Nur 3 Zentimeter dick ist das Eis, auf dem die Kunstläufe ausgetragen werden. Ständig wird es überwacht. Es gleicht einer Politurschicht. Das übliche Bespritzen der Bahn mit einem Schlauch wäre gegenüber dieser „Lackschicht", die der Kunsteislauf als Bahn verlangt, schon viel zu robust. Ein Sprengwagen, der keine Stelle auslässt und keine Luftblase hinterlässt, zaubert die Eisschicht hervor. Aber das ist nur die geringste Arbeit. Wichtiger noch ist die Pflege der Bahn. Der kleinste Sonnenstrahl und die winzigste Schneeflocke müssen ferngehalten werden. Das erste erreicht man mit ausgespannten Sonnensegeln. Der Schnee wird mit großen Schaufeln, unnennt der Fachmann das Mittel, das hier aushilft. Es ist eine Ammoniakverbindung, die zur Anwendung kommt und die den Schnee hart und brauchbar erhält. Was auf den Schanzen von Garmisch geleistet werden kann, würde sich natürlich nur bei normalem Schneefall beweisen lassen. Die große Olympiaschanze am Gudiberg ermöglicht theoretisch mit ihrer 44 Meter hohen und 88 Meter langen Anlaufstrecke und einer Neigung von 38 Grad Sprünge eine Folge von fünf Wendungen, die alle nur erdenklichen Anforderungen an den Steuerer stellt. Und dann kommt die Bayernkurve mit ihren 180 Grad bei einem Radius von 30 m.



Die riesigen Olympia-Schanzen



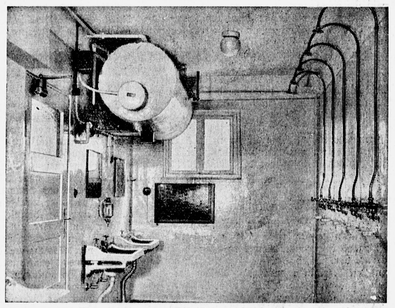
Die Maschinen für die Kälteanlage im Eisstadion

Wer sie nicht richtig anschneidet, hat bereits das Rennen gegen sich entschieden, denn nur Zehntelsekunden sind es, die bei solchen internationalen Rennen ausschlaggebend sind, und eine schlechtdurchfahrene Kurve kostet viele von ihnen. Hier sind jetzt schon die Eismauerer am Werk. Nicht Ziegel und Zement, sondern Eisblöcke und Wasser sind ihr Werkstoff, mit dem sie die Kurven „zementieren". Dutzende von Hydranten längs der Bahn sind der unerschöpfliche Quell für ihre Arbeit. Ständig wird noch geflickt und ausgebessert, und wenn es die Sonne wieder einmal zu gut meint, dann schützt auch hier das aufgespannte Segel die Kurven, die nachher einer so großen Beanspruchung standhalten müssen.

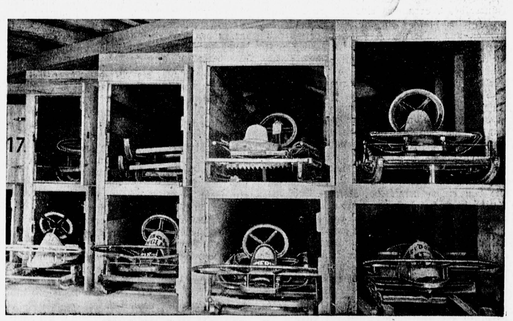
Aber noch tausend anderer Dinge mußte gedacht werden, die mit dem Wintersport überhaupt nichts mehr zu tun haben. Da ist zunächst einmal das Verkehrsproblem, das große Aufgaben gestellt hat. Die 65 Kilometer lange Straße von München ist erheblich verbessert worden, denn auf ihr kommen die erwarteten 10 bis 15 000 Wagen, für die man in Garmisch-Partenkirchen natürlich auch Parkplätze schaffen mußte. Schneeschleuder, Schneepflüge und Abschleppdienst sind Selbstverständlichkeiten, die der Gast erwartet, die aber von dem Organisationskomitee nicht vergessen sein dürfen. Die Reichsbahn stellt Sonderzüge, die es gestatten, auch zu billigsten Preisen zu fahren. So gibt es zum Beispiel eine sogenannte Wohnkarte, d. h. man kann in München wohnen und mit ihr täglich bei einer Ermäßigung von 60 Prozent nach Garmisch fahren.

„100 000 Besucher werden erwartet", als man diese Zeilen las, rauchte zuerst einmal die Frage auf, wie man diese Zahl in einer Gemeinde von 15 000 Seelen unterbringen konnte. Aber auch diese Frage ist wie alle gelöst worden. Getrost kann es daher dem Riesenansturm ins Auge sehen und jeder Ausländer, der in jenen Tagen Garmisch besucht, wird sich zweifellos gern daran erinnern, in Deutschland einmal olympischer Gast gewesen zu sein.

Bilder: Schirmer (5)



Einer der neuen Dusch- und Waschräume



Die Aufbewahrungsboxen für die zentnerschweren Bobs

mittelbar nachdem er gefallen, beiseite geschoben.

Ähnlich sieht es im Stistadion aus. Hier gibt es freilich keine Ammoniakleitung und auch kein Sonnensegel, mit dem man die Mammutschanzen überspannen könnte. Doch sollte es dem Wettergott einfallen, im Februar kein Winterwetter herrschen zu lassen, werden die Springer tagsdem mit 90 Stundenkilometer über die Schanze rasen können. Einmal bieten die höheren Regionen genügend Schneevorrat, den man heraintransportieren könnte. Aber auch ihn kann warmes Wetter weich und „backend" machen, so daß man sich noch ein zweites Mal gesichert hat. Schneezement", von über 80 Meter. Einen Höhenunterschied von über 100 Meter und eine senkrechte Falltiefe von über 40 Meter muß ein Springer in bester Haltung durchstehen. Das können natürlich nur Meisterspringer. Für diejenigen Kämpfer, die das Springen lediglich im kombinierten Wettbewerb durchmachen müssen, ist die daneben liegende kleine Olympische Schanze da. Sie ist in der Anlage weniger kühn, gestattet aber noch Sprünge bis zu 50 Meter. Aber das Stistadion mit seinen 80 000 Zuschauer fassenden Anlagen ist nicht nur für die Springer da, sondern das Skizentrum schlechthin, denn es wird auch die maßgeblichsten Momente der Langläufe sehen, die hier beginnen. Bei unzureichender Witterung sind natürlich höhere Lagen, vor allem das Zugspitzplateau, vorgesehen.

Eine imponierende Anlage ist auch die 1600 Meter lange Bobbahn, die bei Rekordfahrten Durchschnittsgeschwindigkeiten von 75 Kilometer-Stunden und Höchstgeschwindigkeiten bis 100 Kilometer-Stunden gestattet. Diese Bahn am Riesserfee, die das Organisationskomitee jetzt umbauen ließ, ist wohl zur Zeit das beste, was es in ihrer Art gibt. 100 Meter nach dem Start läuft der Bob in das „Looping", in eine Doppelkurve. Dann kommt das „Kehrwinkl",

Bummel durch den Zoo

Auch zur Winterzeit

„Winters im Zoo? Da sieht man ja gar nichts; alle Gehege sind leer, und wahrscheinlich schlafen die meisten Tiere", so denkt das Publikum.

Wenn ich meinen egoistischen Tag habe, freue ich mich über diesen Irrtum, denn in der Beziehung gehen die Sehnsüchte der Zoo-Direktoren und meine eigenen streng auseinander. Die Tiergartenleiter wünschen sich begreiflicherweise

Eine große „Klappe"
Das Porträt des Nilpferdes

Tag um Tag Unmassen von Besuchern, während ich am glücklichsten bin, wenn der Zoo menschenleer ist. Zweimal im Jahr wird mir dieser Wunsch beinahe erfüllt, am späten Nachmittag des Heiligen Abend und in der Dämmerung des Silvester. Möge mir der Leser jenes Bekenntnis meiner „Menschenfeindlichkeit" verzeihen!

Ich will mich ja auch selbst überwinden, und heute den Tierfreunden erzählen, wie genußvoll und interessant der Zoo gerade zur Winterszeit ist. Keineswegs sind alle Außengehege leer; viele Tiere freuen sich an Eis und Schnee, lieben die Kälte als ihr eigentliches Element. Sehen Sie nur, welche Bocksprünge die sibirischen Kamele machen, die von der Natur rechtzeitig einen üppigen Pelzmantel bekamen, nun doppelt so groß erscheinen. Wenn wir Menschen Fußgymnastik treiben, auf der Stelle treten, damit unsere Zehen nicht erfrieren, können wir genußvoll eine Stunde vor der Robbenanlage stehen bleiben und uns an den Seelöwen erfreuen, die zwischen Eisschollen tauchen und spielen. Auch die Pinguine „genießen" das kalte Wetter; Roland, der See-Elefant, natürlich im stärksten Maße; er hat genügend Speck unter seiner Haut, um selbst am Südpol nicht zu frieren.

Die Hirsche mit den weitausladenden Geweihkronen bummeln behaglich hin und her, stoßen die Rauchfahne ihres Atems in die klare Luft. Nebenan stackt die Elchfamilie auf silbergrauen Stelzen zur Aesung; das Rentier-Rudel, die Bären, der Fischotter, Luchse, Reiher, Schneehasen, der Auerhahn, sie alle denken nicht daran, sich ins dunkle Innenlager zu verkriechen. Selbst die freifliegenden Sittiche sind kältehart geworden und es war für mich ein genußvoller Anblick, als das zottige, dunkle Büffelkalb sich nach scheinkernden Kapriolen beguem in den weißen Schnee bettete.

Es ist keineswegs eine Tierquälerei, Tropengeschöpfe an sonnigen Wintertagen ins Freie zu lassen; ich sah kürzlich in einem mitteldeutschen Zoo fünf Löwen und einen Tiger Purzelbäume des Uebermuts schlagen, so daß ihre gelben und gestreiften Felle vollkommen weiß waren vom Schnee. Die tierische Natur paßt sich ja sofort den Witterungsverhältnissen an, bildet einen wärmenden Pelz von kurzen Wollhaaren, einen richtigen Wintermantel. Im Münchener Zoo vergnügen sich auch die indischen Elefanten im Schnee; ein gewichtiger Isar-Athener schwor, daß er sogar eine Schneeballschlacht zwischen den grauen Dickhäutern gesehen habe. Ich selbst traf im Dresdner Tierpark bei 14 Grad Kälte Lamas, afrikanische Ziegen, Nandustrauße und indische Hirschziegenantilopen auf allerdings sehr geräumiger Wiese bei bestem Wohlbefinden.

Zwei Zebras im Zoo
(Photo: Seidenstücker — Deike M.)

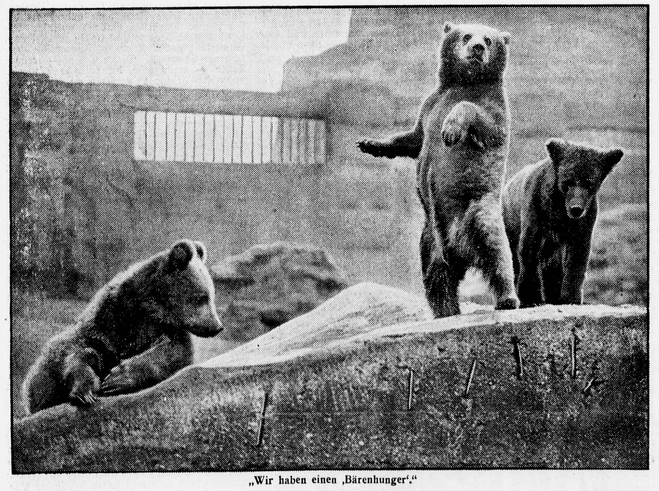
Aber auch wenn der Mensch — kältescheu ist, lohnt sich ein Besuch im winterlichen Zoo, besonders in einem Tiergarten, der große und wohlgeheizte Tierhäuser hat. Ich finde sogar, daß an einem Wintermorgen die Tierbeobachtung ganz unmittelbar ist; man kommt frierend ins Haus, wird eingehüllt von Wärme und Stille, kann viel näher heran an die Lebewesen, findet bei einiger Geduld stärksten Kontakt. Die fünfköpfige Giraffenfamilie im Berliner Zoo, der Vater Hans, die Mütter Betty und Anneliese mit ihren Kindern sie wirken im Stall viel größer und farbiger als im weiten Sommerauslauf, und es ist im ganzen Antilopenhaus dieser wundervolle Duft von Heu und Sommer, jetzt zur nordischen Winterszeit. Gerade diese Steppentiere, die Elenantilopen, Bleßböcke, Oryx, der entzückende Kudu und das scheue Berg-Nyala freuen sich über die Abwechslung eines menschlichen Besuches; ihre dunkelglänzenden, großen Augen richten sich neugierig auf uns, schnuppernd kommen die Nasen an die Stäbe.

Wenn sie aber meine schönste Winterfreude bei Tieren kennen lernen wollen, dann müssen Sie einen Vormittag lang ins Raubtierhaus gehen und zusehen, wie die Löwin mit ihren vier Babys spielt, die noch lange nicht die Größe von Hauskatzen erreicht haben. Piepsend schimpft und jammert die kleine Gesellschaft, sobald die Futterschüssel ausgeleckt ist, und plötzlich markiert der Zornickel unter den Vieren ein Löwengebrüll, dessen Komik sich nicht beschreiben läßt.

Gehen Sie ein paar Schritte weiter; nun sehen Sie einen herrlichen, schwarzmähnigen Atlaslöwen (größte Seltenheit!), seine Frau und zwei Kinder. Wenn Sie Glück haben, erzappen Sie diesen König der Tiere in einer höchst lächerlichen Situation: die beiden Prinzen wollen weder an der Mutter trinken, noch mit der Holzkugel spielen; sie bestehen darauf, die schwarze Schwanzquaste ihres Vaters zu überfallen und anzuknabbern. Großmut ist die Tugend des Starken; fast eine Viertelstunde läßt sich der Leu den Unfug gefallen, verzieht nur bisweilen die Oberlippe, denn das Spiel bereitet ihm Schmerz. Aber dann hat der große Herr genug; er dreht sich um und steht breitbeinig im Kinderzimmer, so, daß er seinen Schwanz aufgerichtet an die Seitenwand lehnen kann wie ein riesiges Ausrufezeichen. Die zwei Löwenkinder bemühen sich, in Hochsprüngen das lebendige Spielzeug zu erreichen; aber sie purzeln immer wieder auf den Rücken, bezeichnungsweise auf seine Verlängerung nach hinten, trollen beleidigt zur Mutter. Dennoch wagt es der Tierkönig noch lange nicht, den Schweif in seine natürliche Lage zurückzubringen.

Paul Eipper.

Der See-Elefant „Roland",
der vor kurzem im Berliner Zoo eingegangen ist. (Graph. Werkst. K.)



„Wir haben einen ‚Bärenhunger'."
Studie aus dem Londoner Zoo (Plesch, M.)

Mutterfreuden im Lamagehege (Weltbild, M.)

Die Autorität des Filmregisseurs

Die letzte Ausgabe des Organs des „Ice" (Internationales Lehrfilm-Institut), die „Intercine", bringt einen interessanten Aufsatz, der besonders auf das autoritäre Schaffen des Filmregisseurs eingeht. Im nachfolgenden veröffentlichen wir einige Teile.

nsk Die Auffassung vom Film als einer Kunst schlechthin ist die Wurzel zahlloser Widersprüche. Der Film kann auch andern, zweckbestimmten wie idealen Zielen dienen. Bevor man also den Film ganz allgemein als Kunst betrachtet, sollte man die Unterschiede feststellen zwischen Vollendung und Wirkung, die ein dokumentarischer, Lehr- oder Propagandafilm haben kann, und der emotionellen Wirkung, die ein künstlerischer Film bei den Zuschauern auslöst. Diesen Unterschied festzustellen ist einigermaßen schwierig, denn der Film läßt sich nach seinen äußeren Merkmalen und nach seinen verschiedenen Funktionen, die er ausüben kann, nicht mit gleicher Genauigkeit in Einzelgebiete zerlegen, wie etwa Werke der Sprache. So ist es leichter, ein philosophisches Werk von einem Gedicht zu unterscheiden, als einen dokumentarischen von einem künstlerischen Film. Beim Film, dessen Stoff notwendigerweise immer naturalistisch ist, findet man oft genug rein künstlerische Wirkungen in einer dokumentarischen Arbeit, die sich nicht streng im Rahmen einer unpersönlichen Objektivität gehalten hat.

Die wirklichen Kunstwerke des Films dagegen bestätigen die Grundsätze der Kunst, nämlich: daß Kunst der Ausdruck eines persönlichen Gefühls ist, mit dem die ganze Welt erfaßt wird. Und daß, dank der schöpferischen Fähigkeiten eines bestimmten Menschen, eben diese Welt ein ganz neues und selbständiges Leben gewinnt. Das Gefühl, nicht zu verwechseln mit Gefühlsseligkeit, Sentimentalität, ist eine absolute Kraft im Menschen, aus der das Kunstwerk herauswächst. Ein Kunstwerk schaffen oder begreifen zu können, ist das einzig und sicherste Zeichen der Freiheit des menschlichen Geistes. Man kann daher über Kunst nur diskutieren als über eine persönliche Ausdrucksform.

Was nun die kinematographische Kunst anbelangt, so ist sie nicht aus einer ästhetischen Lehre entstanden. Auch bei dieser neuen Kunst beruht das Schöpfungswunder lediglich auf dem ästetischen Gefühl, das dem Menschen eingeboren ist.

Die reine Filmkunst, die sich vollständig von den herrschenden ästhetischen Vorurteilen loslöste, ist als Reaktion aus dem Widerstreit zwischen Theater und Film (wobei letzterer sich emanzipierte, das Theater ersetzen zu wollen) entstanden. Es ist klar, daß die Verfilmung von Theaterstücken, Romanen und Novellen die notwendige formale Einheit des Originalkunstwerks zerstört. Dagegen ist es absolut notwendig, daß bei einem Kunstwerk Eingebung und Schaffung eine natürliche Einheit bilden. Die literarischen Stücken erhalten bleiben muß. In der Seele des Schöpfers vollzieht sich bereits bei der Einsgebung der Prozeß der Formgebung, und zwar die Schaffung einer einzigen festumrissenen Form.

Es hat lange Zeit gedauert, bis man zugab, daß auch der Film vom Moment der gedanklichen Entstehung an eine eigene, ihm eigentümliche Form, besitzt. Es bedurfte, um sich davon zu überzeugen, erst einer Reihe praktischer Beispiele, nämlich jener Filme, die zum ersten Male wirkliche Filme waren.

Als die Filmtechnik noch in den Kinderschuhen steckte, beanspruchten fast alle Beteiligten (der Manuskriptautor, der Schauspieler, der Regisseur, der Operateur) die Vaterschaft des jeweiligen Films für sich. Es fehlte die ideale Autorität, die der Dramatiker beim Theater für die Aufführung darstellt; infolgedessen besaß beim Film jeder Mitwirkende eine unkontrollierbare Handlungsfreiheit. Nun tritt aber der Film nicht eher in den Bereich der Kunst ein, bis es einem der Mitwirkenden gelingt, alle praktischen Elemente, die zu seiner Herstellung notwendig sind, zusammenzufassen, und zwar unter dem Gesichtspunkt seiner persönlichen, gefühlsbetonten Einstellung.

Die Handlungsfreiheit, die die verschiedenen Mitwirkenden sich noch in den ersten Filmen nahmen, hat ihren Ursprung im Fehlen einer konzentrisch wirkenden Kraft. Im Betreben, sich auf die gleiche Stufe zu stellen wie das Theater, hat der Film auch dieselben Fehler begangen wie das Theater. Wenn dort nämlich ein eigenwilliger, starker Regisseur fehlt, so handeln die Mitwirkenden ja auch mehr oder weniger auf eigene Rechnung.

Beim Theaterstück existiert wenigstens eine Art Regie, bevor es auf die Bühne kommt, nämlich in den Regieanweisungen des Autors. Dasselbe ist beim Filmmanuskript nicht der Fall, das zwar einen künstlerischen Wert an sich haben, aber so wie es ist, nicht ohne weiteres verfilmt werden kann. Um es kurz zu sagen, besteht zwischen dem Film und dem Filmsujet derselbe Unterschied wie zwischen „Romeo und Julia" von Shakespeare und der Novelle von Bandello.

Uebrigens wäre es ohnerd zu glauben, daß die innere und äußere Einheit des Films durch die Zusammenarbeit der verschiedenen, an der Herstellung Beteiligten zu erreichen wäre. Das zugeben, hieße behaupten zu wollen, daß jeder von ihnen imstande sei, eine künstlerische Teilvision besäße, die die der andern ergänze, oder aber, daß die künstlerische Auffassung aller gleich sei, was dem Grundprinzip der Kunst widerspricht.

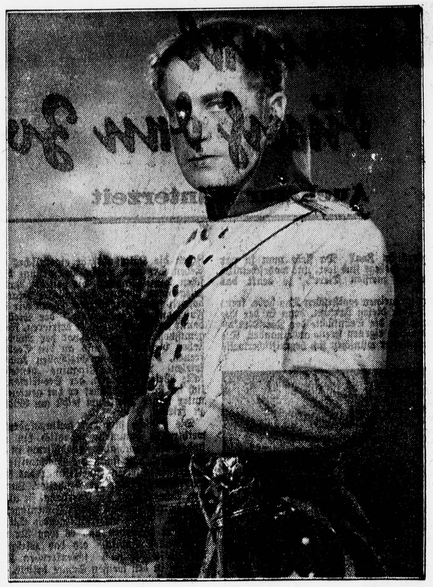
Durch Diskussion läßt sich zwar eine Annäherung der verschiedenen Standpunkte erreichen, aber eine wirkliche, künstlerische Einheit kann niemals aus solchen Debatten entstehen.

Selbst in der Politik hat die Erfahrung gelehrt, daß aus dem gegeneinander der Parteien keine liberale Regierung, sondern ein Diktator entsteht. Dasselbe ist auch im Film der Fall: Aus dem Gegeneinander muß eine Art Diktator herauskommen, nämlich der Regisseur.

Von allen am Film Mitwirkenden ist der Regisseur der einzige, der, ohne Bindung an eine Spezialaufgabe, das ganze Werk mit einem Blick zu umfassen vermag. Dabei beruht seine Aufgabe im wesentlichen auf Geschmack und Intuition, zwei wichtigen Eigenschaften des schaffenden Künstlers.

Bestimmt sind nicht alle Regisseure auf der Höhe ihrer Aufgabe, und das erklärt — ohne es zu rechtfertigen — die ästhetische Gedankenlosigkeit in den vielen falschen Urteilen, die man über die Funktion des Regisseurs zu hören bekommt. Während die sogenannten Mitarbeiter nur einen Ausschnitt des Films übersehen können, hat der Regisseur eine Totalvision. Er ist der einzige, der, um wirklich etwas Künstlerisches zu leisten, filmisches Gefühl und filmisches Einfühlungsvermögen haben muß.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die einzigen Kunstwerke, die aus dem Filmchaos entstanden sind, diejenigen waren, bei denen der Regisseur die Schauspieler, Operateure, Techniker usw., die im übrigen sich ihrer Aufgabe zu entledigen hatten, fest zusammenhielt und absolut beherrschte.



Karl Ludwig Diehl als Rittmeister v. Droste in dem Ufa-Tonfilm „Der höhere Befehl" (Photo: Ufa)

Es wird in drei Versionen gefilmt

„Schwarze Rosen" - gespielt mit deutschen, englischen und französischen Partnern

Als der Film „Schwarze Rosen" aufgenommen wurde, prangte über dem Eingang der großen Tonfilmhalle in Neubabelsberg ein unübersehbares, allen Eingeweihten aber dennoch deutlich sichtbares Schild:

„Man bittet, die Künstler nicht zu stören!

Es wird in drei Versionen gedreht!"

Drei Versionen „Schwarze Rosen!" Alle Achtung, Herr Regisseur Paul Martin! Und alle Achtung, schöne Russin Marina Fedorowna: Lilian Harvey! Der russische Gouverneur Finnlands Anno 1900 in der Darstellung Willy Birgels ist sehr verschieden von dem russischen Gouverneur des französischen Darstellers Jean Worms, und Mister Randal — der Engländer — zeigt wiederum eine andere Mentalität. Ein kalt berechnender und beherrschter Gouverneur — das ist Willy Birgel, ein herrschsüchtiger und um seine Liebe leidenschaftlich kämpfender Gouverneur — das ist Worms, und ein geschmeidiger, drei Meter Distanz diktierender Aristokrat — das ist Randal, der Engländer. Und Lilian Harvey? — Auch sie hat drei Temperamente, drei Gesichter, obwohl sie immer Lilian — ohne Maske oder auch nur andere Haartracht oder Kleidung bleibt. Ich fragte die Künstlerin:

„Sie multiplizierten sich gewissermaßen selbst mal drei, habe ich das richtig gesagt?"

„Ja, sehr richtig sogar! Denn wir drehten ja dieselbe Szene in den verschiedenen Versionen hintereinander, so daß ich mich blitzschnell in die Mentalität des Volkes, in dessen Sprache ich mein Spiel nach kurzer Pause wiederholen mußte, einzufinden hatte. Auch das Denken mußte umgeschaltet werden. Denn gerade dieser tragische Film von der leidenschaftlichen Volkserhebung der Jungfinnen zu Anfang dieses Jahrhunderts verlangte völlige realistische Einfühlung; mit der fremdsprachlichen „Konversation" war es nicht getan."

„Wie Sie ja wissen, ist mein Partner Willy Fritsch einer der Künstler der Jungfinnen, die die russische Unterdrückung durch eine Revolution beenden wollen. Er ist der Student Collin, der seine Sache ganz anders als der französische Darsteller Galland auffaßt. Esmond Knight, der englische Collin ist wiederum ein verbissener Rebell, ein ins Jugendliche übertragener Cromwell. Dieser Collin — dreimal Collin — macht mich, die russische Tänzerin, unbedeutsichtigt zur Mitwisserin an seinem Unternehmen gegen meine Landsleute, und ich ziehe den fanatischen Studenten dem reichen und mächtigen russischen Gouverneur vor, denselben Gouverneur, der mir Morgen um Morgen einen großen Strauß „schwarzer Rosen" zu Füßen legen läßt."

„Als die Aufnahmen von dem großen finnischen Volksfest vor den Toren von Helsingfors gemacht wurden, kamen Fritsch und ich nobis seinen Doppelgängern erst um drei Uhr nachts ‚dran'. Und ich kann von Glück sagen, daß ich mir keinen mörderischen Schnupfen geholt habe. Wetterhut und Mantin, die Architekten des Films, hatten nämlich einen kleinen See im Gelände ausschachten lassen, auf dem wir in erleuchteten Booten während des Volksfestes spazieren fuhren. In Wirklichkeit ist das Fest nur ein Vorspiel für die Erhebung. Man hätte auf keine Weise die Volksmassen die Collin und die Seinen zum Aufruhr brauchen, zusammenbringen können. Mitten in der Nacht überfallen und die Kosaken des Gouverneurs und werfen auch unsere Boote um. Die Insassen versuchen sich durch Schwimmen zu retten. Zweimal wird jede Fassung gedreht, und da ich doch jedesmal mit einem anderen Collin im Boot sitze, falle ich im ganzen sechsmal ins eiskalte Wasser. Zwischendurch hat man mich mit mit vereinten Kräften trocken trottiert und neu frisiert; denn ich muß doch gleich wieder — und zwar trocken! — ins Wasser fallen. Ich habe mich in jener Nacht also sechsmal umgezogen und je einmal auf Deutsch, Englisch und Französisch um Hilfe geschrien!"

Lilian lacht:

„Eigentlich kann ich gar nicht mehr mit Ihnen sprechen; denn bald nach jenem sechsfachen Bad bin ich ja gestorben, einmal auf Deutsch, einmal auf Englisch und einmal auf Französisch!"

Mario Heil de Brentani.

Deutscher Filmnachwuchs
Die jugendliche Filmschauspielerin Vilma Beckendorff.
(Ufa, M)

Marianne Bormann,
eine junge deutsche Filmschauspielerin, bekannt aus dem Tonfilm „Königswalzer".
(Ufa, M)

Fulda

Aelteste Denkmale deutscher Baukunst

Wer heute mit der Bahn durchs Hessenland fährt und vom schnell eilenden Zuge aus die repräsentativen Domtürme am Ufer der Fulda sieht, hat sogleich das Empfinden, hier, wenn auch nur für Augenblicke, im Banne einer alten deutschen Kulturstätte zu sein. Darüber hinaus weiß jeder Deutsche, daß die wunderbare Kuppel Johann Dientzenhofers sich über der Grabesgruft des Apostels der Deutschen, Bonifatius, wölbt. Das Bonifatiusgrab ist seit zwölf Jahrhunderten Ruhm und Stolz Fuldas.

Wenige wissen, daß dieser ehrwürdige Boden auch eine der fruchtbarsten Keimzellen frühester deutscher Kulturarbeit gewesen ist, daß hier eine Zeitlang ein Herd deutscher Wissenschaftspflege war, daß hier die Anfänge der frühesten deutschen Baukunst zu suchen sind. Eine unvergleichliche Tradition größter literarischer, wissenschaftlicher und kultureller Leistungen hütet das alte Fulda, und es ist eine Pflicht piettätvollen Sichbesinnens auf die Anfänge deutschchristlicher Kultur, wenn wir hier in großen Zügen die universale Bedeutung der alten Benediktinerabtei Fulda zu umschreiben versuchen. Aus der Besinnung auf die Werte der Vergangenheit, erwächst den Nachkommen die Verpflichtung, das heilige Erbe zu bewahren und weiterzugeben.

Das Kloster Fulda nimmt unter den frühmittelalterlichen Klostergründungen die hervorragendste Stelle ein. In den Glanzzeiten der karolingischen und ottonischen Renaissance ist es im ganzen Reiche führend. Die Einflüsse gehen bis an die Grenzen des damaligen Reiches und noch weit ins übrige Abendland hinaus. Man hat die Bedeutung des frühmittelalterlichen Fulda in die Worte „Bauten und Bücher" gefaßt. Und in der Tat liegt auch der außergewöhnliche Ruhm dieser Abtei in baukünstlerischen und literarischen Glanzleistungen.

Deutsche Naturliebe wählte den Ort zur Klostergründung

Der Plan zur Klostergründung ging in Fulda von Bonifatius aus. Der heilige Bischof wollte hier eine Mönchsgemeinschaft einrichten, der er die Pflege der intensiven Kulturaufgaben für die neu christianisierten Gebiete der Hessen und Sachsen anvertrauen konnte. Zugleich wollte er hier ausruhen von den Mühen seines Apostelamtes; Fulda sollte seine Ruhestätte nach dem Tode werden. Bonifatius übertrug die Aufgabe der Klostergründung seinem Lieblingsschüler Sturmi, einem tatkräftigen Bayern, einem echten Deutschen, der von einer tiefen Liebe zur Natur und zur Heimat durchdrungen war. Es ist interessant, wenn wir in seiner Lebensbeschreibung von der Gründung des Klosters hören, mit welcher Sorgfalt der naturliebende Mönch den Platz für die Gründung ausfindig machte.

Es heißt da: Nachdem Sturmi sich von seinen Mühen ein wenig erholt hatte, sattelte er seinen Esel und machte sich, nachdem er genügend Mundvorrat mitgenommen hatte, allein auf die Wanderung . . . und begann, ganz allein auf seinem Esel die verlassene Einöde zu durchstreifen. Als eifriger Forscher hielt er überall scharfe Ausschau nach den Höhen und über das flache Land, er beschaute sich die Berge, Hügel und Täler, untersuchte die Quellen, Bäche und Flüsse. Sein Herz zu Gott erhebend, betete er die Psalmen unterwegs und ruhte in der Nacht dort aus, wo er gerade war. Wenn er so die Nacht irgendwo blieb, schlug er mit seinem Beile, das er bei sich führte, Holz ab, machte eine kreisförmige Umzäunung zum Schutze für seinen Esel, damit er nicht von den wilden Tieren, die es dort in großer Zahl gab, aufgefressen werde . . . Am vierten Tage endlich kam er zu der Stelle, wo jetzt das Kloster liegt. Sogleich war er von großer Freude erfüllt, wanderte ringsumher und lobte Gott Dank für alles, was er erschaute. Von der Schönheit der Gegend war er ganz entzückt . . . Nachdem kurz darauf die Uebergabe des Ortes gesichert . . . begab sich der heilige Sturmi mit weiteren sieben Brüdern zur Klosterstelle, und betrat so im 744. Jahre nach der Menschwerdung des Herrn, während die beiden Brüder Karlmann und Pippin über das Frankenreich herrschten, am 12. Tage des März den geheiligten Ort. Tag und Nacht dienten sie dem Herrn in Psalmen, mit Fasten, Wachen und Beten und müßten sich, in eigener Arbeit den Wald zu lichten. Nach zwei Monaten kam der ehrwürdige Bischof Bonifatius mit einer großen Menge Volkes zu ihnen, frohlockte im Hl. Geiste und brachte Christus Lob und Dank dar, der seinen Knechten in der Einöde einen solchen Platz geschenkt hatte. Den mit ihm gekommenen Leuten trug er auf, eine Kirche zu erbauen, den Wald zu roden und die Bäume zu fällen.

Die Anfänge der Baukunst im Herzen Deutschlands

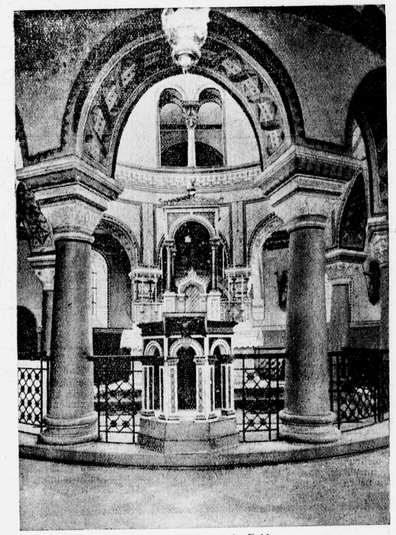
Das erste Bonifatiuskloster und die von ihm hier gebaute Kirche ist nicht mehr vorhanden. Die Baulust prunkliebender Aebte des Barock hat die Zeugen frühromanischer Baukunst verschwinden lassen, um an deren Stelle aus dem Geiste ihrer Zeit erwachsene Bauten zu setzen. Zudem trat auch bald an Stelle der Bonifatiuskirche eine bedeutend erweiterte Basilika. Wenden wir uns einmal diesen frühen Bauleistungen zu, auch ohne daß sie heute noch vor unseren Augen stehen, denn in ihnen liegt die Größe der künstlerischen Kultur Fuldas.

Mit Bonifatius beginnt die Entwicklung einer eigentlichen Baukunst auf dem Boden des inneren, von römischer Kultur nicht mehr unmittelbar berührten Teiles von Deutschland. Die mehr dem Holzbau zugewandte Baukunst der Germanen ging nun über zur monumentalen Kunst. Die ersten Anfänge auf innerdeutschem Boden dürften wohl in Fulda liegen. Von hier ging baukünstlerisches Schaffen in die deutschen Lande hinaus. Die Bonifatiuskirche scheint noch ganz die klassische Form des altchristlichen Kirchenbaues gehabt zu haben. Erst allmählich drang ein neuer Kunstwille durch, der zur Form germanischer Kunst überleitete.

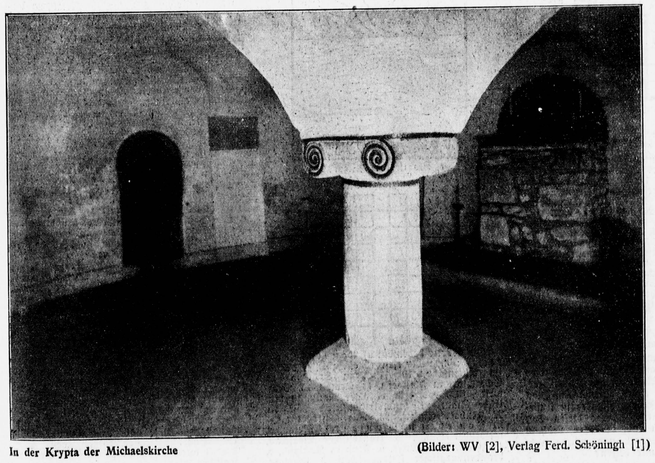
Unter dem Abte Baugulf (779 bis 802) wurde mit dem Neubau der Klosterkirche begonnen. Der Abt stand am Hofe Karls d. Gr. in hohem Ansehen, und die neue Bautätigkeit in Fulda muß wohl im Zusammenhang mit der karolingischen Renaissance gesehen werden. Die neue Fuldaer Basilika, unter den Aebten Baugulf und Ratgar begonnen, und unter Eigil vollendet, war für die damaligen Zeiten ein architektonisches Wunderwerk von riesigen Ausmaßen. Für die Kunstgeschichte ist sie auch insofern beachtenswert, als sie die erste zweichörige Münsterkirche

Merkwürdigkeiten der zweitältesten Kirche Deutschlands

Mag auch der Freund des Alten es bedauern, daß von dem karolingischen Kloster keine Zeugen mehr vorhanden sind. Ein Bauwerk steht heute noch in Fuldas Mauern. köstlich und erhaben in seiner Art, gehütet wie ein Kleinod: die uralte Michaelskirche, nächst der Pfalzkapelle Karls in Aachen die älteste stehende Kirche in Deutschland. Im Laufe der Geschichte wiederholt umgebaut und nicht immer zu ihrem Vorteil ergänzt, trägt sie im wesentlichen immer noch die Züge jener ersten frischen Schaffenszeit Fuldas, deren



St. Michael in Fulda
Die zweitälteste Kirche Deutschlands, erbaut 820—822
Foto: Verlag Reinhardtsche Buchhandlg. (Johs. Franz Uptmoor, Fulda)



In der Krypta der Michaelskirche (Bilder: WV [2], Verlag Ferd. Schöningh [1])

Ruhm an die Namen seiner bedeutendsten Aebte geknüpft ist.

Erbaut wurde sie vom Abt Eigil 820—822. Die ursprüngliche Anlage ist eine Rotunde, die durch acht im Kreise aufgestellte Säulen in einen Mittelraum und einen diesen umschließenden einfürmigen Umgang geteilt wird. Die Säulen sind durch Halbkreisbogen miteinander verbunden und tragen darüber den über das Dach sich erhebenden Mauerkörper, der heute in einem hohen, spitzen Turmhelm endet, ursprünglich aber in einer Kuppel ausliefe. Unter der oberen Rundkirche ist noch eine Krypta im gleichen Raumverhältnis. In ihrer Mitte steht eine karolingische Säule. Auf dieser einen Säule ruht die ganze Kirche. Der Mönch Candidus hat uns im 9. Jahrhundert in einer metrischen Beschreibung den Sinn dieser einzigartigen Anlage gedeutet: die Säule versinnbildet Christus, den unsichtbaren Grund- und Eckstein der Kirche, während die oberen acht Säulen der Rotunde die acht Seligkeiten bedeuten. „Eigil dachte die Christen als Gottes lebenden Tempel, dessen Größe auf einer Säule, die Christus ist, ruht." Welche Tiefe und Kraft des christlichen Glaubens war hier am Werk, dem Geist in solchen Formen Ausdruck zu geben! Der Umgang der Krypta ist durch eingesetzte Scheidewände in kleine Zellen geteilt und führt den Namen Inclusenklösterchen des hl. Eigil. Jede Zelle hat etwa einenhalb Meter im Quadrat und die Zugänge sind so niedrig, daß man sich tief bücken muß, um hinein zu kommen. Hier führten fromme Mönche ein Leben des Gebetes und der Betrachtung.

Deutschlands gewesen ist und für eine Reihe berühmter Kirchen darin später das Vorbild abgab. Im Westchor dieses Baues ruhten in einer Krypta die Gebeine des hl. Bonifatius. Die Kirche barg außerdem das Grab des deutschen Königs Konrad I. († 918). Mehrmals hat die Klosterkirche deutsche Kaiser in ihren Mauern gesehen. 948 weilte hier Otto der Gr.; 1020 feierte Papst Benedikt VIII. im Beisein Kaiser Heinrichs II. hier Gottesdienst; 1157 fand ein Besuch Friedrich Barbarossas statt. — Die schon erwähnte neue Zeit-

Aufschneider unter sich

An Bord eines Dampfers standen zwei Reisende, ein Engländer und ein Amerikaner, im Gespräch. Der letztere erzählte, daß er einst in einer Stunde 999 Tauben geschossen habe. Der Engländer fragte: „Warum sagen Sie nicht eintausend?"

Ernsthaft erwiderte der andere: „Weil ich nicht lüge."

Als Revanche erzählte bald darauf der Engländer, er habe auf seinen Reisen einen Mann beobachtet, der von Liverpool über den Ozean nach Boston geschwommen sei.

„Haben Sie zugesehen?" fragte der Yankee.

„Natürlich; er schwamm die längste Zeit neben unserem Dampfer."

„Sie machen mich glücklich", sagte der Amerikaner. „denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst der erwähnte Schwimmer bin; niemand wollte mir diese Kraftprobe glauben, fortan aber ich werde mich auf Ihr Zeugnis berufen."

Die Drohung

„Ich sagte zu meinem Mann, wenn er mir nicht täglich schreibt, fahre ich sofort nach Hause."

„Tut er das?"

„Sogar zweimal täglich."

Ein guter Rat

„Es geht mir miserabel, Herr Doktor! Ich kann meine Gedanken nicht mehr sammeln, habe keinen Appetit, kann nicht mehr schlafen! Was raten Sie mir zu tun?"

Arzt: „Heiraten Sie sie!"

Reingefallen

Große Gesellschaft. Einer der geladenen Herren liegt in einer Ecke und gähnt.

„Sie langweilen sich wohl, mein Herr?" fragt ihn ein Nachbar.

„Ja, entsetzlich. Und Sie?"

„Ach, ich langweile mich auch gräßlich!"

„Wie wär's also, wenn wir uns aus dem Staube machten?"

„Ich kann ja leider nicht . . . ich bin der Herr vom Hause."

Liebesgeflüster

Sie: „Du machtest mir fünf Liebeserklärungen, und erst bei der sechsten habe ich eingewilligt."

Er: „Ja, da hatte mich das Glück verlassen."

Klein, aber schlau

Lehrer: „Fritz, dein Aufsatz über den Hund stimmt mit dem Kurtz wörtlich überein!"

Fritz: „Es ist doch derselbe Hund!"

Der prahlerische Otto

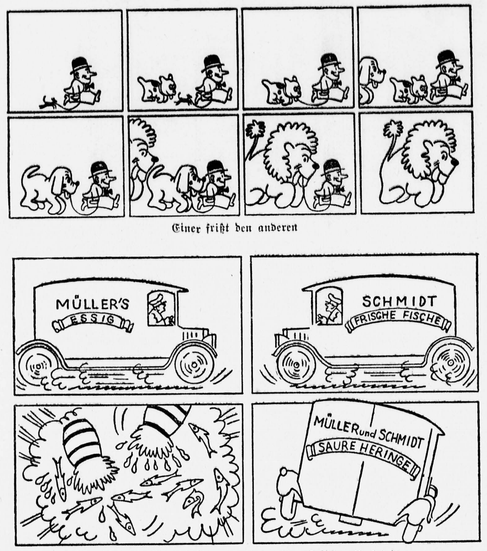
Zeichnung: Krusch

„Kottchen, mein Rasterpinsel ist fort, hast du ihn vielleicht gesehen?"

„Nein, Vati, aber Ottos Schaukelpferd hat einen neuen Schwanz."

Unmöaliche Geschichten

Kurzfilme ohne Worte



Einer frißt den anderen

Geschäftszusammenlegung unter ungewöhnlichen Umständen

Bubi will auch was sehen.

Das bescheidene Lieschen

Das sechsjährige Lieschen mußte bei einer Abendmahlzeit, zu der auch Gäste geladen waren, ungewöhnlich lange auf das Essen warten. Eine Weile saß es, geduldig harrend, da, endlich wurde ihr die Zeit aber doch zu lang, und fürchtend, daß es vergessen sei, entschloß es sich, um die gewünschte Speise zu bitten. Wie aber die Bitte einkleiden, um nicht unbescheiden geschalten zu werden? Einen Augenblick sann es nach, dann wandte es sich an die Mama mit den Worten:

„Möchtest du wohl so gut sein und mir das Salz reichen, liebe Mama?"

„Aber Kind," entgegnete jene erstaunt, „wozu brauchst du Salz?"

„Ich möchte es zu dem Fleisch essen, das ich nachher bekommen werde", lautete die prompte Antwort.

Die Rippenfesselentzündung

Lehrer: „Na, Hänschen, was fehlt deinem Vater?"

Hänschen: „Der Doktor hat g'sagt, da Vota hätt' a Rübenfeldentzündung."

Wirksames Gesuch

Es war in den achtziger Jahren. Das Telegraphennetz in Deutschland wurde immer weiter ausgebaut. Aber noch hatte das kleine Dörfchen Weisholz bei Glogau keine Drahtverbindung. Und so wurde ein Gesuch an den Generalpostmeister Heinrich von Stephan abgesandt. Die Antwort lautete abschlägig. Aber die Weisholzer ließen sich nicht entmutigen. Ein zweites Gesuch wurde aufgesetzt, diesmal in folgenden Versen:

„Oestlich von der Festung Glogau,
Von der Oder halb umflossen,
Liegen achtzehn schmucke Dörfer
In den fetten Niederungen.

Zuckerrüben, Raps und Weizen
Wachsen herrlich und in Massen,
Weinwich, Weiden, Spritt und Ziegel,
Alles kann sich sehen lassen.

Weisholz, Dorf mit Schul' und Kirche,
Weisholz heißt die Position.
Fehlt ihm nichts zu seiner Blüte,
Fehlt ihm doch ein Telephon.

Zwölf bis fünfzehn Kilometer
Nach dem nächsten Telegraphen
Saufen Boten; hundertsiebzig
Pfennig nehmen droh die Braven.

Aller Posten Herr und Meister,
Sekretär der preußischen Staaten,
Großer Spinner ehrner Netze,
Spinn auch hierher deinen Faden.

Laß uns hier im „schwarzen Winkel"
Länger nicht vergebens schmachten,
Send' nach Weisholz deine Bitte,
Daß es Weisstadt werd' — mit Sachten!"

Des Deutschen Reiches erster Generalpostmeister verstand sich auf Humor. Und was die guten Weisholzer durch ihr Gedicht in Prosa nicht erreicht hatten, wurde ihnen auf diese humorvollen Verse bewilligt.

Adolf Neß.

Boshaft

Milly: „Ich habe Fred vor zwei Wochen einen Korb gegeben, und seitdem hat er fortwährend getrunken."

Tilly: „Dürfte es nicht bald an der Zeit sein, daß er aufhörte, das Ereignis zu feiern?"

Von der Schulbank

„Karl, sage mir, woraus werden deine Schuhe gemacht?"

„Aus Leder."

„Woher kommt das Leder?"

„Von der Haut des Ochsen."

„Welches Tier versorgt dich infolgedessen mit Schuhen und gibt dir auch Fleisch zum Essen?"

„Mein Vater!"

„Haben Sie niemals bemerkt, daß ein lauter Sprecher meistens ein dummer eingebildeter Mensch ist?"

„Gewiß! Aber deswegen brauchen Sie doch nicht so zu schreien, ich bin ja nicht schwerhörig!"

Schachaufgabe

Matt in drei Zügen.

Kontrollstellung: 14 Figuren.

Weiß: 7 Figuren: König e2, Dame b2, Springer e5, g7, Turm e5, Bauer d2, f4.

Schwarz: 7 Figuren: König d4, Dame d7, Springer b7, g4, Läufer a6, Bauer e4, 6.

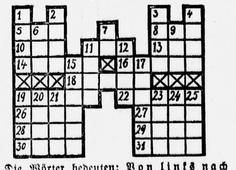
Dreisilbige Scharade.

Eins gibt's so viel wie Sand am Strand,
Ich glaub', noch zehnmal mehr,
Oh' wäre ohne eins das Land,
Sein Anblick freut dich sehr.

Zwei-drei gibt's auch in großer Zahl,
Doch bist du ihm nicht hold;
Natur schuf sie zu deiner Qual —
Was hat sie nur gewollt?

Eins-zwei-drei dich entzückt sogleich
Im Garten und im Wald,
Wenn jauchzend hell aus dem Gezweig
Die süße Weise schallt.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 5. englisches Bier, 8. Stadt in Südtirol, 10. Wurfspeer, 11. Körpertell, 13. Raubtier, 14. biblische Person, 16. heftiger Sturm, 18. deutsche Kolonie, 19. deutscher Dichter, 22. Außenhalbstürmerwechsel, 26. englischer Adelstitel, 27. Metall, 28. Fluß in Italien, 29. Erkenntlichkeit, 30. Nebenfluß der Mosel, 31. zeitlicher und räumlicher Schluß — Von oben nach unten: 1. Hausangestellte, 2. Verbindung zum Gehirn, 3. Mineral, 4. Einfriedigung, 6. biblischer Name, 7. Flächenmaß, 9. wie sechs, 11. biblischer Name, 12. Sumpfland, 15. männlicher Name, 17. Tierkrankheit, 19. Gefäß, 20. weiblicher Name, 21. weiblicher Name, 23. asiatisches Hochland, 24. Erde, 25. Knecht.

Ein seltsamer Verliebter.

Ich las einen Roman. Folgendes stand da zu lesen: „Plötzlich kam Adolar vor Tusnelda auf dem Kopf, eine Mütze an den Füßen, zerrissene Schuhe in der Hand, einen dicken Stock im Munde, eine erlöschende Zigarre in finsteres Schweigen gehüllt." Ich las diesen Satz und konnte ihn zuerst nicht verstehen, deshalb las ich zum zweitenmal und wurde nicht schlauer. Wer kann mir helfen?

Wo ist der Fischer?

Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 4. Lebewesen (Mehrzahl), 7. Stadt im Rheinland, 10. Fluß in Spanien, 13. Schlachtort in Flandern, 14. Erdteil, 15. Bergwelde, 16. Sportgerät, 17. alter Mann, 19. biblische Stadt, 21. landwirtschaftliche Tätigkeit, 22. Inhaltslosigkeit, 23. Wirtschaftsgerät. — b) Von oben nach unten: 1. Metall, 2. weiblicher Name, 3. französischer Marschall, 4. Inselt, 5. Räubtier, 6. Fluß in Rußland, 8. brandenburgischer Feldmarschall, 9. Element, 11. Name aus der griechischen Sage, 12. Gerät, 17. Wurfspieß, 18. Leine, 19 Metall, 20. rumänische Münze.

Kreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 1. Emin, 5 Etat, 9 Nora, 10 Dora, 11 Alibi, 13 Hegel, 14 Etel, 15 Eros, 16. Lob, 17 Habe, 20. Egge, 24. Lehar, 25 Leine, 27. Elle, 28. Reti (+), 29 Oder, 30 Ares — Von oben nach unten: 1. Ena, 2 Mole, 3. Iris, 4. Nabe, 5 Eder, 6. Togo, 7. Ares, 8. Tal, 12. Aller, 13. Hebel, 17 Held, 18. Nile, 19. Baer, 21. Gera, 22 Gier, 23. Ente, 24. Leo, 26 Eis.

Silbenrätsel:

1. Herodes, 2. Olymp, 3. Nelke, 4. Irak 5. Glogau, 6. Kittel, 7. Uganda, 8 Cannstatt, 9. Hawai, 10. Elau, 11. Nagos. — Honigkuchen Spekulatius.

Bilderrätsel

Es ist so schwer, so bang kein Weh,
Daß nicht eine Hoffnung drüber geh.

Zerschnittaufgabe:

Verbindungsaufgabe:

1. Seitensaal, 2. Operette, 3. Minister, 4 Molkerei, 5. Eidechse, 6. Nation. — Sommerferien.

Die schwierige Frage:

Der vom Erdmittelpunkt am weitesten entfernte Punkt der Erdoberfläche ist der Chimborasso, 6310 Meter hoch, in den Anden gelegen. Gerhards Antwort wäre richtig gewesen, wenn die Erde eine Kugel wäre. Da sie aber an den Polen auch zusammengedrückt und um den Aquator ausgewölbt ist, ist dort die Entfernung zum Erdmittelpunkt weiter. Der Chimborasso liegt nahe dem Aquator, so daß sein Höhenunterschied gegen den Mount Everest durch die Auswölbung der Erde ausgeglichen wird.

Welt der Frau

Die blaue Schleife

Mein kleines Nichtchen ist zu Besuch. Ein reizender, kleiner Unband mit einem ganz unwahrscheinlich krausen Lockenkopf, blauen Augen und einem Apfelblütengesicht. Ich bin etwas erschöpft, das Vergnügungsprogramm war ziemlich reichhaltig: zuerst habe ich „gesaubert", d. h. ein Zehnpfennigstück in ein Fünfpfennigstück verwandelt und umgekehrt. Dann habe ich Märchen erzählt und mich als böse Hexe in den Backofen locken lassen. Nun sitze ich einigermaßen aufgelöst auf dem Sofa, und Klein-Helga vergnügt sich mit dem Nähkorb, der stets in den kritischen Augenblicken als Nottopfen einspringt, und aus dem sie immer neue Schätze hervorholt. Jetzt beisel sie: „Tante, darf ich dich einmal frisieren?" — Ich nicke matt, mir ist jetzt alles gleich, wenn ich nur ruhig sitzen kann. Nun beginnt ein eifriges Kämmen und Strählen auf meinem edlen Haupt, ab und zu piept es etwas, und endlich wird feste gezupft und gezogen. Da — das Kunstwerk ist fertig, und die Kleine, mich an der Hand fassend, beteilt: „Komm, Tante, es ist zu schön, beseh dich doch, bitte, mal im Spiegel." Wer kann widerstehen? Ich gehe also ins Schlafzimmer und sehe mich vor den Toilettespiegel. Hinter mir quiekt und kichert es vor Vergnügen. Es ist aber auch zu drollig, nein — da muß ich selbst lachen. Ist bin ich ja gerade noch nicht, aber man hat ja doch schon ein paar graue Haare und ein paar Fältchen. — und da prangt nun in meiner Frisur, keck auf der Seite eine himmelblaue Seidenschleife. Ich bin überwältigt und prusse selbst lachend in das Spiegelglas. —

Aber wie ist mir? — Das Lachen verfliegt, die Gegenwart wird seltsam unwirklich. — Dafür steigen alte, längst vergessen geglaubte Erinnerungen auf, werden deutlich — oh, so deutlich — daß man sie mit Händen greifen kann — einmal erlebte Situationen, Stimmungen — Da steht in die Mutter hinter mir, sie kämmt mein Haar, dreht ein kleines Fleischenkrönlein — genau auf dem Scheitel sitzt es — und nun bindet sie noch die schöne blaue Schleife hinein! Mutters gute Hände zupfen die Schleifenenden recht schön auseinander. Ich aber schaue glückselig in den Spiegel, auf mein weißes Kleidchen mit der vielen Stickerei, danke an den herrlichen Nachmittag, der nun vor mir liegt mit dem feinen Kaffee bei der guten Tante — und dann das Spiel mit Maria und Hans, Karsi und Klärchen in dem alten Garten — und die Schaukel und die Stachelbeerbüsche — und all das andere Herrliche . . .!

Nein, wie bin ich doch ins Träumen geraten durch die blaue Schleife. Helga macht sich bemerkbar: „Tante, du siehst so ernst aus. Die blaue Schleife gefällt dir nicht, gelt? Ich hole dir eine weiße . . ."

Ich trete ans Fenster. — —Heiße Tränen tropfen herunter. „Mutter, liebe Mutter, kämm' mir noch einmal das Haar. Zieh nur tüchtig, ich will ganz, ganz still halten!" — — Aber die Mutterhände sind ja längst, längst zu Staub geworden. Maria, Karl und Klärchen sind groß und haben selber schon Kinder. Hans ist im Krieg gefallen — und ich habe graue Haare, und das Krönlein, das Krönlein besitze ich längst nicht mehr. — — —

Anna Moll.

Frauenhände

Das ist wie Reichtum, der sich muß verstreuen,
wenn eine Blume strahlend aufgeblüht.
Sie steht dann da, um alle zu erfreuen,
ein lieber Glanz, wo sich das Dunkel müht.

So blühen oft der Frauen sanfte Hände
aus durchgelittener Einsamkeit empor
und werden mütterlich und reich voll Spende
und im Gebet zu weißem Friedenstor.

Und werden an den Wegen ernste Weiser
zur Wahrheit durch die so verworrene Zeit
und machen Trotz und Schmerz und Klagen leiser
und weihn Vergängliches zur Ewigkeit.

Johanna Maria Jonas.

Eine sinnvolle Ernährung – Grundlage der Gesundheit

nsk In allen Dingen unseres Lebens streben wir heute zurück zu einer artgemäßen Haltung. Die Erkenntnis, daß wir in unserem Sein und Tun an unsere Rasse gebunden sind, hat uns gezeigt, daß es durchaus ein Irrtum sein mußte, daß wir uns von diesen Gebundenheiten frei eine beliebige Lebenshaltung schaffen könnten. Unter Mißachtung unserer rassischen Gegebenheiten glaubten wir uns ausschließlich abhängig machen zu können von dem Milieu, d. h. von den Umwelteinflüssen, in denen wir lebten. Wir schufen und daraus eine Lebenshaltung, die uns begehrenswert erschien ohne Rücksicht, ob sie uns auch zuträglich sei. Wir sehen nun aber, daß wir absolut an den Boden und die klimatischen Verhältnisse gebunden sind, unter denen wir leben müssen.

Die erschreckende Zunahme der Verfallserscheinungen unserer Konstitution, d. h. der leiblich-körperlichen Verfassung des europäischen Menschen, die auch jedem Laien ohne Schwierigkeiten sichtbar wird durch die zunehmenden Stoffwechselkrankheiten, die er im Umkreis seiner eigenen Familie und seiner Bekannten beobachten kann, fordert von uns heute eine zielbewußte Auseinandersetzung mit den Ernährungsfragen, die eine entscheidende Rolle in der Erhaltung unserer Volksgesundheit spielen. Es genügt nicht, eine rassische Auslese zu treffen und ein Krankheitszustand werden, wenn wir es nicht lernen, darauf Rücksicht zu nehmen.

Wesentlich für die Gedanklosigkeit in unserer Ernährung sind ohne Zweifel die Schwierigkeiten, die dem Großstadtmenschen bei der Ueberbrückung großer Entfernungen zwischen Arbeitsstätte und Zuhause entstehen. Er scheint dabei einfach angewiesen auf die Ernährung durch belegte Brote zu sein. Ein anderer wichtiger Grund sind häufig geldliche Schwierigkeiten gewesen, die uns vorübergehend unbeweglich, mit der Zeit aber initiativlos machen. Und schließlich liegt die Hungerzeit des großen Weltkrieges noch nicht lange zurück, daß sie nicht noch heute über die Lebenshaltung vieler deutschen Familien ihre Schatten würfe.

Wir brauchen uns dies aber alles nur einmal klarzumachen, um dem abhelfen zu können. Unseren Frauen erwächst hierbei eine entscheidende Rolle in der Mitarbeit am Wiederaufbau unseres Volkes. Wir wollen nun diese Rolle auch freudig auf uns nehmen und jede einzelne von uns sich der Verpflichtung bewußt sein, die sie als Verwalterin von Volk. Hunderts Volkesvermögens übernimmt. Ebenso wichtig ist ihre Rolle als Hüterin und Pflegerin der gesundheitlichen Werte ihrer Familie. Es darf keinen Haushalt mehr geben, in dem nicht jede Woche ein Küchenzettel mit Sorgfalt und Ueberlegung aufgestellt worden ist, der der Ausdruck unseres Verantwortungsbewußtseins ist. Bei diesem Küchenzettel müssen wir beachten, daß wir nicht einen Tag unsere Familie mit zellulosereichen Schlacken, während wir sie den anderen Tag mit kieselsäurearmen, wie sie in Getreideprodukten enthalten sind, und den dritten Tag mit Fett überlasten. Kein Organismus läßt sich dies auf die Dauer widerspruchslos gefallen. Die Regelung des Nahrungsmittelverbrauchs, die heute der Staat übernommen hat, um die Ernährung unseres Volkes aus eigenem Grund und Boden sicherstellen zu können, fordert auch von uns, sich in den Dienst dieser Regelung so sinnvoll einzubauen, daß die deutsche Hausfrau als Hüterin ihrer Familie einen entscheidenden Faktor im Kampfe um Deutschlands Erneuerung darstellt.

Charlotte Dr. Boor-Friedrich.

Enrica von Handel-Mazzetti

Was sie unserer Jugend bedeutete

Zu ihrem 65. Geburtstag

Am gestrigen Tage, 10. Januar 1936, hat die ganze deutschsprechende Welt des 65. Geburtstages der Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti gedacht. Ist sie doch, obgleich Oesterreicherin, Mitglied der Deutschen Dichterakademie und in der ganzen Welt als eine der hervorragendsten Vertreterinnen deutscher Erzählerkunst bekannt.

Nicht von ihrem umfangreichen Werk sei aber hier die Rede. Nur ein paar Erinnerungen an das, was ihre ersten Schriften bei ihrem Erscheinen der damaligen Jugend bedeuteten.

Man stelle sich die Lektüre junger Mädchen vor, als die ersten Werke der jungen Oesterreicherin erschienen: Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr, Jesse und Maria im Hochland und dann im Buchform Antonie Jüngst, Antonie Hauptmann, als höchstes die Freirn von Brakel. Dazu sog. Jungmädchenbücher, Mildfang im Pensionat, Aus Mildfangs Brautzeit, Mildrosenzeit, sehr nett in sich, aber doch beschränkt auf den kleinen Kreis des Lebens, den man aus dem eigenen Alltag zur Genüge kannte. Wie selten ging damals eine höhere Mädchenschule in ihrem Literaturunterricht auch nur bis zur Droste! Selbst auf den höheren Lehrerinnenseminaren, dem löblichsten Weg zu einer weiterführenden Bildung, war im allgemeinen der Deutschunterricht mehr gegenwartsfremd als gegenwartszugekehrt. Aber wartsfremd als gegenwartszugekehrt. Aber auch wenn jemand das Glück hatte, einem aufgeschlossenen Deutschlehrer zu begegnen in seiner Schulzeit — was hätte er von katholischem literarischen Schaffen heranziehen können, das den Vergleich mit anders gerichteten Dichtern hätte aushalten können!

Denn kam Enrica von Handel-Mazzetti!

Wer auch nur ein geringes Gespür für dichterische Größe hatte, horchte auf. Welches reiche und mächtige Geschehen! Welche Plastik der Gestalten! Welche Gewalt der Sprache, der Stimmung! Man war förmlich berauscht von jenen Büchern. Man konnte sie nicht einfach aus der Hand legen, wenn man sie zu Ende gelesen hatte. Immer wieder mußte man einzelne Kapitel nachlesen, darüber in Sinnen verloren sein. Man konnte sich unmöglich damit begnügen, sie allein zu lesen. Jedem lieben Menschen mußte man sie in die Hand drücken. In jedem Freundeskreis bildeten sie Gegenstand eifriger Gespräche und Diskussionen.

Ja, auch Diskussionen!

Denn so einfach war es nicht, diesen Kataraktken den Weg zu bahnen in dem schmalen Bett, in dem bisher die Lektüre wohlbehüteter junger Mädchen (und auch Frauen) in sanftem Gerinsel dahingeflossen war. Es gab genug Erwachsene, die die „Freiheit" der neuen Bücher, ihre unmittelbare Sprache, als eine Gefährdung der Jugend ansahen. Es gab gar noch mehrere, die in der Verteilung von Licht und Schatten auf die zwei ringenden Konfessionen ein bitteres Unrecht gegen die Kirche und eine Bedrohung des Glaubens der Leser sahen. War man doch bisher im historischen Roman gewohnt gewesen, das Licht auf der eigenen, den Schatten auf der anderen Seite zu sehen. Und nun diese Schilderung des Protestanten der Gegenreformation! Dies weite Verständnis für ihre Anliegen!

Mit jeder Nummer des Sachsland wurden die Debatten um „Kesse und Maria" erregter.

Und wir Jungen waren gewungen, unsere eigene Stellungnahme zu verteidigen (auch wohl gegenüber Altersgenossinnen). Wir mußten uns tiefer mit der dargestellten Zeit beschäftigen, dem Wesen des historischen oder kulturhistorischen Romans nachgehen, das Sein der Kirche von ihrem zeitlichen Gewand unterscheiden lernen.

Die folgenden Werke der Dichterin, Die arme Margaret, Stephana Schwertner, (Brüderlein und Schwesterlein hatte nicht den gleichen Nachhall) wurden mit derselben Begeisterung begrüßt von den Anhängern der Dichterin. Sie hatten nicht mehr die gleichen Widerstände zu bekämpfen. Es hatte sich etwas gewandelt im literarischen Geschmack. Es war ein Weg bereitet, auf dem andere weiterschreiten konnten. Vielleicht wäre der rasche Siegeslauf der Undset in unseren Tagen nicht möglich gewesen ohne jene Wegbereitung.

Uns wenn auch die Begeisterung der Jugend den späteren Werken der Dichterin nicht mehr in gleichem Maße zuteil wurde — unvergessen sei ihr, was sie in jenen frühen Jahren einer ganzen Generation gewesen ist.

Dr. Gertrud Horst.

Glückliche Kindheit (WV-Archiv)

Gut eingeteilt ist halb geschafft

Vorbereitungen zu rechter Zeit — Wie wär's mit einem Stundenplan?

Die Hausfrau kann sehr viel Zeit und Mühe sparen, wenn sie ihre Tätigkeit richtig einteilt. Für die junge, unerfahrene besonders ist es gar nicht so unpraktisch, sich eine Art Stundenplan zurechtzulegen, dem bestimmte Arbeiten des Haushalts wiederholen sich täglich. Dazu gehören das Bettenmachen, das Kochen und das Geschirrabwaschen. Das Reinigen der Zimmer, das Waschen von Wäsche, das Silberputzen und ähnliche Arbeiten verteilen sich dagegen auf die verschiedenen Wochentage.

Hat man morgens früh ein Frühstück zu bereiten, so soll man am Abend vorher die Vorbereitungen treffen, d. h. also den Tisch decken, das Tablett mit allem Geschirr bereit und den Teekessel schon neben den Herd stellen. Dann sind am Morgen nur noch ein paar Handgriffe zu tun, und das Frühstück ist fertig. Man wird auf diese Weise keinen nachlässig gedeckten Frühstückstisch fertig haben.

Was das Kochen betrifft, so kann man sich diese Arbeit erleichtern, wenn man einen Kochplan für die ganze Woche im voraus macht. Man weiß dann genau, was zu den einzelnen Tagen einzukaufen hat, zu bereiten ist. Man spart viel Zeit, wenn man unnötige Besorgungsgänge vermeidet. Viele Frauen erledigen die Vorbereitungen zum Kochen unmittelbar nach dem Frühstück, also wenn Mann und Kinder das Haus verlassen haben. Das ist auch sicherlich die beste Zeit. Man bereitet alles so weit vor, daß man dann mittags nur noch die kurze Zeit zum wirklichen ochen oder Braten braucht. Gerichte, die längere Kochzeit brauchen, kocht man schon morgens an und stellt sie dann in die Kochkiste, so daß man sie mittags fertig herausholen kann. Sie empfehlen sich besonders für solche Tage, an denen man durch anderweitige Arbeit sehr in Anspruch genommen wird.

Das Geschirr sollte man immer gleich nach Benutzung abwaschen; es ist nicht ratsam, Geschirr von den verschiedenen Mahlzeiten aufzustapeln, um es alles auf einmal abzuwaschen. Auf diese Weise entfernt man den Staub nicht gründlich und führt zugleich dem Fußboden das nötige Fett zu. Der Lappen muß hinterher ausgewaschen werden.

Große Wäsche wird man nur alle vier Wochen einmal veranstalten; die kleine Wäsche sollte man immer jede Woche einmal vorweg waschen lassen, denn sie nimmt am Großwaschtag allzuviel Zeit in Anspruch, auch können die empfindlicheren Stücke nicht so sorgfältig behandelt werden, wie es bei der kleineren Sonderwäsche möglich ist.

Ausbessern und Stopfen sollte man immer sofort vornehmen, wenn irgend ein Gegenstand einen kleinen Schaden bekommen hat. Dann ist die Arbeit gering und von kurzer Dauer. Je freudiger man an eine Arbeit herangeht, um so rascher wird sie getan sein.

Fritz Riemann.

Ausbessern und Stopfen

Das Klopfen der Teppiche muß, wenigstens in der Stadt, meist an bestimmten Wochentagen geschehen. Man wird dazu immer eine Hilfe

Technik der Zeitung

Im Societätsverlag Frankfurt a. M. ist ein Buch erschienen, welches in allgemeinverständlicher Form an alle Erscheinungen der uns umgebenden Technik herangeht. Es heißt „Technik um uns“ und wurde von Erich Laßwitz geschrieben. Wir möchten heute eine kleine Probe aus dem schönen, ungemein reichhaltig bebilderten Werk geben mit einem Ausschnitt aus der Gruppe „Zeitung und Buch“. Hier wird die Entstehung des technischen Zeitungserzeugnisses behandelt, der Werdegang vom Satz zum Druck mit seinen wissenswerten verschiedenartigen Arbeitsgängen.

Umbruch

Im Setzersaal ist die Luft wieder einmal mit Sprengstoff geladen. Jeden Augenblick kann die Explosion eintreten. Der Umbruchschriftleiter trommelt nervös auf die breite Tischplatte, auf der seine „Fahnen“ ausgestreut liegen, der Metteur auf der anderen Seite des Tisches zuckt verzweifelt die Achseln, und der Faktor sieht zum drittenmal ängstlich nach der Normaluhr. Es fehlen nur 5 Minuten zur „Schlußzeit“, und es sind noch drei Seiten zu „schließen“.

Da wird im letzten Augenblick der Satz aus der Setzerei herbeigeschafft. „Ueberschrift: „Was sagt Frankreich dazu?“ zweispaltig, Text!“ ruft der Schriftleiter. Der Metteur hat den Satz schon eingehoben. „Ueberlaufend?“ fragt er. Der Schriftleiter nickt nur und überliest bereits, was er auf den Rest der zweiten Seite nimmt. Eilig durchblättert er seine Fahnen, während der Hilfsmetteur die „Form“ fertigmacht, schließt und zum Kalander bringt. Und während der „Umbruch“ der nächsten Seite in größter Hast vollendet wird, matert der Stereotypeur bereits die eben umbrochene Seite und schickt die Matze in die Gießerei hinein. Schon Minuten später laufen die Druckmaschinen und werfen die Zeitungen auf das Transportband, die Packerei zählt und verschnürt und ordnet die Postsäcke, die Säcke rutschen zum Auto, das Auto rast zum Bahnhof, und im letzten Augenblick werden die Zeitungen noch in den Schnellzug verladen. Schon gibt der Bahnsteigbeamte das Abfahrtszeichen, die Lokomotive zieht an, und — die Zeitungen sind wieder mal gerade noch mitgekommen!

Warum diese Hast, diese nervöse Spannung, diese Ueberstürzung? Und was ist das für eine Sprache, in der diese Schriftleiter, Faktoren und Metteure reden?

Die Hast kommt nur daher, daß der Leser seine Zeitung pünktlich am andern Morgen auf dem Frühstückstisch haben will, daß aber auch das letzte Ereignis und möglichst noch eine sachliche Erläuterung dazu nicht fehlen sollen. Denn sonst ist er ungehalten, wütend und droht, die Zeitung abzubestellen, weil sie „immer“ so unpünktlich ist oder gar nichts enthält. Daß sich die Ereignisse leider noch nicht nach den Erscheinungszeiten der Zeitungen und den Abfahrtszeiten der Eisenbahnzüge richten, daran denkt der Leser in seinen Augenblicken des Unmutes nicht. Für ihn muß die Technik auch das Unmögliche fertigbekommen. Und die Sprache? Es ist die mit zahlreichen Sonderausdrücken vollgepfropfte Sprache der Buchdruckerkunst, in der nicht nach Millimeter, sondern nach „Punkten“ und „Konkordanzen“ gerechnet wird, in der es „feine“ und „stumpfseine“ und „halbfette“ und fette“ Linien und Schriften gibt, in der der Satz auf „Schiffen“ steht, die „Form“ der zu einer Seite zusammengestellte Satz ist und dieses Zusammenstellen „Umbruch“ genannt wird. Eine Sprache, in der die einzelnen Schriftgrade je nach ihrer Schriftgröße Namen haben wie: Brillant, Diamant, Perl, Nonpareille, Kolonel, Petit, Borgis, Korpus, Cicero, Mittel, Tertia, Text usw. in der die lateinische Schrift „Antiqua“ und die deutsche „Fraktur“ heißt, in der eine „Fahne“ ein Abzug des Satzes ist, mit einer Abziehpresse gemacht werden kann oder mit einer Bürste abgeklopft wird und darum auch „Bürstenabzug“ genannt wird.

Einst war die Buchdruckerkunst ein sehr geruhsames Gewerbe, eine Kunst, heute ist sie, insbesondere die Zeitungsherstellung, eine atemraubende, täglich mit der Minute kämpfende Industrie, in der die gesteigerte Arbeit der Schriftleitungen zum sichtbaren Ausdruck verwandelt wird, der gleichzeitig in tausenden und tausenden Stücken vervielfältigt und den Lesern zugestellt werden muß. Erst wenn jene geistige Vorarbeit und Verarbeitung der Schriftleitungen und Anzeigenverwaltungen beendet ist, wenn die Aufsätze und Nachrichten textlich verfaßt und redigiert, die Anzeigen in Form und Ausstattung festgelegt sind, kann die Technik mit ihrer vielseitigen Arbeit beginnen, die aus den Manuskripten eine Zeitung macht.

Setzerei

Alles das, was später in der Zeitung stehen soll, kommt in Form eines „Manuskriptes“ in die technische Abteilung, und zwar in die Setzerei. Dabei ist es einerlei, ob dieses Manuskript eine Anzeige oder ein Aufsatz, eine Nachricht, eine Zahlentabelle ist. Nur die Bilder, wenn solche überhaupt Aufnahme finden, gehen einen anderen Weg. Die Setzerei hat zwei Möglichkeiten in der Satzherstellung. Entsprechend verteilt sie die Manuskripte, deren Satz sie auf der Maschine oder mit der Hand herstellen kann.

Für den Handsatz kommt alles in Frage, was sich nicht für den Maschinensatz eignet, also Anzeigen, in denen Schriften von verschiedenem Charakter und verschiedenen Größen in besonderer Anordnung durcheinandergemischt sind, ferner Tabellen mit senkrechten Linien, Texte in besonderer Aufmachung oder nicht normaler Lage. Denn die Handsetzerei hat ein großes Lager von allen möglichen Schriften — und es gibt deren eine fast zu große Zahl —, während die Maschinensetzerei auf eine kleine Menge beschränkt ist, auf die Schriften, die ganz regelmäßig für den Text und bestimmte Anzeigenarten verwendet werden. Die Schriften des Handsetzers sind in großen Schriftkästen eingeordnet. Da liegen die großen und die kleinen Buchstaben eines Alphabetes, also einer Schriftart und -größe in den Kastenfächern vor dem Setzer, so daß er bei jedem Griff einen Buchstaben, eine Letter, aus einem bestimmten Fach greifen kann. Die am häufigsten vorkommenden kleinen Buchstaben sind praktischerweise unten und in der Mitte des Kastens, also in der Nähe der arbeitenden Hand untergebracht, damit der Weg zu ihnen recht kurz ist. Jede Letter ist ein schmales viereckiges Stäbchen aus einem Metallgemisch dessen Hauptbestandteil Blei ist. Die Letter trägt eben erhaben den Buchstaben im Spiegelbild und hat an der einen Längsseite eine runde Einbuchtung, die „Signatur“, damit der Setzer rein gefühlsmäßig weiß, was vorn ist, wenn er die Letter aufnimmt und einordnet. Denn das Herausnehmen aus dem Setzkasten geschieht durch den geübten Setzer mechanisch. Die einzelnen Buchstaben werden in einem besonderen Gerät, dem „Winkelhaken“, aneinandergereiht, bis eine Zeile, deren Länge der Setzer sich auf dem Winkelhaken genau einstellen kann, ausgefüllt ist. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Wörtern sind für den Setzer ebenfalls Lettern. Diese „Spatien“ tragen aber kein Schriftbild, sind dadurch etwas niedriger und können darum nicht drucken. Da aber die Zeile nicht immer mit den Zwischen zu setzenden Wörtern oder Wortteilen ausgeht, so muß der Setzer zwischen die Wörter noch schmale Teilchen, den „Ausschluß“, klemmen, damit die Lettern fest aneinanderliegen.

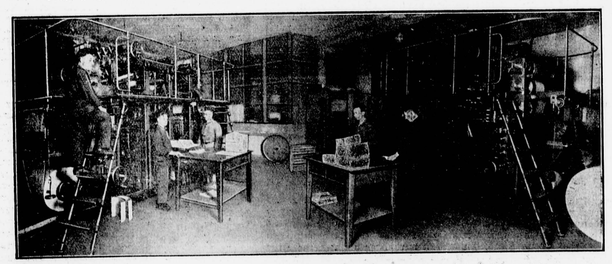
So wird Zeile auf Zeile gesetzt. Die fertigen Zeilen werden dann auf ein „Schiff“ gestellt, ein Blechbrett, das auf drei Seiten einen Rand hat, damit die Zeilen Halt haben. Natürlich würden die Setzkästen in kurzer Zeit leer sein, wenn der Satz nach dem Druck nicht wieder in sie hineinwanderte. Die Lettern müssen deshalb „abgelegt“ werden. Und das ist, abgesehen davon, daß das Handsetzen doch für unsere heutigen Zeitbegriffe recht langsam vor sich geht, das Unangenehmste, denn es erfordert noch einmal viel Zeit. Man rechnet etwa 25 Prozent der Satzzeit aufs Ablegen. Daß sich außerdem beim Ablegen leicht Fehler einschleichen können, ist klar, und die in unrichtige Abteilungen gewanderten Lettern erscheinen später meist wieder als Satzfehler, weil ja der Setzer mechanisch die Lettern aus dem Kasten nimmt und nicht immer nachprüfen kann, ob auch kein falscher Buchstabe im Kasten lag.

Der Handsatz besteht also aus lauter einzelnen Lettern. Im Gegensatz dazu kennt der Satz der Maschinen, wenigstens der im Zeitungssatz hauptsächlich verwendeten Setzmaschinen, nur ganze, aus einem Stück bestehende Zeilen, die die Maschine gießt. Diese Zeilengießmaschinen sind vielleicht die geistreichsten Maschinen, die die Zeitungstechnik kennt. Ihr Erfinder ist ein Deutscher, Mergenthaler, der vor 50 Jahren sie erstmals mit Erfolg gebaut hat. Aber nicht bei uns, sondern in Amerika. Von dort kam die Maschine zu uns, wurde jahrelang nur aus Amerika geliefert, bis ihr Bau schließlich auch in Deutschland möglich wurde. Die Setzmaschine ist eigentlich grundsätzlich nur eine Gießmaschine. Die soweit lüssig Gießform wird für jede Zeile aus Elementen zusammengesetzt, die den Buchstaben des zu setzenden Textes entsprechen. Sie wird durch fest aneinander gepreßte Messingplättchen gebildet, die auf ihrer Schmalseite vertieft das Abbild des zu gießenden Buchstabens tragen.

Diese Plättchen, die „Matrizen“, ruhen in größerer Anzahl in den Kanälen eines Magazins, aus denen sie hervorgelockt werden, sobald der Setzer die Taste einer sehr maschinenähnlichen Tastatur anschlägt. Dann gleitet jedesmal die der Taste entsprechende Matrize über ein Transportband in den Sammler, reiht sich dort an ihre Vorgängerin, bis die Zeile gefüllt ist. Die Wortzwischenräume werden durch „Spatienkeile“ gebildet, zu denen, wenn die vorhandenen Keile die Zeile nicht voll ausschließen, von der Hand noch Spatien zugesteckt werden. Die Spatienkeile schieben die Matrizen auseinander und drücken sie fest gegeneinander, wenn im weiteren Verlauf die Maschine die Zeilen „ausschließt“. Denn wenn die Zeile vollgesetzt ist, kümmert sich der Setzer nicht mehr um sie. Er leitet nur durch einen einzigen Handgriff — das „Abschicken“ der Matrizenzeile — die weiteren Vorgänge ein, die nun die Maschine ausführt, während der Setzer bereits die nächste Zeile setzt. Die Maschine macht nun folgendes: Sie schließt die Matrizenzeile durch das Hochdrücken der Spatienkeile aus, drückt gegen die nunmehr eine geschlossene Schriftform bildenden Matrizen eine Stahlscheibe mit der Gußform, in der ein schmaler Schlitz liegt, der der Länge und der Stärke der zu bildenden Schriftzeile entspricht. Gleich darauf preßt eine Pumpe flüssiges Schriftmetall, eine Legierung aus Blei, Antimon und Zinn, das durch Gasheizung oder elektrische Erwärmung flüssig und auf gleichmäßiger Temperatur gehalten wird, aus einem Schmelzkessel in jenen Schlitz. Schnell erstarrt das Metall darin. Nun hat es bereits die Form der Schriftzeile und trägt an deren Kopf erhaben das Spiegelbild der Schrift. Die Scheibe dreht die Zeile darauf an einem Messer vorbei, das sie genau auf die erforderliche Höhe beschneidet, und schon wird die Zeile nach vorn ausgestoßen, um in einem Zeilenschiff Ruhe zu finden. Hier reiht sich Satzzeile an Satzzeile, bis der Setzer sie fortnimmt.

Die Matrizen, die, nachdem der Guß beendet ist, wieder freigeworden sind, wandern selbsttätig in ihre Magazine zurück. Und das ist wohl das Eigenartigste an dieser Maschine. Kaum haben die Matrizen nämlich ihre Pflicht als Teile der Gießform erfüllt, so packt sie eine von oben zugreifende mechanische Hand und führt sie in den „Ableger“, der sie unbarmherzig in ihre Behausung weist. Das ist für ihn gar nicht so schwierig, da jede Matrize ihren Wegweiser in Form einer Zahnung mit sich führt. Diese Zahnung ist für jede Matrize verschieden. Sie dient als Führung an einer über dem Magazin liegenden Zahnstange, an der sich die Matrizen anklammern und auf der sie fortgeschoben werden. Die Zahnstange ist aber ein trügerisches Ding. Sie läßt die Matrize immerzerstreift herumtollen, wenn sie an die Stelle kommt, an der ihr Platz im Magazin ist. Denn hier entspricht die Zahnung nicht mehr der Zahnung der Matrize, und der schöne Halt, den diese bisher an ihr hatte, ist vorbei.

Handsatz liefert also Zeilen aus einzelnen Lettern, Maschinensatz geschlossene Zeilen. Da mit ist eines klar gesagt: will man Handsatz korrigieren, so braucht man nur einzelne Buchstaben auszuwechseln. Beim Maschinensatz muß immer die ganze Zeile neu gesetzt werden. Trotzdem leistet die Maschine etwa das Dreifache an Satz gegenüber dem Handsatz. Das stempelt sie zu der Einrichtung, die sich für die Massenfertigung der Zeitungen und die Geschwindigkeit ihrer Herstellung eignet.



Blick in das Innere einer Handsetzerei

Rotations-Maschinensaal

(WV-Archiv)

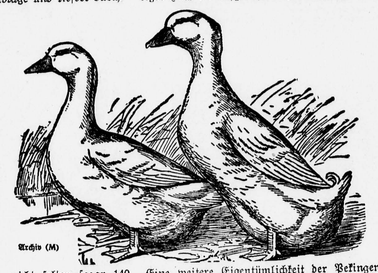
Korrektur und Druckfehler

Der Satz, der auf den Schiffen steht, wandert zum Umbruch. Hier werden von ihm zunächst die „Fahnen“ gemacht, jene Abzüge, von denen wir schon sprachen. Einen von ihnen erhält der Schriftleiter, damit er weiß, welches Material gesetzt vorliegt. Einen zweiten Abzug bekommt die „Korrektur“. Sie liest den Text und vergleicht ihn mit dem Manuskript, kennzeichnet und bessert alle Fehler. Dann geht die Fahne zurück zur Setzerei, die die Korrektur im Satz ausführt. Nun ist der Satz fertig zum Umbruch. Wenn aber ein Manuskript — und wie oft geschieht das — erst im letzten Augenblick zur Setzerei kommt, weil das Ereignis so ungeheuer war und eben erst gelaufen ist, und wenn der Satz erst hergestellt werden kann, während der Umbruch bereits im Gange ist, und wenn er aus Mangel an Zeit nicht mehr in der Korrektur gelesen oder die angezeichneten Korrekturen nicht mehr in der Setzerei gesetzt oder die korrigierten neuen Zeilen noch vor dem Fertigstellen des Umbruchs in den Satz an Stelle der fehlerhaften eingeordnet werden können — ja was geschieht dann? Dann geht halt der Satz mit den Fehlern „unkorrigiert“ hinaus, und der Leser schimpft über die schreckl.chen Druckfehler und die Unfähigkeit der Technik. Sicherlich denkt er nicht daran, wann sich das Ereignis eigentlich abgespielt hat, daß die Nachricht erst zur Schriftleitung gelangen mußte, daß sie gelesen, zurechtgemacht, stilisiert, vielleicht sogar nachgeprüft, dann zur Setzerei gebracht werden mußte, und daß es eigentlich da schon zu spät war, um sie noch in das Blatt zu bringen. Aber sie ist doch noch mitgegangen, dank der Leser, die sie lesen kann. Und zum Dank für diese atemlose, nervenzerreißende Hetze der Arbeit hört Schriftleiter, Setzer, Drucker und Verleger nur Tadel über die Druckfehler, die gar keine Druck-, sondern Satzfehler, vielleicht auch Schreibfehler im Manuskript waren.

Heim und Hof

Eine nutzbringende Entenrasse: die Pekingente

Von allen Entenrassen hat keine so große Verbreitung und Beliebtheit gefunden, wie die Pekingente. Sie wurde vor etwa 60 Jahren aus Peking eingeführt und seit dieser Zeit nicht nur auf höhere Leistung gezüchtet, sondern auch zur Kreuzung mit den kleineren Landenten verwendet. Der Wert der Pekingente besteht darin, daß sie mit hoher Fleischleistung große Fruchtbarkeit verbindet, die es möglich macht, während des größten Teiles des Jahres junge Mastenten zu erzeugen. Deshalb wird sie von vielen Geflügelfarmen, welche Entenzucht zum Fleischkonsum betreiben, bevorzugt. Die Vermehrungsfähigkeit der Pekingente ist als eine sehr gute zu bezeichnen, denn sie beginnt bereits früh mit der Eiablage und liefert durchschnittlich 90 bis 120, nicht selten sogar 140 Eier im Jahre.



Pekingenten links ältere, rechts neuere Zuchtrichtung

Archiv (M)

Die Aufzucht ist eine leichte, jedoch ist es ratsam, die jungen Enten, solange sie noch das Flaumgefieder besitzen, nicht auf kaltes Wasser zu lassen, da sie leicht dem Krampf unterliegen. Im Futter sind die Pekingenten nicht wählerisch. Sie gedeihen zwar im allgemeinen besser, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben ist, aufs Wasser zu gehen, doch nehmen sie auch mit beschränktem Raume vorlieb und begnügen sich schon mit einem kleinen Behältnis mit Wasser. Da die Pekingente ferner eine sehr reiches Federkleid hat, liefert sie auch viele Federn. Diese sind weiß mit einer verschieden starken Abtönung ins Gelbliche. Sie sind deshalb wertvoller als braune. Der gelbe Ton rührt daher, daß die Federn der Pekingenten ziemlich fettreich sind, und vornehmlich bei jungen Enten kann man beobachten, daß selbst die Mastenten ihre sich entwickelnden Federn ziemlich viele dieser Fettdrüsen ausschwitzen. Bei Tieren, welchen gelb gefärbtes Futter, z. B. Mais, gegeben wurde, tritt die gelbe Farbe am stärksten auf. Bei Beurteilung der Pekingenten hat man immer zu berücksichtigen, ob man ein Tier vor sich hat mit eben erst erneutem oder schon abgenütztem Federkleid, denn bei letzterem ist der gelbe Schein stets geringer, ebenso wie bei Enten, welche ihre Außenhaut auf stark kalkhaltigem Wasser nehmen.

Der Körper der Pekingente bildet ein längliches Viereck, das im Hinterteil noch etwas breiter ist als im Vorderteil. Sowohl von oben als auch von der Seite gesehen, muß sich das Ecke bei der Pekingente kennzeichnen, und wenn die Schultern sehr breit sind, so erscheint auch die Brust recht weit, welche besonders in den Seitenpartien recht voll ausgeprägt sein soll. In der Mitte bildet sich öfter eine Rinne, die ein gutes Kennzeichen für eine breite Brust bildet, während schmalbrüstige Enten diese Rinne nicht zeigen. Besonderer Wert wird auf die Körperhaltung der Pekingente gelegt, die auffallend pinguinartig verlangt wird, wobei sie den Hals, der kräftig, aber doch nicht zu lang sein soll, hübsch aufrecht zu tragen hat. Es läßt sich dabei beobachten, daß ein Hals, dem die Stärke fehlt, immer länger ist oder wenigstens länger erscheint und stets mehr oder weniger zu Einbiegungen neigt, hingegen kräftiger Hals die aufgerichtete Haltung begünstigt.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Pekingente ist die sogenannte Federkrause auf dem Halshinterteil, die dadurch entsteht, daß am Halsrücken die Federn etwas verlängert sind und ferner auch auf den beiden Seiten gegenseitig zu einem Federkragen bilden. Der Kopf ist kräftig gebaut, etwas länglich, doch immer mehr der runden Form sich nähernd. Die Stirn soll hoch sein, und die Backen sollen kräftig hervortreten. Der kurze und kräftige Schnabel hat eine orangerote Farbe, während der an der Schnabelspitze befindliche Nagel weiß ist. Die schwarzen Flecken am Schnabel sind fehlerhaft, und je länger der Schnabel ist, desto mehr leidet die Ente an Raffigkeit. Die kurzen Füße sind ziemlich in ihrer Form gut an den Körper anlegend und müssen sich im Vorderteil in Flaum einbetten. Die Füße sind gleichfalls kurz und stämmig. Die Farbe von Schnabel, vollständig verdeckten Schenkel sind ebenfalls kurz. Die Farbe der Füße und auch der Haut der Schwimmhäute, welche die langgestreckten Zehen verbinden, ist orangerot, die Fußnägel dagegen sind weiß. Die zuerst importierten Pekingenten waren im Körper kürzer als unsere heutigen Pekings, sie trugen die Füße und die aufrechte Haltung am besten zur Schau.

Heute ist der Körper bedeutend verbessert worden, er ist länger und voller, ohne daß ihm die charakteristischen Rasseeigen genommen waren. Wir unterscheiden einen englischen und einen amerikanischen Typ der Pekingente. Zwischen diesen beiden steht die deutsch-amerikanische Zuchtrichtung, die sich bald dem einen, bald dem anderen etwas mehr nähert.

Max Stummvoll.

Richtlinien für die Mast der Schweine

Bei der Mast der Schweine hat der Bauer zu unterscheiden zwischen der Frühmast oder Schnellmast und der Spätmast oder Wirtschaftsmast.

Für die Frühmast oder Schnellmast kommen nur junge, noch wachsende Tiere in Frage. Sie werden bereits im Alter von 2½ bis 3 Monaten (mit 22 bis 25 kg Gewicht) also in frühester Jugend auf Mast gestellt und erhalten bestes hochverdauliches Futter, damit sie schnell (in etwa 5 Mastmonaten) die gewünschte Schlachtreife, 100 bis 110 kg Lebendgewicht, erreichen. Das über den Erhaltungsbedarf hinaus gereichte Futter wird von den jungen Tieren in erster Linie zur Fleischbildung verwendet, und dieses Fleisch ist leicht mit Fett durchwachsen und eignet sich besonders für den Feischfleischesser. Die Frühmast oder Schnellmast junger wachsender Tiere wird daher auch Fleischmast genannt.

Diese Art der Mast kann mit Getreide oder Kartoffeln durchgeführt werden. Bei der Getreidemast, die aber heute weniger zur Anwendung kommt, erhalten die jungen Tiere im ersten und zweiten Mastmonat eine Ernährung bis zur vollen Sättigung, die aus 84 Prozent Getreideschrot und 16 Prozent Eiweißfutter (Fischmehl, Fleischmehl) besteht. Im dritten Mastmonat, wenn die Tiere rund 50 kg Lebendgewicht erreicht haben, ist der Eiweißbedarf geringer. Die Futtermischung hat während dieser Zeit aus 92 Prozent Getreideschrot und 8 Prozent Eiweißfutter und in den beiden letzten Mastmonaten aus 96 Prozent Getreideschrot und 4 Prozent Eiweißfutter zu bestehen. Als Getreideschrot findet vielfach lediglich nur Gerstenschrot Verwendung. Es kann aber zum Teil durch Mais- oder Gerstenschrot ersetzt werden ohne daß dadurch der Masterfolg beeinträchtigt wird. Fischmehl sollte man als Eiweißfutter immer geben. Das Fleischmehl kann aber durch Trockenbeet, Sojaschrot, Blutmehl und auch durch Magermilch ersetzt werden. Von den genannten Futtermischungen nehmen die Tiere im Laufe der Mastmonat beträgt der tägliche Verzehr etwa 1¼ kg und im fünften Mastmonat 3½ kg. Bei den Mastleistungsprüfungen, die mit Hilfe der Getreideschnellmast durchgeführt wurden, hat sich treidebedarf, daß die Tiere zur Erzeugung von 100 kg Lebendgewichtszunahme rund 350 kg Getreideschrot u. 36 kg Eiweißfutter benötigen.

Bei der Kartoffelmast erhalten die Tiere gedämpfte Kartoffeln und aus Gründen der Schmackhaftigkeit und Bekömmlichkeit etwas Getreideschrot und daneben Eiweißfutter (Fischabfallmehl, Fleischmehl). Die bekömmliche Futtermenge, für diese Art der Mast lautet: Gedämpfte Kartoffeln bis zur vollen Sättigung, dazu täglich 1 kg Kraftfutter, bestehend aus 700 g Getreideschrot, 100 g Fischmehl und 200 g Fleischmehl. Der Kartoffelverzehr beträgt im ersten Mastmonat je Tier und Tag 1¼ kg, im fünften Monat rund 3¼ kg. Zur Erzeugung eines Lebendgewichtzuwachses von 100 kg bei geringen die Tiere unter 900 kg Kartoffeln, 125 kg Getreideschrot und 50 kg Eiweißfutter. Als Getreideschrot hat sich Gerstenschrot am besten bewährt. Er kann aber auch durch Roggen- oder Maisschrot, sowie teilweise durch Haferschrot oder Kleie ersetzt werden. Ebenso können als Ersatz für Fleischmehl: Magermilch, Trockenhefe, Blutmehl oder hoch eiweißhaltige Oelkuchen gegeben werden. Auch Futterlinsen stellen nach neueren Versuchen ein durchaus brauchbares Beifutter für Maisschweine dar. Endlich kann man auch an die Stelle der frisch gedämpften Kartoffeln und in entsprechend geringer Menge auch Kartoffelflocken geben.

Für die Spätmast oder Wirtschaftsmast kommen in erster Linie Schweine in Frage, deren Wachstum im großen und ganzen beendet ist. Da bei diesen Tieren die Fleischbildung beschränkt ist, wird das verabreichte Futter nach Deckung des Erhaltungsbedarfes zur Fettbildung verwendet. Das Fleisch der ausgewachsenen Schweine ist kerniger und fettärmer als bei wachsenden Tieren und eignet sich vorzüglich als Dauerware. Auch das Fett, das sich besonders unter der Haut als Speck bildet, zeichnet sich durch große Haltbarkeit aus, so daß diese Tiere für die Hausschlachtung besonders beliebt sind. Die Spätmast oder Wirtschaftsmast wird daher auch Speckmast oder Fettmast genannt.

Bei dieser Art der Mast haben wir drei Abschnitte zu beachten: 1. Die intensive Jugendernährung zu einem Lebendgewicht von 80 bis 85 kg. 2. die Mastvorbereitung bis zu einem Gewicht von 80 bis 100 kg und 3. die eigentliche Mast bis zu einem Gewicht von 150 kg und darüber.

Im ersten Abschnitt werden die von der Sau abgesetzten Ferkel reichlich gefüttert. Sie erhalten zweckmäßigerweise zunächst das Futter in steigender Menge weiter, das sie als Saugferkel als sogenanntes Beifutter bekommen haben. Nach vierzehn Tagen gibt man neben diesem Futter voluminöfere Futtermittel, wie Kleie und als Füllfutter im Winter zerkleinerte Rüben und im Sommer Grünfutter.

Im zweiten Abschnitt während der Mastvorbereitung sind die Tiere vorzugsweise mit wirtschaftlich eigenen Futterstoffen zu ernähren. Die Fütterung darf keine großen Kosten verursachen. Man schickt sie daher im Sommer vor- und nachmittags je drei Stunden auf die Weide oder verabreicht ihnen Grünfutter im Stall, und im Winter erhalten sie Rüben oder Kartoffeln (teilw. gedämpft oder eingesäuert) und dazu während der ganzen Zeit je nach der Beschaffenheit der wirtschaftseigenen Futterstoffe 1 bis 1¾ kg Kraftfutter. Die Mastvorstoffe 1 bis 1¾ kg Kraftfutter. Die Mastvorbereitung bezweckt, den Magen und Darm der Tiere zu weiten und die Verdauungsorgane für die Aufnahme großer Futtermengen vorzubereiten.

Im dritten Abschnitt während der eigentlichen Mast muß das Füllfutter wieder fortfallen, und es ist den Tieren ein hocherdenliches, reichbemessenes Futter zu verabreichen, damit schnell die gewünschte Schlachtreife erreicht wird. Ein altes Sprichwort sagt: „Die schnelle Mast ist billige Mast“, und das trifft insofern zu, als bei langdauernder Mast mehr Erhaltungsfutter verbraucht wird als bei schneller Mast und dieses Futter, wie schon der Name sagt, nur für die Erhaltung des Tieres und nicht für die Produktion, für die Lebendgewichtszunahme Verwendung findet. Soll die Mast mit Getreide durchgeführt werden, was jedoch jetzt seltener zu geschehen pflegt, so verabreicht man Getreideschrot, wie bei der Schnellmast, bis zur vollen Sättigung und dazu je Kopf und Tag 100 g Fischmehl oder 2 Liter Magermilch. Wirtschaftlicher als die Getreidemast ist im allgemeinen die Kartoffelmast, und sie wird in derselben Weise durchgeführt wie die oben bereits besprochene Schnellmast, d. h. die Tiere erhalten Kartoffeln bis zur vollen Sättigung, dazu täglich 1 kg Kraftfutter, bestehend aus 700 g Getreideschrot und 300 g Eiweißfutter. Mit 150 kg, vielleicht auch 175 kg Lebendgewicht hört die Mast mit Vorbereitung auf, rentabel zu sein. Es läßt sich bei der weiteren Durchführung der Mast höchstens noch eine Verbesserung der Qualität erzielen. Diese macht sich aber meist nur bei der Mast von Hausschlachtschweinen bezahlt.

Der Vollständigkeit halber sei zum Schluß noch darauf hingewiesen, daß Speck- und Fettschweine auch mit Hilfe der Schnellmast erzeugt werden können. Man müßte in diesem Falle die Schweine mit dem bei der Schnellmast genannten Futter nicht nur bis zu einem Lebendgewicht von 100 bis 110 kg, sondern setzt die Mast mit demselben Futter fort, bis die Tiere die gewünschte Schlachtreife erlangt haben. Während sie 150 kg und darüber schwer sind, ist in der ersten Zeit der Mast vorzugsweise das Fleisch erzeugen, tritt im letzten Mastabschnitt die Fetterzeugung in den Vordergrund, so daß am Ende der Mast mehr Fett als Fleisch vorhanden ist.

Welche Methode der Mast den Vorzug verdient, läßt sich nicht allgemein beantworten. Das muß in jedem einzelnen Falle der Mäster selbst entscheiden. Da wir aber große Mengen tierischer Fette aus dem Auslande einführen, liegt es sowohl im volkswirtschaftlichen als auch im ureigensten Interesse der deutschen Landwirtschaft, der Fettmast der Schweine eine größere Aufmerksamkeit zu schenken als das bisher geschehen ist.

Blumenpflege im Januar

Im vergangenen Herbst, als es draußen ungemütlich wurde, erging es uns Blumenfreunden wie den kleinen Kindern unserer frostempfindlichen Pflanzen vom Blumenbrett vor dem Fenster, vom Balkon und aus dem Garten ebenso wie fast in jedem Jahr. Wir erschraken über den Eisblumenreichtum, den wir in unserer grossen Blumenliebe unseren Lieblingen im Zimmer, so wie sie es möchten, unterbringen zu können, gar nicht in unserer Wärmung. Und darum mußte eine größere Anzahl unserer Pflanzen während des Winters in den Keller wandern. Wir müssen sie dort von Zeit zu Zeit aufsuchen und uns nach ihrem Ergehen erkundigen.

Da unten stehen sie nun, diese „Kärtners“ Pflanzen, wie der Gärtner sie nennt, in bunter Gesellschaft, meistens dicht aneinander gerückt; der Oleander mit seinen langen schlanken Zweigen über alle anderen hinwegschauend; der gedrungen gewachsene Vorbeer; die Zukuba (Goldorange), im Volksmunde Schlächterpalme genannt, mit ihrem scheckigen Laub; die Aspidistra, Schusterpalme, mit ihrem Busch dunkelgrüner Blätter; Fuchsien, die ihr Blütenkleid abstreifen; Yucca (Palmlilie), mit ihrem kreisrunden Blätterschopf; die Schmucklilie (Agapanthus), die uns im Sommer durch ihre schönen blauen Sternblumen auf schlanken Stiel erfreute. Und dann vielleicht noch einige Kitterkerne, d. h. Amaryllisstöpfe, in denen jetzt nur deren dicke Zwiebeln noch zu sehen sind, und viele andere. Auch Kakteenblumen, die Pelargonien und Fuchsien, in Kästen oder Töpfen gehören mit zu diesen Kellerbewohnern im Winter.

(Deike-M)

Alle diese Pflanzen befinden sich während des Winters in einem genußten Ruhezustand. Das heißt, ihre Körper sollen nicht an Wachstum zunehmen. Darum gießen wir sie auch nur so viel, daß ihre Wurzeln nicht eintrocknen und sie selbst am Leben bleiben. Nie darf aber ihre feine Saugtrockenheit verdorben. Aber wenn wir sie mal gießen, dann geschieht es so gründlich, daß sie alle sich tüchtig satt trinken können. In den meisten unserer Keller ist es reichlich warm für schlangenartige Triebe. Ist es da unten sehr warm, dann bilden sie sich ein, der Frühling sei schon da und lassen aus ihrem Körper dünne, taschelte Triebe wachsen, mit denen nichts anzufangen ist, und die im Frühjahr doch wieder zurückgeschnitten werden müssen. Bei unserem Besuch im Pflanzenkeller entfernen wir auch alle kaulenden Pflanzenteile mit einem glatten Schnitt und bestreuen diesen mit pulverisierter Holzkohle. — Darum, wer nicht oft genug seine Pflanzen im Keller besucht, kann sich nicht wundern, wenn er über ihren Zustand im Frühjahr traurig sein muß.

Arbeiten des Gartenfreundes im Januar

Der Januar ist der Monat, der uns die Kälte bringt, der eine Schneedecke über die Gartenbeete legt und zierliche Eisblumen an die Fensterscheibe zaubert. Unsere Zimmerpflanzen dürfen aber mit dieser Kälte nicht in Berührung kommen, wir müssen sie so weit vom Fenster abrücken, daß die Blätter nicht am Glas erfrieren. Aber auch der Heizung dürfen sie nicht zu nahe gebracht werden, da hier stets eine trockene Luft herrscht, die unsere Pfleglinge nicht vertragen. Alleles Angestorbene, besonders Schädlinge, zeigen sich dann gern und müssen wieder entfernt werden. Ein tägliches feines Ueberspritzen von studenwarmem Wasser tut der Zimmerblume jetzt gut. Eine Staubschicht ist stets mit einem Schwämmchen abzuwischen.

Draußen im Garten denken wir zuerst an die hungernden Vögel. Oder wer einen Balkon hat, der bringt zwischen dem Nadelholzgrün, mit dem die Blumenkästen jetzt geschmückt sind, einen Futterplatz an. An einem schönen Tag haben wir aber auch Arbeit im Garten. Wir müssen Obstspaliere und auch fehlerhafte Einzäunung verbessern und ähnliche Arbeiten ausführen. Wenn noch sogen. Fruchtmumien, also getrocknete monilikrankte Früchte, an den Bäumen hängen, dann müssen sie unbedingt jetzt abgenommen werden, damit sich die Krankheit nicht weiter verbreitet. Sodann wählen wir den Platz aus, wo wir ein Pfirsich- bäumchen oder anderes Steinobst im Frühjahre pflanzen wollen. Vielleicht erlaubt das Wetter es bereits, einen Graben auszuheben, damit auch das Ausheben der Baugrube. Weiterhin ist die Zeit gekommen, sich die Einteilung des Gemüselandes zu überlegen, damit ein guter Fruchtwechsel eingehalten wird und die gleiche Gemüseart nicht zu oft auf das gleiche Beet kommt. Viel Nahrung fordernde Arten werden auf das frisch gedüngte Land gebracht. Auch den nötigen Samen können wir jetzt errechnen und bestellen. Ist alter Samen vorhanden, so ist er unbedingt einer Keimprobe durch Ausaat in einem Blumentopf zu unterziehen.

Jeder tüchtige Gartenfreund hat noch Vorrat von Obst und Gemüse, deren ständige Beobachtung nötig ist. Noch immer zeigt sich hier und da Fäulnis, und das kranke Obst oder Gemüse muß alsbald zum Verbrauch kommen oder sich etwas Obstwein hergestellt hat, der wird nun Zeit finden, ihn vom Faß oder Ballon abzuziehen, gegebenenfalls zu filtrieren und auf Flaschen zu bringen. Konserven von Obst und Gemüse halten sich, wenn sich bis jetzt kein Schaden gezeigt hat, nun gewöhnlich ziemlich unbegrenzt. Jetzt können Marmeladen und Gelees im dumpfigen Keller Schimmelbildung zeigen. Eingesäuertes Gemüse wird zur guten Haltbarkeit möglichst kühl gestellt. Frost darf aber nicht bis zu den Vorräten vordringen.

Für den Sport und für daheim

B 06402. Gestrickter Damenpullover mit Rollkragen. Erforderlich: Etwa 200 g mittelblaue, 20 g weiße, je 15 g dunkelblaue und rote Perlwolle, Hornnadeln Nr. 5. Man arbeitet den Pullover nach dem Beyer-Schn., der mit ausführl. Beschr. f. 92 cm Obw. erh. ist.

H J 06403. Gestrickter Herrenpullover mit Sportkappe. Material: 625 g schwarz-weiß melierte mittelfeine Dreidrahtwolle, etwas mittelgraue Zephirwolle, Hornnadeln Nr. 3 und Stahlnadeln Nr. 8/0. Man arbeitet den Pullover und die Kappe nach dem Beyer-Schnitt, der mit ausführlicher Beschreibung für 104 cm Oberweite erhältlich ist.

06404. Gestricktes Rennband zum Sport. Erforderlich: 25 g dunkelblaue Sportwolle, Stahlnadeln Nr. 8/0. Man beginnt das 47 cm weite, 4 cm breite Band in hinterer Mitte und strickt über 20 M. rechtsch. in hin und her gehenden R. abwechselnd 1 M. r. u. 1 M. l., zunächst 17 R. (4,5 cm). + Für die sich auf 7,5 cm verbreiternden, 13 cm langen Ohrenteile strickt man in folg. und 4 mal in 5. folg. R. aus der 4. und 4. letzten M. je 3 M., die im Muster abwechselnd 1 M. r. u. 1 M. l. gestrickt werden. Nach dem letzten Zunehmen 8 R. über 40 M. und nun bis + rückgehend wdh., nur statt M. zuzunehmen die 3., 4. u. 5. und die 5., 4. u. 3. letzte M. zusammenstricken. Dann über 20 M. 40 R. (= 12 cm) und den 2. Ohrenteil gleich 1. u. anschließend 17 R. über 20 M. Nun die beiden Schmalseiten zusammennähen. Für jeden der beiden 1½ cm breiten, 22 cm langen Kopfstreifen strickt man über je 8 M. Anschlag 90 R. abwechselnd 1 M. r. u. 1 M. l. Die Enden des einen Streifens näht man an hinterer und vorderer Mitte des Bandes fest und die des 2. Streifens an den geraden Seiten der Ohrenteile von der Schrägung zur vord. Mitte zu.

V 06410. Gestrickte Garnitur für Mädchen. Erforderlich: 550 g beigeweiß melierte, je 25 g himbeerrote und kornblumenblaue starke Dreidrahtwolle, Hornnadeln Nr. 3 u. 2½, und eine Häkelnadel Nr. 3. Man arbeitet die Garnitur nach dem Beyer-Schnitt, der für 11 Jahre mit ausführlicher Beschreibung zugleich mit der Beschreibung von dazu passenden Fausthandschuhen erhältlich ist. Für 10 jährige Knaben ist ein Schnitt mit Beschreibung für eine ähnliche Garnitur unter V 06411 erhältlich.

70808. Schal in Kunststrickarbeit. Erford. für den etwa 1 m breiten u. 1,80 m langen Schal: 100 g dkl. rosenholzf., 120 g mittelrosenholzf. u. 75 g hellrosenholzf. mittelfeine Zweidrahtwolle und etwa 75 g champagnerf. mittelfeine Häkel-Kunstseide für die 15 cm langen Fransen, Hornnadeln Nr. 2½, Beyer-Strickschrift Nr. 70808/V mit Beschr. erh.

70809. Gestricktes Schultertuch. Das Tuch mißt in hint. Mitte 68 cm und ist am Außenrand 3,40 m, am Halsrand 1,40 m weit. Material: Je 150 g mittelgelbe, mittelfeine Zweidrahtwolle, mittelfeine Seidenwolle, gelbe mittelfeine Häkel-Kunstseide und Aluminiumnadeln Nr. 2. Beyer-Strickschrift Nr. 70809/VI erhältlich. Zeichnung: A. Petersen

Schnell noch etwas Selbstgebackenes!

Glasierte Haselnüsse. Schalenfreie Nüsse werden von der Haut befreit, indem sie auf einem Kuchenblech im Ofen erwärmt und dann mit einem Lappen abgerieben werden. Auf 200 Gramm Nüsse werden 300 Gramm Zucker in einem Topf braun geröstet, und in diese flüssige Masse die Kerne geschüttet. Auf einem leicht eingefetteten Blech werden sie getrocknet.

Gebrannte Mandeln. 420 Gramm Zucker werden in einem achtel Liter Rosenwasser (in der Drogerie zu haben) aufgelöst. Dann werden ein halber Teelöffel Nelken und ein Teelöffel Zimt, beides in Pulverform, hinzugesetzt. Zum Braunfärben nimmt man 5 Gramm Bolus. In die dick eingekochte Masse werden 250 Gramm Mandeln gegeben, und das Ganze so lange unter ständigem Rühren auf dem Feuer geröstet, bis der Zucker anfängt trocken zu werden. In einer trockenen Schüssel werden nunmehr die fertig gebrannten Mandeln von den noch nicht gezuckerten abgeschieden, und die letzteren noch einmal der Behandlung des Röstens unterworfen. Das Trocknen der Mandeln geschieht ebenfalls auf einem Kuchenblech, diesmal allerdings ohne Fett.

Haselnußkugeln. Man verrühre 6 Eigelb, 1 Pfund Zucker, eine Stange Vanille, ein wenig Salz, 1 Pfund feingeriebene Haselnußkerne und ein halbes Pfund geriebene Mandeln tüchtig und forme aus der Masse, die sich sogar kneten läßt, Kugeln nach Art der Trüffelkugeln. Diese Kugeln werden mit je einer halben Haselnuß verziert, mit Eigelb bestrichen und goldgelb gebacken.

Zimtsterne. 500 Gramm feiner Zucker und der Schnee von 9 Eiern werden gut verrührt. 30 Gramm Zimt und die geriebene Schale und der Saft einer Zitrone werden hinzu getan und weiter gerührt. Für die Glasur der fertigen Sterne wird eine Tasse voll von der Masse abgenommen, der Rest dann mit einem Pfund feingewiegter Mandeln gut durchrührt und die Masse über Nacht stehen gelassen. Die ausgestochenen Sterne werden bei gelinder Hitze gebacken und dann glasiert.

Bei Rheuma Gicht und Erkältung nur Anker Pain-Expeller den allein echten
Mehr als 50 000 000 Flaschen verkauft!
Vorrätig in allen Apotheken!
Verlangen Sie die kostenl. Broschüre „Der Krankenfreund" (Ratgeber für Kranke u. Gesunde)
F. A. Richter & Cie. A.G. Chem. Werke Rudolstadt i. Thür.

Grippe-Tabletten eingeln und in den. Mischungen gegen Grippe, Influenza, Husten und Heiserkeit etc. Prospekt kostenlos vom alt. Hersteller. Kräuterpfarrer Joh. Künzle Freiburg/Brsg.

Vertrauen gegen Vertrauen! Sie best. bei mir eine Armbanduhr i. Herr. od. Dam. Mod. Form, 5 Jahre Garantie, aufstarkvergold. Gehäuse od. echt Silber mit Chrom. Ich sende Ihnen dieselbe für nur 15.- a. Teilzahl. in 5 Monatsr. Kein Geld im voraus send.! Nichtgef. Rücken, also kein Risiko f. Sie. Jede Uhr m. Fabr.-Gar. Bei sofort. Zahlung jede Chrom-Uhr nur M. 12.- per Nachnahme. M. Teichmann 34 LÜBECK Körnerstraße 20

Alle Materialien, Holz u. Vorlag. zur Laubsägerei Liste gratis d. Hofmann & Schmitt Limburgerhof (Pfalz) 48

Oeffentlicher Dank! Ich litt an einem schweren Rückenmarks-Nervenleiden mit Lähmung der Beine und Muskelschwund, so daß ich vollkommen arbeitsunfähig war. Nachts lag ich schlaflos da und hatte dauernd Schmerzen. Trotz Injektionen, Seifelbäderanwendungen, Heublumen- und Dampfbädern besserte sich mein Zustand nicht. Auf Empfehlung unserer Ärzte ich mich einer Dyrmoor-Kur, die zu Hause bequem durchführbar ist, heute kann ich bei vollständiger Behandlung meiner Arbeit wieder nachgehen. Meine Familie ist von einer großen Sorge befreit und ich spreche meinen Dank öffentlich aus. Wöllseiffen, Bez. Aachen, den 10. 1. 35. Georg Engelsberger, Lohnfuhrhalter. Auskunft kostenlos durch Dyrmoor-Naturheilinstitut München 442 Müllerstr. 9. Seit 25 Jahren anerkannte Erfolge bei Nervenleiden aller Art, Gehirnerguß, Schlaganfällen, Krampfanfällen, Neuralgien und Gelenkleiden. Hunderte Anerkennungen und Dankschreiben.

1/4 Pfd. Koks Sie haben recht. Niemand kauft Koks in so kleinen Mengen. Bei Herdfeger ist es nicht anders. Kaufen Sie die Riesentube Herdfeger zu 25 Pfg. Sie stehen sich besser dabei. Herdfeger

Schon für RM. 32.- ein Fahrrad mit Freilauf-Rücktrittbremse u. Garantie. Fordern Sie kostenl. Angebote. E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Bradwede-Bielefeld 565

Sichere Existenz durch Anschaff. ein. Selbstfahrer-Motor-Bandsäge zum Brennholzschneid. Billige Preise u. günst. Zahlungsbedingungen. Schlod & Roßmann, Maschinenfabrik, Kassa 38

Heiraten. Vertrauensschaft ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Einzelnende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderanrede und der Chiffre portofrei zugehen.

Arterienverkalkte. Seit Jahren gibt es ein Mittel – Aortiren-Tabletten – auf naturgemäßer Grundlage (Kräuter und Biochemische Salze) zusammengesetzt, das bei vielseitigen Beschwerden des Alters (Schlaganfall, Kopfdruck, Schwindelanfälle, hoher Blutdruck, Herz- und Atmungsbeschwerden) vorbeugt und lindert. Lesen Sie die aufklärende Schrift: „Die Adernverkalkung mit ihren Begleiterscheinungen" mit Dankschreiben Gelehrter und Geheimer und ärztlichen Gutachten, die Ihnen kostenlos und unverbindlich durch die Firma Robert Kühn, Berlin-Kaulsdorf 447 zugesandt wird.

Bettnässen behebt „Hicoton". Preis RM 2.90. Zu haben in all. Apotheken wo nicht, durch Rosen-apotheke, München

Ritter, Paderborn, Markt 8 Besichtigung erbeten

Deutsche Markennähmaschinen ab RM 124.–, Zick-Zack ab RM 198.–

Bei Kopfschmerzen Grippe, Rheuma, Muskel- u. Nervenreißen kaufen Sie in der Apotheke Perbin-Kodin welches unschädlich ist und das Herz nicht angreift! H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

Wer will heiraten! Bestecksat. umsonst. Krupp Lizenz rostfrei, millionenfach bewährt 24 teilig Mk. 26.40, Chrom-Alp. nur 12.40 100 gr. Silberauflf. 34.- Günstige Monatsraten ohne Anzahlung. Walter Peter Solingen - Ohligs 6a

In Rheinwein 20 Lit. 13 RM Nchn. Ch. Huth, Gau-Weinheim/Rheinh.

Halbreiter's glutreie unübäckliche Kleister-Kaven gegen Kropf Basedow Bei Nichterfolg Geld zurück Verlangen Sie Teilen. los wissenschaftl. Broschüre Dr. 2 Friedr. Hafreiter Gremering bei München.

Selbständ. Handwerker im Alter von 29 J., mit fl. Landwirtsch., sich Existenz, wünscht Bekanntschaft mit einem Mädel aus kath. Familie, im Alter von 22 bis 28 Jahren, zwecks baldiger Heirat. Zuschriften unter Nr. 106 an „Der 7 Tag", Paderborn

Frl., 42 J., Diabetikerkakao, häuslich erz., gesund, leistungsfähig, Witwe, 1,53 gr., led. unbemittelt, aber reich an Güte, sucht Bekanntsch. mit kath Herrn bis 45 J. Witw. mit Kind angen. Offert. u. Nr. 106 an „Der 7 Tag", Paderborn.

Tücht. Geschäftsmädel aus Mitteldeutschland, 28 J., 1,68 m, gute Berg., mit rub., hett. Gemüt, vermögend, wünscht d. kath. Herrn mit lichereinem Einkommen zw.

Heirat kennenzulernen. Für Kaufmann mit Vermög. evtl. Einheirat Juchre mit Bild u. Nr. 105 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat kennen zu lernen. Dipl. streng. Vereinigung für alle Kreise. Kath. Anzeig. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund Herne W 153

Kathol. Ehe dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise. Kath. Anzeig. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund Herne W 153

Schlank wird jed. 10 Pfd. durch Apfelessig-Kräuterkur. Gratis Hamburger Kräuterhaus

Nehmen Sie bitte bei allen Bestellungen, Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Inserat d. „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben

Jetzt am billigsten das gute Edelweißrad Katalog gratis Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg 1

Ihr Bruch wird nicht zurückgenähten. Ihr Bruchband ist Ihnen eine unerträgliche Qual, ? Schaffen Sie Ihrer Gesundheit zuliebe sofortige Abhilfe: Verlangen Sie heute noch mit Postkarte einen Maßschein. Einige Tage später haben Sie – ohne Nachnahme – eine Auswahlsendung verschiedener Spezialbandagen D. R. G. M. im Hause. In aller Ruhe, bevor Sie etwas zu zahlen brauchen, suchen Sie sich selbst das Passende aus. C. A. Steinberg Spezialbandagist Freiburg 23 (Breisgau)

Verantw. f. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, AG., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 35: 40 424. Zur Zeit ist Preisliste 6 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften, klösterlichen Instituten und Erziehungsanstalten, sowie Anzeigen privaten Charakters aus Süd- und Ostwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", Akt.-Ges., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

5. Jahrgang – Nr. 3 — Sonntag, 19. Januar 1938
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die große Stimme

Wer kennte sie nicht? Wer hätte sie nicht schon gehört, sich an ihr ergötzt, mit ihr unterhalten, lange Abende hindurch und halbe Nächte? Wer könnte sie heute — seien wir ganz ehrlich — entbehren, ohne sie zu vermissen, ohne zum Zimmernachbarn hinüberzulauschen, ob sie nicht dort vernehmbar wird! Die große Stimme, der Rundfunk! Da weiß jedes Kind heute schon, was das ist, und jeder NSE-Schütze kann den Apparat bedienen; es ist ja auch so einfach, nur eine kleine Schaltung: knips — und schon dringt die große Stimme an unser Ohr. Wir denken garnicht darüber nach, daß das ein Wunder ist, was da geschieht, in dem diese Stimme vernehmbar wird, die die Welle des Aethers über Berge und Täler, über Flüsse, Städte und alle Wege hinweg von draußen, irgendwo aus der Welt, zu uns hereinträgt. Wir lauschen nur, was sie spricht, die Stimme aller Stimmen, aller Erdteile und Meere. Sie kennt keinen Raum und keine Entfernungen, sie bewältigt alles, was hörbar ist, und nichts bleibt ungehört in ihrem weiten, mächtigen Bereich. Sie trägt uns alles zu, was in der Welt geschah, nicht vor Wochen, vor Tagen oder gestern, nein, heute, eben erst, beinahe jetzt. Sie hält Vorträge über Wissen und Bildung, von den Wundern der Sternenwelt bis zur Arbeitsleistung der Ameisen, vom Tod des weisen Sokrates bis zur Vokabel des Sprachunterrichts, sie vermittelt Musik und Dichtung; du brauchst deinen Kindern keine Märchen mehr erzählen, das Radio besorgt es zu besonderer Stunde. Es rettet den Vermißten und holt den Verbrecher ein. Der Funk versammelt das ganze Volk zu einer großen unsichtbaren Volksversammlung, richtet es aus in den großen Gleichschritt der einigen Nation. Die große Stimme spricht auch zu den Kranken und bringt ihnen die notwendige Unterhaltung, sie trägt auch in den sonntäglichen Morgenfeiern das Wort Gottes über das Volk, über die ganze Erde.

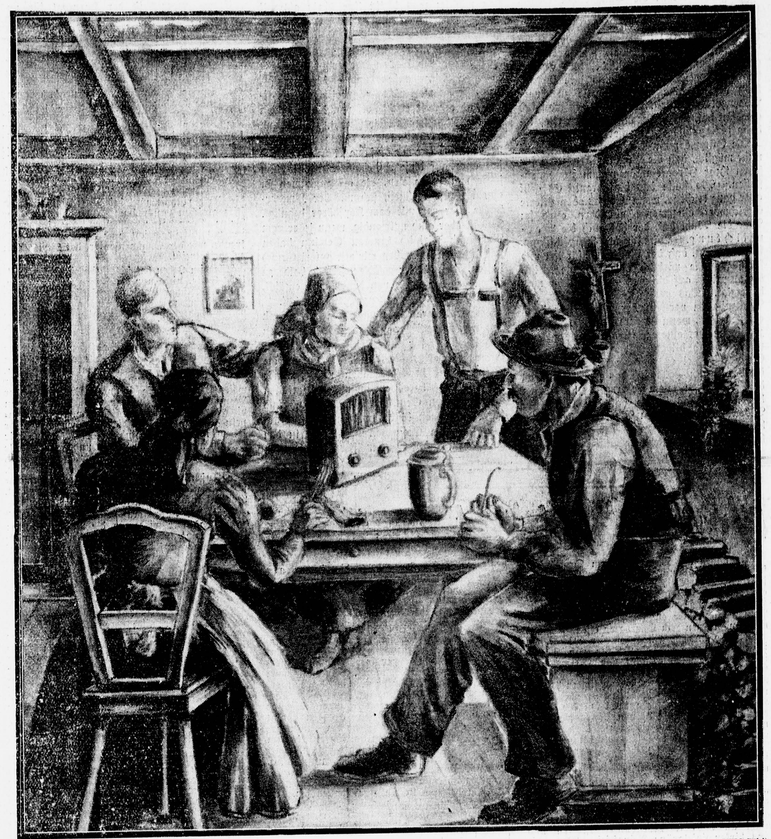
Die Welt im Zimmer

Es ist also tatsächlich so, daß die große Welt, von der die allermeisten in ihrem ganzen Leben doch nur einen ganz kleinen Teil kennen lernen, in die Stuben und Kammern der Menschen kommt, gleich wo sie wohnen, in der ärmlichen Dachkammer oder der großen Villa, in einem der tausend Zimmer der großen Stadt, oder, wie wir es auf unserm Bilde sehen, vielleicht auf einem einsamen Gehöft, draußen im weiten uferlosen Land. Da sitzt zur Feierabendstunde die ganze Familie beisammen, die alte und die junge Generation und lauscht der Stimme aus dem Aether. Niemand ist einsam mehr, niemand von der Welt abgeschnitten, alle Menschen sind durch diesen tönenden Geist miteinander verbunden, die die Sprache verstehen, in der er spricht. Alle Teutschen erkennen daran die Stimme der Heimat, nicht nur die, die innerhalb der Reichsgrenzen wohnen, sondern auch die Millionen außerhalb der deutschen Grenzen, die Verstreuten in aller Welt. Wie zu einer kleinen Familie um Eltern und Kindern spricht die große Stimme auch zu der großen Familie aller Deutsch sprechenden. Aber auch die ganze übrige Welt spricht durch diese Stimme des Aethers, und bei besonders wichtigen Anlässen geschieht es, daß sich fast alle Sender der Welt einer einzigen Uebertragung anschließen. Und auf unsichtbare Weise, durch einen geheimnisvollen Mechanismus werden die Ereignisse und Reden des Tages, das Bild der Welt in die Stuben der Menschen getragen, in die der Arbeit, des Krankenlagers und des friedlichen Feierabends.

Dienender Fortschritt

Mit dem Rundfunk ist also der Menschheit ohne Zweifel ein herrliches Wunder geschenkt. Es stellt einen Triumph der menschlichen Denkkraft und des Forschrittswillens dar; aber darüber hinaus ist gerade der Funk ein deutlicher Hinweis auf die Allmacht des Schöpfers aller Dinge, der auch für diese fortschrittliche Leistung die Voraussetzungen schuf. Es ist klar, daß auch dieser Fortschritt verpflichtet. Bei diesen großartigen Möglichkeiten der Ueberbrückung von Raum und Zeit sind gerade dem Rundfunk gewaltige Aufgaben gestellt. Wir denken natürlich da auch zuerst an die Verpflichtungen, die der Funk im Dienste und dem Volke gegenüber hat. Es ist nicht damit getan, daß Monumentalprogramme aufgestellt und abgewickelt werden. Ausdruck muß der Rundfunk sein, bewußter Ausdruck unserer Zeit, des Lebenswillens und der Lebenskraft unseres Volkes. Denn die große Stimme des Aethers spricht ja nicht nur ins Volk, sondern auch in die Welt, und dort muß sie durch Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit überzeugen. Im Aether begegnen sich die Stimmen der Völker, aller Völker der Erde, dort werket eine Nation die Stimme der andern. Und es müßte so sein, daß die Stimme eines jeden Volkes dazu beitrüge, die Verständigung, Achtung und Kameradschaftlichkeit unter den Völkern zu pflegen. Es würde dann aus dem Vielklang der mannigfaltigen Stimmen der Einklang der einen großen Stimme des Friedens werden, die das größte Lob des Schöpfers der Welt sein würde.

Der Sender ist natürlich eine Maschine, die wie alle ihre „Kolleginnen" einen maßlosen Stoffhunger hat. Zwischen der „Morgengymnastik" und den „Letzten Meldungen" liegen achtzehn Stunden, und die wollen ausgefüllt sein. Ein großer Teil dieser Zeit wird durch die Mitteilung der Tagesgeschehnisse, große Veranstaltungen und wichtige Reden politischer und wirtschaftlicher Führer von vornherein beansprucht. Aber dazwischen liegen doch noch soviel Stunden, daß immer die Gefahr bestehen bleibt, daß man mehr auf die Ausfüllung des Programms als auf die Auswahl des Mitteilungswertes achtet. Symphonien und Opern laufen Gefahr, aus Mangel an Material oft wiederholt zu werden, vor allem, da es den Sendeleitungen durch die Schallplatte so leicht gemacht wird. Um alle diese Fragen wissen die Leiter der deutschen wie der europäischen Sender, und sie sind bemüht, die Sendefolgen so zu gestalten, daß eine Unterhaltung des Publikums erfolgt die nicht nur Zerstreuung ist. Denn viel wichtiger als die Zerstreuung ist die innere Sammlung, weil wir auch eine Antwort geben müssen auf die Stimme aus dem Aether, die ja eigentlich die Stimme unseres eigenen Innern ansprechen will, die kleine Stimme, damit sie Antwort gebe auf die große Stimme und ja sage. Das Ja zum Funk, zur Zeit, zur Gegenwart!



Im Banne des Rundfunks — Zeichnung von W. V. Obernitz, Bavaria-Verlag (W.V.-Bild)

Wer die Wahl hat ...

der hat die Qual, sagt man gewöhnlich. Und das trifft ja schließlich auch auf die Sendefolge zu. Wenn es auch eine Lust ist, darin zu blättern und alle die Ankündigungen durchzustudieren. Das ist so ähnlich, wie wenn man plötzlich zu einem großen Gastmahl geladen wär, auf dem es keine Beschränkung der Speisen und der Gänge gäb, und man wär allein im Zimmer und könnte zugreifen, soviel man wollte und es sähe einen niemand. Denn wir sind doch mit unserm Apparat allein in der Stube und alle Herrlichkeiten des Programms stehen uns zur Verfügung. Nur ein kleines „Knips", und schon hören wir den „Pilgerchor" oder Lieder aus der Operettenheit oder wir bekommen Sprachunterricht

oder einen bildenden Vortrag, ganz wie und was wir wollen. Da wächst natürlich — um wieder auf das Gleichnis von dem üppigen Mahl zurückzukommen — die Versuchung unwiderstehlich, aus dem Vollen zu schöpfen, keinen Gang vorübergehen zu lassen, von jedem wenigstens etwas zu nehmen, soviel es eben geht (es steht einen ja niemand!). Daß so ein Mahl, und wenn die Speisen noch so fein sind, nicht bekommt, ist klar. Und daß ein Rundfunkprogramm, und wenn die Auswahl noch so fein ist, dem Hörer nicht bekommt, wenn er maßlos damit umgeht, ist ebenso klar. Denn es gibt auch solche, die stellen den Rundfunk bei der Morgengymnastik an (das ist übrigens sehr gesund!) und nach Sendeschluß ab, oder sie vergessen es auch dann noch. Die Hausfrau hört die missa solemnis zum Zischen und Brodeln der Speisen auf dem Feuer, zur Debatte am Mittagstisch ertönt die Ballade der Senta, und man kann so gar, wenn am Nachmittag ein Dichter der Gegenwart liest, polterlich mit der Katze Mim spielen oder den Hund Molli ärgern. Man sieht, hier redet die große Stimme für die Wände, hier verliert sie überhaupt ihren Wert und ihre Bedeutung als Stimme, hier wird sie zu einem Nebengeräusch der Kultur, an das man sich gewöhnt hat, auf das man mit keiner Empfindung schließlich mehr reagiert.

Die Stimme muß Stimme bleiben! Es ist nicht möglich, daß die Rundfunkregisseure für jeden ihrer Hörer ein Programm zusammenstellen. Wo sollte das hinführen! Es geht aber ganz leicht so, wenn wir das oben zitierte Sprichwort ein wenig abändern, etwa so: Wer die Wahl hat, der hat auch die Verpflichtung. Nämlich die Verpflichtung, so zu wählen, daß der Rundfunk für ihn und seine Familie wirklich eine Stimme bleibt, die anspricht, auf die man hinlauscht, die man beherzigt. Das gelingt aber nur dem, der Maßzuhalten versteht, der Musik nur dann ertönen läßt, wenn er auch bereit ist, sie aufzunehmen, der einen Vortrag nur dann hört, wenn er sich bilden lassen will. Denn die Sprache — sei es nun die der Worte oder die der Musik — ist doch das Herrlichste, was die Menschen vom Herrgott bekommen haben, und das Radio hat den Sinn, die Möglichkeiten und den Wert und den Wirkungsradius der menschlichen Sprache zu heben und zu erweitern und nicht ihre Würde zu entweihen.

Der Stöcnfried

Man könnte sagen, „er kommt am häufigsten in Städten vor und ist eine unangenehme Begleiterscheinung des Rundfunks". Ja, man muß das einmal selbst erlebt haben. Es kann sein, daß es ein Abend ist, an dem man gern still und ganz nach innen gekehrt mit einem schönen Buche Zwiesprache halten möchte, da nimmt das Unheil beim lieben Zimmernachbarn seinen Anfang. Mag sein, daß er einen glücklichen Tag gehabt hat und der Rundfunk sich nun mit ihm freuen soll. Voller Tatendrang dreht er „Das Potpourri aus alten und neuen Operetten" auf Saalstärke, so daß der Melodien Schwall durch das ganze Haus dringt. Das stört aber den jungen Herrn Untermieter, der ein kunstbegeisterter Musikliebhaber ist, und doch gern die Unvollendete ohne Nebengeräusche genießen möchte; was bleibt ihm übrig als mit gleichen Waffen zu kämpfen und ebenfalls „aufzudrehn". Es braucht dann nur noch ein „Uebermieter" hinzuzukommen, der auf irgendeiner Welle den Unterricht über die neuesten Tänze anhört und gleich mitprobt, dann streckt man völlig verzweifelt die Waffen und ergreift erschüttert von dieser „Welt der Töne" schleunigst die Flucht. Gott dank werden solche Fälle immer weniger; denn der neuerwachte Gemeinschaftsgeist setzt sich auch auf diesem Gebiete durch, so daß jeder von den vielen, die oft zusammen in einem Hause wohnen, sich mit der Zimmerstärke oder gar mit dem Kopfhörer begnügt. Das ist aber auch notwendig, wenn jeder vom Rundfunk wirklich inneren Gewinn haben soll. Und darum wollen wir mit gutem Grund hoffen, daß dieser „Störenfried" bald zu denen gehören wird, von denen man erzählt, wenn man von vergangenen Zeiten spricht.

Immer tiefere Erziehung zum Rundfunk tut not. Damit er für alle Volksgenossen und schließlich für alle Menschen die „Große Stimme" werde, die aus dem Aether die Welt zu uns in die Stuben und Zimmer trägt, die uns berichert an vielen Vorteilen und herrlichen Genüssen, die aber auch uns fester zusammen bindet mit der Welt draußen, mit dem Geschehen des Tags, in den wir stehen, und den zu meistern wir berufen sind. —

Worte der Woche

Wir haben am Tage nach dem Dreikönigsfeste den Christbaum geplündert. Mein Fünfjähriger, dem die Mithilfe bei dieser Arbeit ein besonderes Fest war, sammelte Lametta-ipreu und ausgedientes Feenhaar in einer Pappschachtel. Er erklärte, daß er davon am nächsten Morgen dem Osterhasen ein Nest machen wolle. So sind die glücklichen Kinder! Ihnen ist das ganze Jahr eine Kette von Festen, in denen die Wohltätigkeit von Himmel und Erde eine erfreulich große Rolle spielt! Sie wissen noch nichts von duftasgrauvioletten Tälern und fastenschmalen Wochentagen. In ihrem Kinderhimmel musizieren immerzu die Engel der Freude, denn ihre kleinen Schmerzen geben nicht durch die Kanäle der menschlichen Sorgen und Nöte. Ihre lebendige Gegenwart hat weder Vergangenheit noch Zukunft. Jeder Tag ist ihnen köstlich, und sie selbst sind das Köstlichste unserer Tage!

Wir Erwachsenen, belastet mit Erfahrung und Bildung, leben nicht mehr so sorglos und selbstverständlich wie die Kinder. Vor einem abgeplünderten Weihnachtsbaum denken wir nicht an das eierfarbenbunte Osterfest und ans blickenwinkelgrüne Pfingstfest. Wenn die Tannennadeln rieseln, seufzen wir und sagen: Sic transit gloria mundi! So vergeht die Herrlichkeit der Welt! Ja, so sind wir Erwachsenen! Wir müßten eigentlich bei unseren Kindern in die Schule gehen, um wieder zu lernen, das Leben leicht zu nehmen. Aber wir mit unserer Schwerfälligkeit würden bei unseren Kindern ganz miserable Schüler sein. Sie würden uns mit sehr schlechten Zeugnissen wieder nach Hause schicken. Und das geschähe uns ganz recht.

Denn bei Lichte gesehen, haben wir Erwachsenen gar keinen Grund, nicht auch kinderfröhlich zu sein. Das Jahr meint es so gut mit uns! Seht, wenn die Christbaumkerzen abgebrannt sind, hat sich die Sonne bereits ein gut Stück näher an die Erde herangemacht. Zwar übernimmt sie noch nicht, wie im Sommer, die ausschließliche und kostenlose Lieferung von Licht und Heizung — wofür die Hausfrauen ihr so dankbar sind —, aber schon dieses tägliche spannweite Näherrücken an unseren frostigen Erdplaneten ist beglückend. Es geht aufwärts mit dem Jahr, und selbst für unseren sauren Alltag bringt dieser Aufstieg erfreuliche Lichtblicke.

Die Frauen machen schon eher als wir Männer Gebrauch von dieser Freude. Nicht nur, weil die Lichtbrechung zusammenschmilzt, was immer ein Grund zur Freude ist; Licht und Wärme verdrängen auch den Winter aus Ladenregalen und Schubfächern, die Tage der Inventur räumen mit den Ueberbleibseln winterlicher Moden auf. Die Tage der Inventurverkäufe aber, die bald heraufplatzen, sind Festtage für die Frauen. Ueber dem winterlichen Kleiderschrank geht plötzlich die Sonne auf. Das bislang Unerschwingliche wird im Ausverkauf erschwinglich. Herzen und Börsen öffnen sich, Kaufmann und Kundschaft kommen gleichermaßen auf ihre Kosten. Das ist das ewige und schöne Geheimnis richtiger Kalkulation!

Die Männer stehen diesem elementaren weiblichen Inventurfieber weniger aufgewärmt gegenüber. Es gibt für ihre Kühle und reservierte Haltung freilich manchen guten Grund. Zwar räumt die Inventur auch mit den winterlichen Herrenmodesachen auf, aber diese Sachsache wird bei weitem nicht so augenfällig wie die weibliche Inventur. Zum anderen kommt hinzu daß der Mann während der Inventurverkaufstage von dem ihm amtlich zustehenden Rechte, der Haushaltsvorstand zu sein, weitgehend Gebrauch zu machen veranlaßt wird. Leider kommt er nicht dazu, sich über diese Würde nachhaltig zu freuen. Sie wird ganz einseitig bei ihm in Anspruch genommen. Er hat als Haushaltungsvorstand das Geld für die Inventurverkäufe herzugeben, eine Amtshandlung, hinter der niemals reines Vergnügen steckt!

Es ist aber auch wieder nicht richtig, zu meinen, die Männer hätten für die Sorgen der Frauen um die notwendigen Ergänzungen im Haushalt kein Verständnis. Auch sie wissen, daß Tisch- und Bettwäsche, Hand- und Trockentücher, Hemden und Kleider nicht für die Ewigkeit gemacht sind, und daß uns Menschen Mantel und Rock nicht auf den Leib wachsen, wie dem Bären das Fell. Doch, doch, liebe Frauen das wissen die Männer ganz genau. Und wenn sie richtig genommen werden, sehen sie das sogar ein. Aber, seht, auf das gegenseitige richtige Sichnehmen kommt es an!

Beispielsweise auch jetzt, in diesen Wochen, die zur Abwechslung mal von einem närrischen Prinzen namens Karneval ein bißchen durcheinandergebracht werden. Warum, nicht wahr, sollen wir Menschen nicht einmal auch von ganzem Herzen fröhlich und mit Anstand ausgelassen sein? Die Schwerfälligkeit, die wir das ganze Jahr mit uns herumschleppen, macht leicht sauertöpfisch. Die müssen wir einmal wenigstens ganz gründlich aus uns herausreiben. Nehmen wir uns ein Beispiel am Jahr. Das läßt sich auch durch Winterstürme und Aprilschauer vor dem Einzug des Wonnemonds allen Griesgram aus den Knochen blasen.

Etwas anderes ist der Karneval für uns Menschen schließlich auch nicht. Er ist eine gründliche Reinigungskur, bei der aller Kalk, alle griesgrämigen Zurücksetzbiel verwichener Sorgen und Nöte in fröhlichem Uebermut aus Blut und Kleidern fahren und im All verfliegen. Nichts ist uns gesünder als ein herzliches Lachen, und für nichts haben wir Grund Gott inniger zu danken, als dafür, daß er uns die Gabe des Lachens geschenkt hat. Freilich kommt es darauf an, diese Gottesgabe richtig anzuwenden, wie eben alles im Leben. Man kann sowohl im Ernst wie im Scherz über die Stränge schlagen. Wer den Faschino für eine Weide der Tollheit hält, ohne sich selbst an die Grenzen des sittlichen Anstandes zu binden, ist kein fröhlicher Spaßmacher, sondern ein effiger Spaßverderber. Wer über jede Narrenkappe die Nase rümpft und bei Pfefferminztee und Pillendosen ausrechnet, wieviel Geld der Prinz Karneval verplempert, hat so wenig inneres Gleichgewicht und wirkliche Lebensfreude, wie der Spaßverderber, der die Tollheit zu weit treibt.

Alles im Leben hat schließlich eine wirtschaftliche Seite, nicht nur die Inventur der Läden, auch die Inventur der menschlichen Fröhlichkeit. Irgendwie steckt hinter allem, ob Ausverkauf oder Faschingsvergnügen, menschliche Arbeit, hinter der Arbeit Lohn und Brot, hinter Lohn und Brot das Glück und die Zufriedenheit ungezählter Familien. Hast ihr schon mal einen Ausstellungskatalog nach seinen Einkünften gefragt? Schon mal davon gehört, daß die Lebenshaltung seiner Familie sehr wesentlich abhängig ist vom Vergnügen der Menschheit? Daß er gut und kund kommt, wenn viele Veranstaltungen stattfinden, daß er stemmen geben muß, wenn die Menschen nicht mehr feiern und fröhlich sind? Seht, so sind wir Menschen mit unseren Leiden und Freuden alle verwoben in eine große Schicksalsgemeinschaft, irgendwie möchst immer eine Hand die andere. Der Außenseiter des Lebens ist kein Gemeinschaftsmensch, und wer keinen Spaß versteht, verdient nicht, ernst genommen zu werden.

Seht, das Jahr sorgt schon ganz von selbst dafür, daß wir wieder in die Reihe kommen: Immer folgt auf die Fastnacht der Aschermittwoch, immer auf die Kurzweil der Kater, auf die Ueppigkeit der Wochen die schmale Fastenkost. Das Jahr hält uns hübsch an der Kandare. Im übrigen sorgt ja auch unser Geldbeutel ganz von selbst dafür, daß unsere Bäume nicht in den Himmel wachsen. Selbst der bewilligungsfreudigste Haushaltungsvorstand findet — wenn er nicht gerade ein Krösus ist, und wer von uns wäre das wohl? — an der Gehaltstüte die natürliche Grenze seiner Großzügigkeit. Und über diese Grenzpfähle stoßen auch die Kleider- und Inventurwünsche der Frauen nicht hinweg. Und wägen den Männern die Karnevalsfreuden noch so sehr in Kopf und Beine steigen, wo der Kredit aufhört, fängt die sachliche Ueberlegung an!

Unbekümmert aber um all unser Tun und Treiben wächst das Jahr weiter hinauf ins Licht. Die Hausfrauen schmunzeln, die Elektrizitätswerke runzeln, und wenn wir uns mit gutem Appetit durch die Festen schlagen, kommt schließlich auch der Osterhase, und mein Junge kann ihm aus Lametta-preu und Feenhaar das Nest bauen. Es ist wirklich nicht so lange, bis bei als Haushaltungsvorstand das Geld für die Inventurverkäufe herzugeben, eine Amtshandlung, hinter der niemals reines Vergnügen steckt!

Ein Trauergottesdienst für die Opfer des Bolschewismus

In einer Berliner Kirche fand ein von dem Bischof der russisch-orthodoxen Kirche, Tychon, zelebrierter Trauergottesdienst für alle Opfer des roten Terrors statt. (Weltbild, K.)

Die 7 Tage

Donnerstag, 9. Januar. Die deutsche Luftfahrttechnik erlebt einen neuen Triumph mit der neuen „Heinkel He 111", die eine Höchstgeschwindigkeit von 410 Kilometerstunden erzielen kann und demnächst auf sogenannten Blitzstrecken eingesetzt werden soll. — In Potsdam wird die neue Kriegsschule ihrer Bestimmung übergeben. — Nach abessinischen Berichten über den Stand des Ostafrikakrieges muß man annehmen, daß der neuerliche Vormarsch der Negus-Truppen recht gut vonstatten geht. — Vor dem Senatsausschuß für Rüstungsuntersuchung in Washington wird festgestellt, daß die Waffenausfuhr der Vereinigten Staaten im Kriege nach Europa mit 84 v. H. durch den Finanzmann Morgan finanziert wurde. — Auf der Londoner Flottenkonferenz erlebt man zur Zeit eine Verstärkung der durch Japans Verhalten hervorgerufenen Krise. Vermittlungsversuche scheitern.

Freitag, 10. Januar. Der Führer empfängt das Diplomatische Korps zur Entgegennahme und Erwiderung der Neujahrsglückwünsche, die im Namen des Diplomatischen Korps der Doyen Nuntius Orsenigo darbringt und die der Führer mit herzlichen Worten erwidert. — In einem überaus interessanten Artikel der englischen „Times" wird die doppelzüngige Sprache der Sowjetpolitiker gebrandmarkt. — Die Regierung von Venezuela erläßt Notmaßnahmen zum Kampfe gegen den Bolschewismus. — Die Stadt Düsseldorf wird von einem ungeheuer wuchtigen Orkan heimgesucht. Es gibt zwei Tote und mehrere Schwerverletzte. Auch Neuß berührt die Windhose. — Der Sturm der letzten Tage bricht nun auch in der Nordsee los und wendet sich weiter England zu. — Die Hochwasserschäden in Frankreich haben in den letzten Tagen ungeheure Ausmaße erreicht. — Staatssekretär Freisler spricht in der „Deutschen Justiz" über das deutsche Rechtsleben und betont, daß der Richter höchste Leistung und höchste Eignung haben müsse. — Der Führer dankt den Kriegsopfern für das in selbstloser Hingabe durchgeführte Straßensammelwerk.

Samstag, 11. Januar. Der Reichsinnenminister gibt eine Flaggenanordnung zum Tage der Wiederkehr der Saarbefreiung bekannt. — Die deutsch-englische Gesellschaft, die sich, wie ihre englische Brudergesellschaft, die Vertiefung des deutsch-englischen Verständnisses auf dem Gebiete des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zum Ziele gesetzt hat, begeht ihre erste Veranstaltung in Berlin. Vertreter der Anglo-German-Fellowship und der Deutsch-englischen Gesellschaft tauschen Reden aus. — Die Reichsluftwaffe gibt die Richtlinien für die Einstellung von Freiwilligen in die Luftwaffe bekannt. — Auf einen Empfang zu Ehren der Jata bei der Lufthansa hält Reichsluftfahrtminister Hermann Göring eine Rede. — Ueber das verheerende Unwetter in Düsseldorf und einem übrigen Teil der Rheinprovinz werden weitere Schadensberichte bekannt. — Die Stürme in Großbritannien fordern 17 Todesopfer. — Mit einer Rede des Reichssendeleiters und Präsidenten der Reichsrundfunkkammer wird die Thüringer Rundfunkausstellung eröffnet. — Die deutschen Bischöfe hielten in Fulda am Grab des hl. Bonifatius eine Konferenz. — Im Berliner Harnack-Haus findet die Hauptversammlung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften statt.

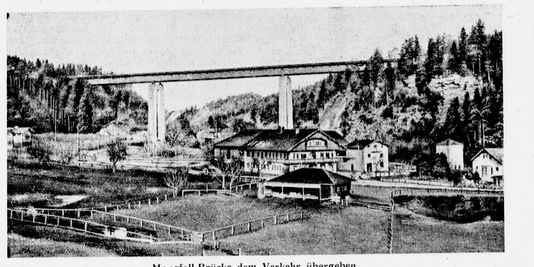
Sonntag, 12. Januar. Im Saarland beginnen die Befreiungsfeiern mit einer großen Feierstunde vor dem Rathause in Saarbrücken. — Abessinische Frontmeldungen besagen, daß die Kämpfe um Makalle den Italienern schwere Verluste bringen. Die Regenperiode nutzen die Abessinier geschickt aus. — In der entscheidenden Sitzung des japanischen Kabinetts wird beschlossen, die japanische Abordnung auf der Flottenkonferenz anzuweisen, die Konferenz zu verlassen, wenn der japanische Standpunkt, der allein geeignet sei, Kriege zu verhindern, während alle anderen Staaten das Gegenteil bezwecken, nicht gebilligt werde. — Große Erdbewegungen in Frankreich bedrohen Städte und Dörfer. — Zwei sowjetrussische Beamte werden wegen Millionenunterschlagungen zum Tode verurteilt.

Montag, 13. Januar. Bei den großen Saarfeierlichkeiten am heutigen Tage sprechen Reichsminister Dr. Frick und Gauleiter Bürckel zu dem ereignisreichen Gedenktag. Die Stadt Saarlouis wird in Saarlautern umbenannt und ihr so der deutsche Name gegeben. — Zwischen dem Führer und Reichskommissar Bürckel findet ein Telegrammwechsel statt. — Bei einem entsetzlichen Brandunglück in einem englischen Ort kommt eine Mutter mit 8 Kindern ums Leben. — Ein amerikanischer Frachtdampfer sinkt mit 34 Mann der Besatzung. — Der Heilige Vater hält eine Rede, in der er die Hoffnung auf eine gute Wendung der Weltlage ausspricht. — Ein tschechischer Journalist, der seinem Blatte wiederholt Lügenmeldungen und tendenziöse Berichte sandte, wird aus Berlin ausgewiesen. — Anläßlich der Jahresfeier des Saarlandes wird die Stadt Saarbrücken zur Hochschulstadt erhoben.

Dienstag, 14. Januar. Abessinien nimmt sich auch für die Folgezeit die Regenzeit als Verbündeten. — Japan scheidet stillschweigend aus der Flottenkonferenz aus und verwirklicht so die bereits angekündigte Absicht. — Ministerpräsident Göring dankt den Volksgenossen, die seiner am Geburtstage gedachten. — Die Kälte, die im Dezember in Peiping einsetzte, hat bis heute 153 Todesopfer gefordert. — Die Hochwassergefahr an Rhein und Mosel nimmt weiter zu. — Sieben Marineflieger finden bei einem Moderbootunglück in Japan den Tod.

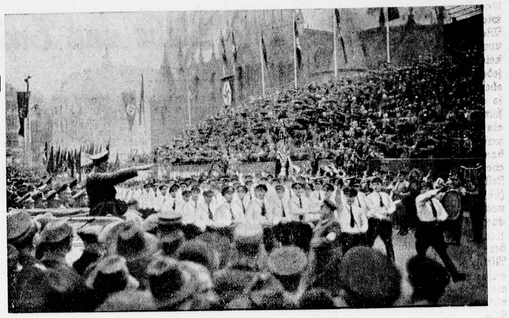
Mittwoch, 15. Januar. Der Austritt Japans aus dem Völkerbund wird amtlich bestätigt. — Das Ironische Land ehrt an seinem Erinnerungstage den Führer, der in einer großen Kundgebung eine Rede hält. — Der Sowjethaushalt für das kommende Jahr enthält fast 40 Prozent für militärische Zwecke. — Der schwedische Außenminister fordert eine Untersuchung des Bombenabwurfs auf die schwedische Rote-Kreuz-Abteilung in Abessinien. — Bei einem amerikanischen Flugzeugunglück finden 17 Personen den Tod.

Bilder der Woche



Mangfall-Brücke dem Verkehr übergeben

Eine der imposantesten Bauten der Reichsautobahnen ist die neue Brücke über die Mangfall, die jetzt im Rahmen der Teilstrecke München—Schliersee ebenfalls dem Verkehr übergeben wurde. Sie bedeutet gerade im Winter eine bedeutende Verkehrserleichterung, die sie die beschwerliche Durchquerung des Mangfall-Tales erspart. (Atlantik, K.)

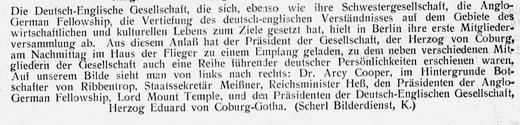


Die Saar gedachte ihres Abstimmungssieges

Der Befreiungsmarsch vor Reichsminister Dr. Frick und Gauleiter Bürckel auf dem Platz der Deutschen Front in Saarbrücken. Die alten Saarkämpfer tragen die Kleidung des ehemaligen Ordnungsdienstes der Deutschen Front: Weiße Hemden, schwarzen Schlips. (Scherl Bilderd., K.)

Es schneit in Garmisch

Seit Sonntag schneit es im ganzen Gebiet der bevorstehenden Olympischen Winterspiele ununterbrochen. Nicht nur den Veranstaltern, sondern auch allen Sportlern ist mancher Stein vom Herzen gefallen. Auf unserem Bilde sehen wir den Bahnhof von Garmisch-Partenkirchen in dichtem Schneetreiben. (Weltbild, K.)

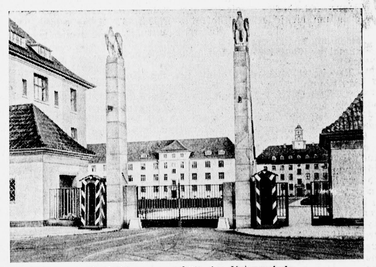


Mitgliederversammlung der Deutsch-Englischen Gesellschaft

Die Deutsch-Englische Gesellschaft, die sich, ebenso wie ihre Schwestergesellschaft, die Anglo-German Fellowship, die Vertiefung des deutsch-englischen Verständnisses auf dem Gebiete des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zum Ziele gesetzt hat, hielt in Berlin ihre erste Mitgliederversammlung ab. Aus diesem Anlaß hat der Präsident der Gesellschaft, der Herzog von Coburg, am Nachmittag im Haus der Flieger zu einem Empfang geladen, zu dem neben verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft auch eine Reihe führender deutscher Persönlichkeiten erschienen waren. Auf unserem Bilde sieht man von links nach rechts: Dr. Arcy Cooper, im Hintergrunde Botschafter von Ribbentrop, Staatssekretär Meißner, Reichsminister Heß, den Präsidenten der Anglo-German Fellowship, Lord Mount Temple, und den Präsidenten der Deutsch-Englischen Gesellschaft, Herzog Eduard von Coburg-Gotha. (Scherl Bilderdienst, K.)

Nun auch Photokurse „Kraft durch Freude"

Um die Freude am Photographieren bei ihren Mitgliedern zu wecken und zu pflegen, hat die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" nun auch Photokurse eingerichtet. Hier sehen wir den Kursusleiter, der den angehenden Photo-Amateuren den Apparat und seine Konstruktion erklärt. (Presse-Bild-Zentrale, K.)



Auch Hannover erhält eine Kriegsschule

Im Zuge des Wiederaufbaues der deutschen Wehrmacht hat auch die Kriegsschule in Hannover ihre Pforten geöffnet. (Weltbild, K.)

Neue japanische Truppen für die Mandschurei

Die jüngsten Vorgänge in Nordchina, die bekanntlich zur Loslösung einiger Provinzen führten, hatten auch weitere japanische Truppenbewegungen im Gefolge. Hier sehen wir die Abfahrt der Truppen von Osaka, die von der japanischen Frauenhilfe mit einer Tasse heißen Tees gestärkt werden. (Weltbild, K.)

Der Kronprinz von Abessinien inspiziert

Trotz der kleinen Regenzeit gingen die Kämpfe in Abessinien weiter. Auf unserem Bild sehen wir den abessinischen Kronprinzen auf einer Inspektionsreise bei seinen Truppen an der Nordfront. (Fulgur, K.)

Harter Winter in USA

Entgegen der Wetterlage in Europa hat der Winter in den Vereinigten Staaten mit besonderer Schärfe eingesetzt. Unser Bild zeigt zwei auf dem Hudson bei 30 Grad Kälte eingefrorene Frachtdampfer. (Associated Preß, K.)

Die neue Meisterin im Eiskunstlauf

← Bei den im Olympia-Stadion von Garmisch ausgetragenen deutschen Meisterschaften im Eiskunstlauf ging Victoria Lindpaintner vor Maxie Herber als Siegerin hervor. (Schirner, K.)

Pilot Andergasts Liebe und Ende

Von Magus Retlow

Gegen zehn Uhr vormittags sieht der Pilot Andergast nach zweistündigem Fluge die kleinen, roten Häuser von Maarköping unter sich liegen. Gleich darauf entdeckt er auch den Landeplatz, eine langgestreckte, zwischen niedrigen Kiefernwäldern sich hinziehende Wiese mit einigen dunklen Baracken. Sehr vertrauenerweckend sieht ihm dieser ehemalige Militärflugplatz, der ihm und den anderen für das morgen hier stattfindende Schaufliegen zur Verfügung steht, nicht aus. Gleich darauf setzt er zur Landung an, überfliegt in weiten Spiralen das Städtchen. Er ist den anderen, die gegen Abend eintreffen werden, vorausgeflogen, um den Platz ein wenig herzurichten und mit den Agenten zu sprechen, die die Reklame für die ganze Umgebung besorgt haben. Unweit der Baracken sieht Andergast den Apparat auf den Boden.

Sekl, der Agent, kommt heruntergelaufen. Andergast reißt sich, noch taub von dem Motorenlärm, die Kappe vom Kopf, reicht dem entgegen die Hand. Wirr hängt ihm das hellblonde, beinahe weiße Haar, in die Stirn. Mit einer unbewußten Bewegung streicht er es zurück, sieht sich suchend um. „Wie wird der Besuch sein, Sekl?"

Der Agent grinst, nickt eifrig. „Gut. Die ganze Umgebung wird kommen. Sehen so etwas immer gerne, die Bauern. Ist Sven Blödeloorn nicht mit von der Partie? War doch sonst immer dabei?"

„Abends", sagt Andergast kurz, dem der Agent nicht gefällt, „ist der Brennstoff bereits eingetroffen? Die Baracken . . ."

„Alles besorgt", sagt Sekl. „Die Dinger sind zwar morsch, wie Zunder — für den einen Tag reichen sie immer noch aus. Stellen sie den Vogel nur ein. Quartiere für Sie und Ihre Kameraden habe ich bereits besorgt."

Andergast holt die Maschine ein, überprüft kurz die Brennstoffvorräte, die für die nach dem Schaufliegen stattfindenden Rundflüge bereitgestellt sind und macht sich dann mit dem dienstbeflissenen Agenten auf den Weg zum Städtchen. Andergast reckt die Arme. Dieser Frühlingstag gehört ihm. Er wird irgendwie hinauswandern an den See. Undeutlich nur hört er auf die eifrigen Worte des Agenten. „Ein Gläschen bei mir . . ." Widerwillig stimmt Andergast zu. Der Mann hat ihm schließlich die ganze Arbeit mit den Baracken abgenommen. Trotzdem wird er sich bald verabschieden.

Sekl ist Kaufmann und Gastwirt zugleich. Im Hintergrund des dunklen, von unsicherem Dämmerlicht erhellten Raumes lassen sie sich nieder. Sekl zieht nach höchstlicher Musterung eine Flasche vom Regal. Sie trinken sich zu. Andergast stellt gerade das zweite Glas beiseite, als ein Mädchen, über dem Arm den breiten Einkaufskorb den Laden betritt. Macht es das hell von der Straße über das Warenfenster und die Ladentür hereinflutende Sonnenlicht, das sich gleich einem Glorienschein um die schlanke Gestalt des Mädchens legt — jedenfalls wird Andergast unruhig. Schon will er sich herabschieben, als er sich noch einmal zu Sekl hinüberbeugt. „Wer ist das dort?"

Der starrt nach vorn, grinst vor sich hin, lächelt dünn. „Die Tochter des Bürgermeisters hier. Viel Glück Andergast. Sie ist sehr hochmütig, diese Karin Broop . . ." Wieder starrt er vor sich hin. Andergast macht sich auf den Weg, folgt langsam dem Mädel. Karin Brook also? Sie hat das gleiche weißblonde Haar wie er. Zu ihm paßt nur ein großes Mädel. Diese hier ist trotz und schlank. Ist sie ihm darum aufgefallen? Er wagt es nicht zu entscheiden. In leichter Verwirrung schlendert er hinter ihr her. Gerade in Maarköping . . . .

So in Gedanken hat er gar nicht gemerkt, wie sie stehengeblieben ist. Erst ihre helle, klare Stimme schreckt ihn aus seiner Versunkenheit auf. „Warum folgen Sie mir immerzu?"

Er stockte vor dieser harten, offenen Frage. Man kann ihm nicht nachlagen, daß er sich vor Frauen scheue. Jetzt aber . . . Kaum, daß er weiß, was er tat. Niemals ist ihm so etwas geschehen und wie er es ausgesprochen hat, ist er selber ein wenig verwundert, obgleich keine Scham in diesem Erstaunen liegt.

„Weil ich Sie liebe", sagt er kurz. Er hält ihren Blicken stand, sieht ihr verschlossenes Lachen. Da lächelt auch er. So geben sie sich dann die Hand.

Der Pilot Gunnar Andergast liegt an dem Ufer des Trälleborg-Sees in einer kleinen Waldlichtung und träumt vor sich. Weiß und leuchtend steht die Sonne über den Bäumen. Der See blendet und blinkt. Winzige Lichtwellen laufen träge über die ruhige Wasserfläche. Am jenseitigen Ufer verschwimmt der Wald in der flimmernden Luft zu einer blauschwarzen Silhouette. Es geht in den Nachmittag als Karin Brook erscheint. Sie trägt ein helles, leichtes Kleid. Gunnar Andergast ist sehr glücklich, daß sie sich schön gemacht hat. So macht er dann auch nicht viel Worte, sondern nimmt sie einfach in die Arme und küßt sie. Einen Augenblick scheint es, als ob sie ihm wehren wollte, dann legt sie hart und seit die Arme um seinen Nacken. So verharren sie einen Augenblick unbeweglich.

„Deinen Namen?" fragt das Mädchen. Langsam lassen sie sich nieder. Die ungeheure Schönheit und Stille dieses sichertrunkenen Tages droht ihn zu überwältigen. Er legt sich zurück und schließt die Augen.

„Gunnar Andergast", sagt er. „Gunnar mußt du mich nennen, so wie ich Karin zu dir sagen werde. Warum hast du dich küssen lassen, Karin, wo du mich doch gar nicht kennst?"

„Weil ich dich liebe", sagte das Mädchen ernsthaft, aber doch sehr leise. Ein Lufthauch fährt über den Silbersee. Einige Nadeln rieseln von den Bäumen und fallen über sie. Dann ist es wieder still.

*

Schweigend und schnell gehen sie durch den Wald zurück. Gunnar Andergast grübelt vor sich hin. Erst in diesem Augenblick wird ihm das Erlebnis dieser Stunden, das man Schicksal nennen könnte, ganz zu Bewußtsein kommen.

„Wie groß bist du, Gunnar Andergast, und wie blond . . .", sie lächelt. Andergast weiß nicht, wie ihm geschieht. Zu neu ist noch alles und beinahe zu vertraut. Aber in ihm ist ein ganz unbestimmtes und beinahe schmerzhaftes Gefühl, ein triumphierendes Verlangen nach Ruhe und Gemeinsamkeit. Schwer waren die letzten Jahre und voller Unruhe . . . Eigentlich taugt er wenig für eine Gemeinsamkeit. Er bengt sich in das Dunkel und zieht das Mädchen zu sich herüber. Wie er den Arm um sie legt, ist es ihm wieder, als ob er jetzt sein Schicksal entschieden habe für alle Zeit. Er weiß nicht wie und warum. Eine große flutende Welle schlägt in ihm empor. Mit einem leichten Pochen in Herz und Schläfen preßt er das Mädchen noch einmal an sich. Beinahe unwirklich steht seine flüsternde Stimme in der Stille: „Wie schön du bist, Karin Brook, und wie blond . . ."

Ist irgendeine Unruhe in seinen Worten? Er kann es nicht sagen. Das Mädchen hebt den Kopf, „Ich bleibe bei dir, Gunnar Andergast", sagt sie bestimmt. „Du willst es doch?" Und wie er nickt, löst sie sich langsam aus seinen Armen und bietet ihm die Hand. „Bis auf morgen denn, Gunnar."

*

Sven, der ewig spöttische Sven, verzieht ein wenig die Lippen, als er es erfährt. Er schüttelt den Kopf über seinen Freund. Sekl setzt die Flaschen auf den Tisch. Sven trinkt nicht viel. Aber Gunnar ist zu glücklich und muß diesem Glück Bescheid geben. So hält er denn kräftig mit. Es hat sich herumgesprochen, daß die Flieger hier sind. Die großen, schweren Holzstühle des Schankraumes sind bald besetzt.

Gegen Mitternacht kommen die beiden anderen von der Wache an den Baracken zurück. Sven ist bereits hinausgegangen. Gunnar Andergast sitzt bei den Bauern und spielt und trinkt, daß es eine Art hat. Wie ein großer Junge sitzt er da im Uebermaß seiner Freude. Das helle Haar hängt ihm wirr in die Stirn, seine Hände geben unruhig die Karten.

„Wache", sagt Lindequist kurz und scharf. „Haben die ganze Zeit gewartet auf dich." Das bringt Andergast zur Besinnung. Er nimmt den Mantel und macht sich auf den Weg zu den Baracken.

Vor dem Hügel wendet er sich noch einmal um. Unter ihm liegt in unsicheren Umrissen das Städtchen. Irgendwo in einem dieser Häuser muß Karin schlafen. Er summt ihren Namen vor sich hin. Immer und immer wieder. Die glücklichen Stunden seines Lebens sind jetzt mit ihm. Bewußt fühlt er das.

Gunnar Andergast hat die Baracken erreicht. Mit vorgestreckten Armen tastet er durch das Dunkel. Auf dem Sitz der dritten Maschine soll die elektrische Lampe liegen. Er lächelt vor sich hin, denkt sich heraus, daß er furchtbar müde. Er hätte nicht trinken sollen. Karin wird traurig sein, wenn sie es erfährt.

Kaum, daß er merkt, wie ihm die Zigarette aus den Lippen gleitet. Ein ungeheurer Schlag, durchflutet von aufzuckenden, prasselnden und funkelnden Lichtern, wirft ihn zurück. Er will voran. Doch ehe der gleißende Silberkee über ihm zusammenstürzt, reckt er noch einmal die Arme empor und schreit den Namen des Mädchens in den wirbelnden Sturz . . .

Alles für den König!

Heitere Episode aus friderizianischer Zeit

Von Heinrich Leis

Als die Kämpfe des siebenjährigen Krieges durch die Friedensverhandlungen von Hubertusburg ihr Ende fanden, waren einige kleine Truppenabteilungen Friedrichs noch in Sachsen verblieben, darunter auch Verwundete aus den letzten Gefechten, die hier Genesung und Rückkehr in die Heimat erwarteten. In ihrer Schar befand sich ein Offizier des Kürassierregiments von Buddenbrock, dem im Reiterkampf ein feindlicher Hieb den Dreispitz zerspalten und eine tiefe Scharte in den Schädel gerissen hatte, ohne doch mehr als Hautfetzen, ein Büschel Haare und ein paar Knochensplitter mitzunehmen. Und was die Beschwernisse den der Wunde waren, hatte sie die heiße Freude des Sieges zum größten Teil überwunden, härter als das Eisen bestand dieser trotzige Soldatenschädel, unter den breiten Linnenstreifen des Verbandes schon vernarbend.

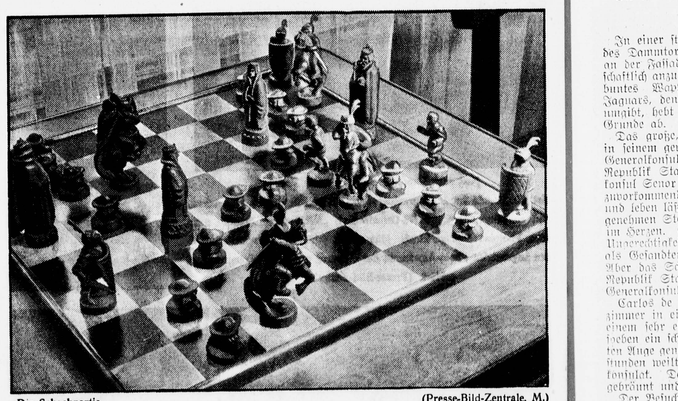
Nun saß der Offizier eines Abends im Gasthaus, seine Pfeife schmauchend, die ihm wie Seelsalz, dem berühmten Führer der strohgelben Koller, in Ruhe und Sturm ein unentbehrlicher Gefährte war, als unter den sächsischen Offizieren an den Nebentischen Bewegung entstand, gedrängt um einen eben eintretenden Gast. Der Ankömmling, mit großer Ehrerbietung gegrüßt, war Gesandter des französischen Königs, von Paris auf der Durchreise nach der sächsischen Hauptstadt. Er nahm das ihm gespendete Willkommen mit etwas überlegen lächelnder Würde hin, aber rundzelte plötzlich die Stirn, da er die preußische Uniform gewahr ward, zumal einer jener Kofferträger, die seit jenem Tag von Roßbach den Verbündeten Maria Theresias recht peinliche Erinnerungen weckten. Steif zu dem Kürassier herübergrüßend, nahm er am Tisch der Sachsen den ihm gebotenen Platz, und da an Wein nicht gespart wurde, fand er sich bald mit den anderen in eine lärmend und wortreich geäußerte Fröhlichkeit.

Doch immer saß ihm der Anblick des gleichmütig rauchenden Preußen wie ein Stachel im Fleisch, drängte, irgendwie einem heimlichen Aerger Luft zu machen. Und so erhob er sich zu einem Trinkspruch auf den König Frankreichs, in den die Sachsen einstimmten, faßte den Preußen herausfordernd ins Auge, und der, im Bewußtsein, daß der Friedensschluß ja die alte Feindschaft begraben müsse, tat nach kurzer Ueberlegung Bescheid; aber er fügte zugleich hinzu, daß er nun seinerseits einen Schluck auf den großen Friedrich ausbringe und die Herren auf das Wohl des ruhmreichen Königs und Feldherrn mitzutrinken aufforderte. Die Sachsen tranken und auch der Franzose, obwohl ihm der Wein plötzlich sauer schien. Seine Gegenrede indes, welcher von Europas Fürsten der größte und mächtigste sei, beschwor ein Wortgeplänkel herauf, bei dem auch der Kürassier mit freimütiger Meinungsäußerung nicht sparte. Und wie der Franzose nun hinwarf, am mächtigsten sei der König, dessen Untertanen rücksichtslos alles ihm zu opfern bereit seien, lachte der Preuße nur, denn gerade diese Probe hatten seine Kriegsjahre mit all ihrem heldischen Mut ja genugsam bestätigt.

Sein Widersacher, weinerhitzt, geriet um so mehr in Wut, überstürzte sich in Beteuerungen, daß er jederzeit sein Alles, sein Leben, jedes Glied seines Körpers für den König gebe, und berief die umsitzenden Sachsen als Zeugen seines Schwures. Da blitzte dem Preußen der Schalk durch den Kopf, aus einem kleinen Schmerz heraus, der ihm mit einem Schluck des süßen Weins durch die Wange riß; dort saß ein hohler Zahn, den er schon lange dem Feldscher zugedacht, über grimmigerem Brennen der Kopfwunde aber vergessen hatte. Er schlug jäh mit der Faust auf den Tisch, daß die Köpfe herumfuhren, dem Franzosen bedeutend, er nehme ihn beim Wort; dabei winkte er den sächsischen Feldscher vom Nachbartisch heran und flüsterte ihm zu, er möge aus seinem Gerätekasten den Zahnbrecher holen.

Und breitbeinig in den hohen Reiterstiefeln stehend warf er dem verdutzten Franzosen wie einen Fehdehandschuh die Forderung hin, er solle, wenn er Mut habe, das gleiche wie er, der Kürassier, für den König opfern. Es gelte keine gar so schlimme Prüfung; kein Arm, kein Bein, kein Auge solle das Heidentum des Franzosen und die Treue zu seinem König erweisen, nur eine Kleinigkeit: ein Zahn, den er selbst mit Vergnügen für den Herrscher Preußens hingebe. Der Feldscher möge an ihm seine Arbeit beginnen, dann müsse der andere ihm nachtun, wenn er kein ruhmredniger Feigling sei.

Der Franzose wollte Ausflüchte machen, verwirrte sich stotternd, aber die vom Wein erhitzten Sachsen vergaßen alle Klugheit der Diplomatie und gerieten in ein unbändiges Lachen. Der Preuße hatte mit seinem launigen Einfall als Held des Abends in ihre Herzen gefunden, und da er nun gelassen beiseite rückte, daß der Feldscher sein Werk tue, wurden die Pokale mit fröhlich lärmendem Zuruf gegen ihn geschwungen. Als nach beendeter Prozedur der Kürassier mit Wein nachspülte, dann langsam die Pfeife zwischen die Zähne schob, mußte der sich windende Franzose, puterroten Gesichts, sich dem Feldscher in die Hände treten und von heimlich umgehendem Spott umraunt, um das eigene Ansehen und das seines Königs nicht zu schmälern, mit verbissenem Ingrimm eines schönen, kerngesunden Zahnes sich berauben lassen.



Die Schachpartie (Presse-Bild-Zentrale, M.)

Geschäftliches (Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Die Hilfe gegen Gicht und Rheumatismus

Sie wissen kein sicheres Mittel gegen diese Plagegeister? Einreibungen, Packungen, Bäder, Salben usw. lindern meistens nur für einige Zeit die Schmerzen, aber sie packen nicht immer das Uebel an der Wurzel.

Ich empfehle Ihnen ein wirklich erprobtes Mittel, und Sie sollen es selbst versuchen, ohne daß es Sie etwas kostet; aber ehe ich Ihnen mehr sage, lesen Sie folgende Briefe:

Röntgenthal, den 5. Februar 1935.

Nachdem ich nun 4 Schachteln Gichtosint-Tabletten eingenommen habe, bin ich im Stande, ein Urteil abzugeben. Dieses Urteil lautet: „Was Sie versprochen, haben Sie gehalten! Ich laufe wieder tadellos, auch die Ellenbogengelenke sind wieder geschmeidig. Mein linkes Bein war fast völlig steif und das Knöchelgelenk am rechten Bein dick geschwollen und nur unter Schmerzen zu bewegen. Heute kann ich, ohne Hindernis, stundenlang gehen im Geschwindschritt-Tempo, es ist eine wahre Freude. Nehmen Sie für Rat und Hilfe meinen ergebensten Dank. Allen Gichtleidenden und Rheumatikern möchte ich empfehlen: Nehmt Gichtosint!"

Walter Hartwich, Pens. Werkmeister
Röntgenthal, Kr. Nieder-Barnim. Birkenallee 14.

Wackersberg b. Bad Tölz, Oberbay., den 17. Mai 1935.

Es ist erfreulich, daß ich Ihnen mitteilen kann, daß ich von meinem Ischiasleiden befreit bin. Ich war ganz erstaunt über die Wirkung, denn nach der zweiten Gichtosint-Kur war ich von meinem Leiden ganz befreit, das ich schon 15 Jahre getragen habe. Ich kann, ja ich muß jedem, der von dieser so schmerzlichen Krankheit geplagt ist, dieses Mittel empfehlen. Meinen besten Dank.

Sebastian Burger, Bauer.

Solche Briefe besitze ich über 16 000 (notariell beglaubigt) und nun hören Sie weiter:

Gicht und Rheumatismus können von innen heraus wirklich kuriert werden durch Entgiftung des Blutes. Dieses ist verunreinigt durch zurückgebliebene harnsäure Salze und diese müssen heraus, sonst nutzt alles Einreiben und Warmhalten nichts.

Zur Beseitigung der Harnsäure dient das Gichtosint. Sie können kostenlos und portofrei eine Probe Gichtosint mit weiteren Aufklärungen und genauer Gebrauchsanweisung erhalten, wenn Sie Ihre Adresse senden an: Gichtosint-Kontor, Berlin, SW 61, Friedrichstraße 19.

Zu haben in allen Apotheken.

Expedition INCOBAR

1. Fortsetzung

Roman von Erich Baring

Marianne ist äußerlich völlig ruhig und beherrscht, obwohl ihr Herz wie rasend pocht, als sie sich dem Vater wieder zuwendet.

„Er ist noch immer nicht in sein Hotel zurückgekehrt."

Schweigen herrscht eine Zeitlang. Marianne bricht es: „Nein und nochmals nein! Er war es nicht. Eher geht die Welt unter, als daß Jochen sich zu so etwas hinreißen läßt, eher verrenkt er sich mit seinem letzten Schiff, als daß er verruht, auf solche Weise sich Geld zu verschaffen, um die Selbständigkeit seiner Reederei zu erhalten. Außerdem ist doch Jochen kein Narr, der glaubt, daß ein Verbrechen wie der Einbruch in die Atlantikbank unentdeckt bleibt. Ich glaube an Jochen und an seine Ehrenhaftigkeit, wenn auch alle an ihm irre werden. Jochen war es nicht."

Senator von Nijl schaut mit langem, ernstem Blick auf seine Tochter, dann erhebt er sich rasch. Er streckt Marianne die Hand hin. Alle Niedergeschlagenheit ist von ihm gewichen.

„Du hast gute, tapfere Worte eben gesprochen, Marianne. Du hast recht: Jochen Asmussen kann es nicht gewesen sein. Ich will ihm und damit auch die beiden, seine Ehre zu retten. Ja, auch ich glaube jetzt wieder an ihn."

Herr von Nijl nimmt den Hörer zur Hand und verbindet sich mit der Atlantikbank. Er ist wieder ganz der energische Hamburger Großkaufmann, der stolze Senator, der sich seines großen Einflusses bewußt ist. Hart und scharf klingt seine Stimme, wie die Stimme eines Führers, der seine Truppe zum letzten Sturme emporreißt.

Fünf Minuten später rast der schwere Mercedeswagen wieder der Hamburger Innenstadt zu . . .

*

Just zur selben Stunde und Minute, wo der Senator Jost von Nijl die läuferbedeckte Treppe zum ersten Stockwerk der Atlantikbank hinaufsteigt, gibt eine gut gekleidete, ältere Frau, die dem besseren Bürgerstande anzugehören scheint, auf einem Nebenpostamte in Altona ein dringendes Telegramm auf.

Der Beamte liest die Worte durchstaunend, dann zählt er sie.

„Don José Pajaro, Cap Martin bei Mentone. Villa Magdalena. Inita glücklich von Zwillingen entbunden", lautet die Depesche.

Sie ist in spanischer Sprache abgefaßt.

III.

In einer stillen Straße in der Gegend des Dammtorbahnhofes in Hamburg hängt an der Fassade eines nicht gerade als herrschaftlich anzusprechenden Hauses ein großes, buntes Wappenschild. Der Kopf eines Jaguars, den ein grüner Strahlenkranz umgibt, hebt sich greifgelb von blauem Grunde ab.

Das große, nüchterne Haus beherbergt in seinem geräumigen ersten Stockwerk das Generalkonsulat der südamerikanischen Republik Sta. Magdalena. Der Generalkonsul Senor Carlos de Larina, ein älterer, zuvorkommender Junggeselle, der gern lebt und leben läßt, trägt trotz seiner recht angenehmen Stellung ein tiefes Schmerzgefühl im Herzen. Er empfindet es als eine große Ungerechtigkeit des Schicksals, daß er nicht als Gesandter in Berlin residieren darf. Aber das Schicksal hat es gewollt, daß die Republik Sta. Magdalena nur durch ein Generalkonsulat vertreten ist.

Carlos de Larina sitzt in seinem Arbeitszimmer in einem weichen, tiefen Klubsessel einem sehr eleganten Herrn gegenüber, der soeben ein schwarzes Monokel aus dem rechten Auge genommen hat. Seit den Morgenstunden weilt der Herr schon im Generalkonsulat. Das Gesicht des Gastes ist stark gebräunt und verrät viel Energie.

Der Besucher, der sein Wort Deutsch spricht, ist Don Fernando Alvarez, der Befehlshaber der kleinen Flotte der Republik Sta. Magdalena. Seinem Kommando unterstehen zwei Kreuzer, zwei Zerstörer und einige Flußkanonenboote.

„Don Fernando", beginnt der Generalkonsul, nachdem er längere Zeit nachdenklich geschwiegen und mit seiner schweren, dicken Brasilzigarre beschäftigt war, „ich finde es einfach fabelhaft, daß es Ihnen in London gelungen ist, die innerhalb recht bedeutende Anleihe aufzunehmen. Es ist mir ein Rätsel, wie Sie es zustandegebracht haben, und es wird mir bis auf weiteres wohl auch ein Rätsel bleiben, da Sie sich über die Geldgeber in Schweigen zu hüllen belieben. Geht mich auch nichts an. Donna Elvira de Incobar wird sehr zufrieden mit Ihnen sein. Wenn die Sache glückt, sind Sie für Ihr Leben ein gemachter Mann. Dann denken Sie auch einmal an mich!"

„Ich werde Sie zu meiner Hochzeit mit der Las Palmas" einladen, Herr Generalkonsul", bemerkt lächelnd der Admiral.

„Wie alt sind Sie eigentlich, Don Fernando?"

„So alt, wie ich aussehe."

„Nein, wenn Sie lächeln, sehen Sie wie ein großer Bub aus. Ihr Alter ist einfach nicht zu schätzen."

Alvarez wird wieder ernst.

„Ich wollte, ich wäre erst wieder drüben. Jedenfalls bin ich Ihnen, Herr Generalkonsul, sehr verbunden, daß Sie mich auf die Las Palmas" bringen und bis zur Abfahrt an Bord bleiben wollen. Ich habe das Gefühl, daß Agenten der anarchistischen Regierung von Sta. Magdalena mich überwachen."

„Aber ich bitte Sie. Das ist doch selbstverständlich. Außerdem haben Sie ja den Diplomatenpaß, den ich Ihnen besorgt habe. Jede Behörde wird Ihnen daraufhin sofort behilflich sein, wenn Sie irgendwie belästigt werden sollten."

„Es ist mir übrigens auch eine große Beruhigung, Don Carlos, daß General José Pajaro, unser zukünftiger Kriegsminister, in Cherbourg an Bord kommt, um bis nach Venezuela mit mir zusammen zu reisen."

Herr de Larina nickt.

„Da haben Sie recht. Don Fernando. auf den Affen ist Verlaß. Auch ich glaube bestimmt, daß er in Venezuela genügend Leute werben kann und wird. Die drüben warten ja nur auf ihn. Das weiß ich aus bester Quelle."

Fernando Alvarez sieht nach der Uhr.

„Ich meine, es wird bald Zeit, zum Hafen zu fahren, Herr Generalkonsul."

Im gleichen Moment kommt auch schon der Diener Larinas und meldet, daß der Wagen vorgefahren sei. —

*

Rauchwolken quellen aus den beiden Schloten des Dampfers „Las Palmas". Der „Blaue Peter" flattert in den Toppen und verkündet, daß das Schiff abfahrtbereit ist.

Es wäre einem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen, daß sich mehrere Herren in Zivil alle Passagiere, die an Bord gehen, genau ansehen. Auf einen dieser Herren geht der Vertreter der Republik Sta. Magdalena zu und begrüßt ihn herzlich.

„Sie haben wohl allerhöchste Bereitschaft, Herr Kommissar, wollen wohl den kecken Räuber fangen, der heute nacht der Atlantikbank einen Besuch abstattete?"

„So ist es, Herr Generalkonsul," erwidert Kriminalkommissar Jordan leise, „aber ich fürchte, wir werden wenig Glück haben. Ein so gerissener Verbrecher läuft uns nicht so leicht in die Hände. Ich glaube vielmehr, daß er sich noch in Hamburg versteckt hält."

„Herr Kommissar, darf ich Sie übrigens mit dem Flottenchef meines Vaterlandes, Admiral Don Fernando Alvarez, bekannt machen?"

Die Herren schütteln sich die Hand. Ein kurzer Blick des Kriminalisten streift Don Fernando. Das schwarze Monokel im rechten Auge gibt dem sonnenverbrannten Gesicht des Südamerikaners etwas Verkünstliches. Er hat offenbar ein Augenleiden oder gar nur ein Auge, denkt Jordan bei sich.

Der Kommissar bringt die beiden Herren an Bord des Schiffes.

„Nicht nötig," flüstert er einem Beamten in Uniform zu, der die Passagiere nun ihre Pässe erbricht.

Doch schon hat der Admiral seinen Diplomatenpaß in der Hand und zeigt ihn vor.

Der Beamte salutiert.

Eine halbe Stunde später löst sich die „Las Palmas" langsam vom Kai.

An der Reling lehnt Fernando Alvarez und winkt dem Generalkonsul letzte Abschiedsgrüße zu.

Da Larina schiebt seinen Arm unter den des Kriminalisten.

„Fahren Sie mit mir in die Stadt zurück, Herr Jordan? Und wie wäre es noch des Dienstes Mühe und Arbeit mit einer Partie Bridge im Klub?"

Dankend nimmt Jordan die Aufforderung an.

Als die beiden Herren das Lesezimmer des Metropolklubs betreten, erhebt sich Senator von Nijl, laut die „Times" zur Seite und kommt ihnen entgegen.

„Bitte, sehen Sie mir, Herr Generalkonsul, wenn ich Ihren Freund Jordan für einige Minuten entführe?"

„Aber bitte, Herr Senator. Darf ich übrigens mein Bedauern zu dem Unglück, das die Atlantikbank betroffen hat, aussprechen, zugleich auch im Namen der Regierung des Landes, das ich vertrete."

„Verbindlichsten Dank, Herr Generalkonsul. Es ist wirklich eine äußerst peinliche Sache. Ich habe als Vorsitzender des Aufsichtsrates eine Fülle von Unannehmlichkeiten."

Herr von Nijl zieht den Chef der Kriminalabteilung in eine Ecke des großen, eleganten Raumes.

„Sie haben natürlich noch keinen anderen Anhaltspunkt dafür gefunden, daß Asmussen der Täter ist?"

„Nein. Ich habe auch von der Polizeidirektion in Monte Carlo leider nichts anderes erfahren können, als daß Herr Asmussen noch immer nicht in sein Hotel zurückgekehrt ist. Ich konnte den Chef persönlich nicht sprechen, da er mit seinem Auto in der Nacht vom 3. zum 4. Mai, also in der Nacht, in der der Einbruch in die Atlantikbank verübt worden ist, verunglückt sei und nur wenig Hoffnung bestände, ihn am Leben zu erhalten."

„Herr Kommissar, ich bin felsenfest davon überzeugt, daß Sie sich und alle anderen irren, wenn Sie Asmussen für den Verbrecher halten. Nie und nimmer ist Asmussen eine solche Tat zuzutrauen. Er ist und bleibt für mich unbedingt, trotz der Aussage des Wärters Peterson und trotz der Aussagen aus Monte Carlo erhalten haben."

Der Kriminalkommissar zuckt die Achseln.

„Nochmals bitte ich Sie," fährt Herr von Nijl fort, „bei der Untersuchung des Falles zu verweilen, daß in Verbindung hiermit der Name Asmussen irgendwie in die Oeffentlichkeit dringt, bevor seine Schuld nicht klipp und klar bewiesen ist. Die Ehre eines Unschuldigen läßt sich leicht beflecken, sie aber wieder herzustellen, dauert lange."

„Herr Senator, Sie wissen, daß die Wächter sich auf Ihren Wunsch hin verpflichtet haben, zu schweigen, was ja auch völlig im Interesse der Polizei liegt, und wir anderen haben Ihnen unser Wort gegeben, nichts über den Verdacht der Täterschaft in der Oeffentlichkeit laut werden zu lassen. Ich verstehe Ihre Sorgen um Ihren Neffen vormittag nur zu gut, Herr Senator . . ."

Jost von Nijl winkt unmutig ab, dann neigt er sich zu dem Kriminalkommissar. Im Flüsterton spricht er auf ihn ein.

Als er geendet, stößt Jordan hervor: „Aber ich bitte Sie, Herr von Nijl, Tote stehen doch nicht wieder auf! Wir beide waren doch damals vor zwei Jahren bei der Beisetzung auf dem Zentralfriedhofe anwesend."

„Herr Kommissar, Sie glauben, daß Jochen Asmussen sich eines Verbrechens verdächtig oder gar schuldig gemacht hat — dann kann ich selbst nicht umhin, zu glauben, daß Tote wieder auffstehen, vielmehr wieder erscheinen, um eine Tat zu begehen, die Sie einem völlig Unschuldigen zutrauen."

IV.

Als Jochen Asmussen die Augen aufschlägt, blickt er verwundert um sich. Neben seinem Bett sitzt eine Krankenschwester. Ueber die großen weißen Flügel ihrer Haube huschen ein paar Sonnenstrahlen, die sich durch einen schmalen Spalt der zugezogenen Fenstervorhänge ins Zimmer stehlen. Heftige Kopfschmerzen quälen ihn, und alle Glieder tun ihm weh. Er hat keine Ahnung, wo er sich befindet. Der Raum, in dem er liegt, ist nicht sein Hotelzimmer, das ist ihm klar. Und was will die Krankenschwester?

Er sucht sich im Bett aufzurichten, doch sofort sinkt er wieder zurück. Seine ganze Wirbelsäule ist nur ein Schmerz. Die Schwester erhebt sich sogleich und streicht ihm mit der Hand über die Stirn, als sie merkt, daß er aus seiner tiefen Ohnmacht erwacht ist.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?"

„Schwester, wo bin ich?" fragt Jochen, statt die Frage zu beantworten.

„In der Villa der Frau de Incobar am Cap Martin befinden Sie sich. Einen schweren Unfall mit dem Auto haben Sie erlitten. Ganz in der Nähe der Villa hat er sich ereignet."

Jochen schließt wieder die Augen, sucht seine wirren Gedanken zu sammeln. Es wird ihm schwer, aber endlich gelingt es. Richtig . . . Er hat den Abend seines Geburtstages mit Dr. Björnström verbracht. Sehr lange und sehr vergnügt haben sie im Café de Paris gesessen, dann hat der Schwede vorgeschlagen, noch einen Whisky-Soda in einer Bar im Hafen zu trinken. Genau erinnert sich jetzt Jochen, daß sie zwischen 12 und 1 Uhr in der Nacht abgefahren sind, der Polizeichef am Steuer seines Wagens, er neben ihm.

Asmussen sinnt lange vergeblich, was sich dann weiter ereignet hat. Die Schwester hat doch von einem Automobil gesprochen das er erlitten habe? Wie das Klirren von Scheiben und ein lautes Krachen tönt es ihm beim Weitersinnen plötzlich in den Ohren.

Aber natürlich. Einen schweren Sturz hatten sie mit dem Wagen getan oder war es ein Zusammenstoß gewesen?

Er wendet sich wieder an die Pflegerin:

„Wie geht es Dr. Björnström?"

„Oh, Sie meinen den anderen Herrn? Er ist schwerer verletzt als Sie, sagt man. Aber er lebt."

„Und wie bin ich in dieses Haus gekommen?"

„Frau de Incobar und ihre Tochter sahen trotz der vorgerückten Stunde noch auf dem Balkon und sahen oder hörten wiederum das Unglück. Man eilte rasch zu Hilfe, auch Aerzte waren bald zur Stelle. Fräulein Dolores erkannte Sie sogleich wieder und bat ihre Mutter, Sie ins Haus nehmen zu dürfen. Den anderen Herrn brachte ein Sanitätsauto ins Hospital, wie mir gesagt wurde."

„Fräulein Dolores kennt mich?"

„Die junge Dame erzählte mir, sie sei im Restaurant Abigi d'hiver in La Turbie mit Ihnen bekannt geworden."

„Nichtig, ich erinnere mich."

Die Tür öffnet sich leise. Jochen kann eine Gestalt im Halbdunkel erkennen.

Winterbäume

Trauervoll am Wegrand hingestellt,
Schneeklaub aus den Aesten wie ein Armutskleid,
Schau'n sie trüben Auges in die Winterwelt,
Hart im Bann der rauhen, dunklen Zeit.

Ihre Zweige greifen schwarz gereckt
In das Nebelmehn gleich dürren Bettlerhänden,
Daß die Sonne, unfroh ihr Gesicht versteckt,
Möge einen kleinen Goldrand spenden.

Doch wie auch der Sturm sie barsch umbrüllt,
Ist ihr Warten still und voll geduldiger Ruh'.
Kraft strömt ihnen, die aus kalter Erde quillt,
Schon des neuen Blühns Verheißung zu.

Und ein Wissen wächst, das Zweiggewirr
Werde nach dem Frost die Frühlingsmärme trinken
Und mit Händen, nicht mehr runzlig-leer und dürr
Knospengrün dem Licht entgegenwinken.

Heinrich Leis

„Wie geht es ihm?" erkundigt sich im Flüsterton Dolores de Incobar.

Statt der Pflegerin, an die die Frage gerichtet gewesen war, antwortet Jochen selbst.

„Ich glaube, gnädiges Fräulein, daß ich dank Ihrer Güte sehr bald wieder hergestellt sein werde."

„Ich bin glücklich darüber. Sie haben fast 24 Stunden ohne Besinnung gelegen."

Asmussen sucht nach Worten, doch er findet keine, denn plötzlich werden ihm die Augenlider schwer wie Blei. Dolores de Incobar huscht aus dem Zimmer. Auf dem Balkon trifft sie ihre Mutter. Neben ihr sitzt Don José Pajaro und tritt bedächtig seinen Mokka.

Senor Pajaro war der beste Freund des verstorbenen Gatten der Hausherrin, des Generals de Incobar, einitgen Präsidenten der Republik Sta. Magdalena. Dieser war bei einer von gewissenlosen ausländischen Banditen geführten Revolution ums Leben gekommen, und seine Gattin hatte mit ihrer damals elfjährigen Tochter Dolores und mit zahlreichen Anhängern ihres Mannes flüchten müssen. Zu diesen Flüchtlingen gehörte auch José Pajaro. Doch bereits beim Verlassen seiner Heimat hatte er einen Schwur getan und sich einen Eidam Plan zurechtgelegt, den sich weiselt hold in die Tat umsetzen lassen würde, denn fürchlich erwartete er ein Telegramm, das ihn an die Gewehre rief.

Don José Pajaro lebt für gewöhnlich in Paris, aber er ist auch oft für längere Zeit Gast in der Villa Magdalena am Cap Martin. Mit seltener Treue hängt er an der Gattin seines toten Freundes, denn er seine rasche, aber nicht unverdiente Beförderung vom einfachen Gendarmerieoffizier zum General und Oberbefehlshaber der Armee verdankt hatte.

Der General a. D. hat ein stark geschnittenes Reitergesicht, trägt buschigen Schnurrund Knebelbart und würde trefflich in das Wangerfleid eines spanischen Kürassiers aus der Zeit des 30jährigen Krieges passen.

„Nun, Dolores, ist dein Schützling erwacht?" erkundigt sich Don José.

„Eben hat er zum ersten Male die Augen aufgeschlagen und ein paar Worte gesprochen, Onkel. Er ist aber gleich wieder eingeschlafen."

„Mein Kind," wendet sich Donna Elvira an ihre Tochter, „wir müssen nun endlich feststellen, wo er

„Don José, ich verstehe Ihre Unruhe und bremse ja selbst auf eine Nachricht, das können Sie sich denken."

„Meine Koffer sind gepackt, nur das Telegramm braucht zu kommen."

„Geduld, Don José, der letzte Brief unseres Freundes Fernando Alvarez enthielt ja die Nachricht, daß er eine Anleihe in London in Aussicht habe und nur noch einige finanztechnische Kleinigkeiten zu erledigen seien; passen Sie auf, die ersehnte Depesche kommt vielleicht eher als wir erwarten. Ich habe festes Vertrauen in Don Fernandos Geschicklichkeit. Inzwischen bitte ich Sie, mir zu helfen, den Namen unseres Patienten und das Hotel, in dem er wohnt, festzustellen."

Doch es kommt nicht dazu, wenngleich der Generaal auch schon den Hörer des Telephons ergriffen hat, denn im gleichen Moment tritt ein Mädchen ein und bringt die sehnlichst erwartete Depesche.

Der General reißt das Formular auf und liest: „Anita glücklich von Zwillingen entbunden!"

Rasch eilt er auf sein Zimmer, entnimmt seinem Koffer ein blau kartoniertes Heft und beginnt die Depesche zu dechiffrieren. Als er fertig ist, strahlt er über das ganze Gesicht.

„Bravo, Fernando Alvarez, das hast du fein gemacht . . .," murmelt er vor sich hin. Schon öffnet sich die Tür, und Donna Elvira tritt ein.

„Ich konnte es vor Spannung nicht aushalten."

„Er hat in London eine Anleihe aufgenommen."

„Gottlob nennt die Höhe der Summe. Sie ist über Erwarten hoch.

„Wie mag er das fertig gebracht haben, Don José?"

„Das ist seine Sache. Auch der Ausstoß ist vollkommen normal. Fernando ist doch zu allem zu gebrauchen! Liebt ihn eigentlich Dolores ebenso wie er sie?"

Donna Elvira zuckt die Achseln, dann fragt sie rasch:

„Sie reisen noch heute, Don José?"

„Selbstverständlich. In zwei Stunden geht das Flugzeug nach Paris. Dort habe ich noch einiges zu erledigen, dann fliege ich sobald als möglich nach Eberbourg weiter und bin längst dort, wenn die „Las Palmas" einläuft."

Die Hände Donna Elviras de Incobar pressen sich fest um die Rechte des Generals.

„Auf Wiedersehen, Don José . . ."

Tränen zittern in den schwarzen Augen der einstigen Präsidentin.

*

General Pajaro ist abgereist. Donna Elvira de Incobar verbringt jetzt den größten Teil des Tages in ihrem Zimmer. Die Tür hält sie fast stets verschlossen. Landkarten und Pläne, Skizzen und Entwürfe bedecken den Arbeitstisch. Für ihre Tochter hat Elvira jetzt keine Zeit. Das junge Mädchen langweilt sich. Von Zeit zu Zeit schaut es in das Krankenzimmer, doch die Pflegerin kann ihr stets nur mitteilen, daß der Patient in tiefem Schlummer liege, der ihm bestimmt heilsame Besserung bringen werde. Wie durch ein Wunder ist Jochen Asmussen bei dem Unfall ohne Knochenbrüche oder innere Verletzungen davongekommen.

Gegen Abend wacht der Patient auf, kurz bevor der Arzt nach ihm sieht. Asmussen fühlt sich wesentlich besser, und der Arzt ist mit seinem Befinden so zufrieden, daß er erklärt, Asmussen könne am nächsten Tage unbesorgt wieder aufstehen.

„Herr Doktor, haben Sie eine Ahnung, wie es Herrn Björnström geht?" erkundigt sich Asmussen.

Der Arzt zieht die Augenbrauen hoch.

„Dr. Björnströms Verletzungen sind ziemlich schwerer Natur, es ist jedoch mit Sicherheit damit zu rechnen, daß er wieder völlig gesund wird."

Dr. Lorais verspricht, am nächsten Morgen noch einmal nach seinem Patienten zu sehen. Es würde sein letzter Besuch sein.

Als der Arzt gegangen ist, öffnet die Schwester das Fenster. Weich und mild flutet die Abendluft ins Zimmer. Leise Schritte. Dolores setzt sich neben das Bett.

„Wie freue ich mich, daß es Ihnen wieder gut geht. Dr. Lorais ist ja durchaus zufrieden mit Ihnen."

Jochen ergreift die Hand des Mädchens.

„Gnädiges Fräulein, ich weiß nicht, wie ich Ihnen und Ihrer Frau Mutter danken soll."

„Aber ich bitte Sie!"

Ihre Augen treffen sich.

„Es ist merkwürdig," lächelt Dolores, „wie ähnlich Sie einem Bekannten von uns sind, besonders im Ausdruck Ihrer Augen."

„Tatsächlich?"

„Sie sehen, daß Sie also doch nicht der einzige Mensch sind, der so leuchtend blaue Augen hat," sagt Dolores fast scherzend.

Jochen lächelte. „Mag sein! Uebrigens habe ich eine große Bitte an Sie, Fräulein de Incobar."

„Hoffentlich kann ich sie erfüllen."

„Sehr leicht sogar. Würden Sie an mein Hotel telephonieren und dem Portier Aufklärung geben, warum ich bis zur Stunde noch nicht ins Hotel zurückgekehrt bin? Der Hoteldirektor wird mich sicherlich schon von der Polizei suchen lassen."

„Ich hätte das längst getan" — Dolores wird ein wenig verlegen —, „aber Ihr Name ist mir leider entfallen!"

„Jochen Asmussen aus Hamburg."

„Natürlich. Jetzt erinnere ich mich."

Nachdem er ihr auch sein Hotel genannt hat, eilt Dolores davon. Nach kurzer Zeit kommt sie wieder.

„Es ist alles besorgt. Herr Asmussen. Uebrigens hat man Sie heute morgen gegen 7 Uhr früh von Hamburg aus angerufen. Der Portier sagte, die Reederei Asmussen habe Sie zu sprechen verlangt."

„Um 7 Uhr früh?"

„Ja."

„Das ist mir ein Rätsel. Um 7 Uhr ist noch kein Mensch in meinem Kontor."

„Sie haben eine Schiffsreederei, Herr Asmussen? Wie interessant. Fahren Ihre Dampfer auch nach Südamerika?"

„Gewiß, Fräulein de Incobar."

Die Pflegerin tritt zu Dolores und bittet sie, ihren Besuch nicht zu lange auszudehnen. Herr Asmussen müsse noch Ruhe haben. Das Mädchen erhebt sich und reicht Jochen die Hand. Dolores eilt ins Zimmer ihrer Mutter, um ihr von Jochen zu berichten.

Donna Elvira ist zunächst ärgerlich über die Störung, doch als sie vernommen hat, daß Asmussen ein Hamburger Reeder sei, ändert sie plötzlich den Ton. Der Aerger scheint verflogen zu sein.

„Das interessiert mich außerordentlich, mein Kind," hat sie freundlich und streicht der Tochter über das Haar, „doch nun laß mich noch kurze Zeit allein. Beim Essen sehen wir uns dann wieder."

Kaum hat Dolores, verwundert über das rege Interesse für Jochens Beruf die Tür hinter sich geschlossen, als ihre Mutter den Telephonhörer abnimmt und das Amt bittet, sie dringend mit Hamburg Nr. 45 268 zu verbinden.

Nach etwa einer Viertelstunde meldet sich Hamburg.

„Sind Sie persönlich am Apparat, Herr Generalkonsul?"

„Jawohl, Exzellenz. Hier ist Ihr ergebener Freund Carlos de Lorinc."

„Ich bitte Sie, mir umgehend per Luftpost eine vertrauliche Auskunft über die Schiffsreederei Jochen Asmussen zukommen zu lassen."

De Larina sagt es zu und wechselt noch einige liebenswürdige Worte mit der ehemaligen Präsidentin seines Vaterlandes, dann legt Donna Elvira den Hörer wieder auf.

Am nächsten Vormittag stellt Dolores Jochen Asmussen ihrer Mutter vor. Donna Elvira mustert ihn unauffällig.

Fabelhaft! Die Aehnlichkeit ist verblüffend . . .

Das Frühstück verläuft sehr angeregt. Und als Jochen Asmussen später bittet, von der Herrin des gastlichen Hauses und von Dolores Abschied nehmen zu dürfen, muß er fest versprechen, recht bald wieder vorzusprechen.

Dolores läßt es sich nicht nehmen, ihn in ihrem Wagen nach Monte Carlo zu bringen.

Der Hoteldirektor und der Portier beglückwünschen Jochen, daß der Autounfall so glimpflich abgelaufen sei. Man habe sich den Kopf über sein Ausbleiben zerbrochen, bis gestern abend der Anruf kam.

Der Lift bringt Jochen in sein Stockwerk hinauf.

Als erstes läßt sich Jochen Asmussen mit Hamburg, mit seiner Firma, verbinden. Der Anruf von gestern früh beunruhigt ihn.

Hamburg kommt. Nein, die Reederei habe nicht angerufen.

Rätsel . . .

Jochen läßt sich von neuem mit Hamburg verbinden. Für alle Fälle will er Marianne von Nil beruhigen, denn er hält es nicht für ausgeschlossen, daß in den nächsten Tagen auch in deutschen Blättern eine Notiz über den schweren Autounfall des Chefs der Polizei von Monte Carlo zu lesen ist, und daß vielleicht auch sein Name in diesem Zusammenhang erwähnt wird.

Jochen und Marianne gelten in der Hamburger Gesellschaft schon längst als Verlobte, obwohl Jochen die entscheidende Frage noch nicht an Marianne gestellt hat. Er will erst aus dem Aerger mit seiner Firma heraus sein und wieder festen Boden unter den Füßen haben.

Die Glocke des Zimmertelephons schrillt. Marianne von Nil ist am Apparat. Jochen berichtet kurz von dem Unglück und betont, daß er nicht verletzt worden sei. Die einzige Folge sei eine tiefe, lang anhaltende Ohnmacht gewesen. Jetzt fühle er sich jedoch wieder ausgezeichnet.

„Mary — wenn war der Unfall, Jochen?"

„In der Nacht vom 3. zum 4. Mai, kurz nach Mitternacht. In einer Villa am Kap Martin hat man mich aufgenommen und gepflegt. Ich komme übrigens eben erst von dort."

Gleich darauf hört Jochen die Stimme des Senators von Nil. „Wie freue ich mich, daß du so glimpflich davongekommen bist, Jochen. Erwarte einen Brief von mir. Ich denke, daß du ihn bald erhalten wirst; ich werde ihn durch Luftpost schicken. Ich habe dir Wichtiges mitzuteilen. Doch nun lebe wohl, Jochen, Marianne will wieder zu ihrem Recht kommen und mit dir weitersprechen."

Stammelnd, erregt, wie es sonst gar nicht ihre Art ist, ruft ihm das Mädchen unzusammenhängende Dinge zu, die er nicht versteht . . . Gegen Abend spricht Jochen Asmussen im Hospital vor, in dem Dr. Björnström liegt.

Der neue, recht geschmacklose Regierungspalast in der Hauptstadt der Republik Sta. Magdalena erhebt sich an der Plaza del Centro. Er dient zugleich dem Staatsoberhaupt als Wohnung. Hohe Palmen umrahmen den Platz vor dem Gebäude. In wildem Tempo fegen Autos vorüber, und der aufgewirbelte Staub dringt durch die Fenster des Regierungsgebäudes.

Einige Male schon hat man die am Meer gelegene Metropole von Sta. Magdalena ins Innere des Landes verlegen wollen, denn Meutereien in der Flotte sind keineswegs etwas Seltenes, und besonders unangenehm ist es dann immer gewesen, daß die Hauptstadt nicht im Innern des Landes liegt. Wer die Revolutionen und Meutereien anzettelte und die nötige Munition lieferte, war ein offenes Geheimnis, und nicht unrecht hatten die, die eine Handvoll gewissenloser Großfruchtplantagen der Nachbarländer dafür verantwortlich machten.

*

Der Präsident von Sta. Magdalena sitzt in seinem geräumigen Arbeitszimmer seinem Premierminister gegenüber.

Der Premier hat eben einen langen Vortrag über die außen- und innenpolitische Lage beendet und zündet sich eine dicke schwarze Zigarre an.

„Exzellenz," beginnt er, nachdem er eine mächtige Rauchwolke vor sich hingeblasen hat, „Sie haben unserem Flottenchef Don Fernando Alvarez seinerzeit die Europareise genehmigt!"

„Freilich tat ich das. Don Fernando hat gute Beziehungen zu Europa, vor allem zu London, wie er mir sagte. Er wird Erfreuliches leisten."

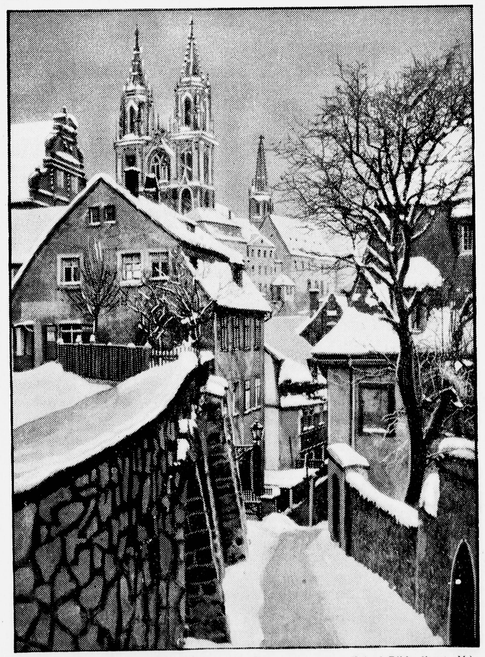
„Sind Sie Ihrer Sache so gewiß?"

„Unbedingt. Die Vorverhandlungen zur Aufnahme einer größeren Anleihe wird er vortrefflich führen. Wir können keine neuen Steuern mehr erheben, Herr Minister, denn sonst haben wir wieder Revolution."

„Sehr richtig, Exzellenz. Aber eines fürchte ich: Alvarez treibt falsches Spiel mit uns."

„Meinen Sie?" Müde klingt die Stimme des Präsidenten.

(Fortsetzung folgt)



Winter in einer deutschen Stadt: Gasse in Meißen (Scherl Bilderdienst, M.)

Schluß

Es ist durchaus keine lage Annahme, wenn Lochart sagt: Diese Angaben im Bericht Morehouses seien ein Beleg dafür, daß sich in der Ladung Gase gebildet hatten, die explodierten und den Lukendeckel fortschleuderten. Die Mannschaft, in der Meinung, es werde dieser ersten unerwarteten Explosion bald eine zweite, größere folgen, ist erschreckt geflüchtet, hat das Schiff verlassen.

Das ist allgemein einleuchtend. Nur blieb noch die schwierige Frage zu beantworten: Wie hat die Mannschaft das Schiff verlassen? Die Boote hingen doch allen Bekundungen zufolge in den Davits.

Schade, daß ein so schönes Geheimnis, von dem so vielfache Federn lebten und noch immer zu erzählen wissen, von der rohen Hand eines nüchternen, sachlichkeitsbeflissenen Forschers vernichtet werden mußte! Lochart stellt ausdrücklich fest:

Es fehlte ein Boot!

Kapitän Morehouse wie auch seine Mannschaft haben dies sofort bemerkt und auch notiert, aber die Sucht, ein Rätsel zu formen, war stärker als der Bericht der Seeleute, die das Schiff gesunden hatten, und so kam es zur Legendenbildung, die 50 Jahre von 1872 bis 1927 — so üppige Blüten getrieben hat.

Es steht ganz außer Zweifel, daß die Besatzung der „Mary Celeste" in einem Boot des eigenen Schiffes Rettung gesucht hat. Wahrscheinlich ist dieses Boot bei der Hast, in der die Ausschiffung erfolgte, gekentert, und alle sind ertrunken. Die Besatzung bestand aus dem Kapitän mit Frau und Töchterchen und sieben Mann.

Damit sollte also das Geheimnis der „Mary Celeste" — dieses Schulbeispiel für von der Mannschaft verlassene Schiffe — endgültig geklärt sein. Es hat sich um einen Unfall gehandelt, wie er hundertmal in der Geschichte der Seefahrt verzeichnet steht, und nur der Umstand, daß die Mannschaft einer Täuschung zum Opfer gefallen war, und daß die Besatzung bei dem schönen Wetter sich zehn Tage seetüchtig erhalten konnte, gab Anlaß zu den Erfindungsverliehen und Fabelschilderungen, die Lochharts gründliche Nachforschung in nichts auflöste.

Geheimnisvolle Ereignisse und aufsehenerregende Verbrechen sind in der Regel solange fesselnd, als sie nicht aufgehellt sind. Kennt man den wahren Hergang genau, findet man nichts Fesselndes mehr an ihnen. Der Fall der „Celeste" schien so zu sein, daß kein Romanschriftsteller ihn besser hätte erfinden können, die einzige Schwierigkeit wäre für ihn gewesen, wie er zum Schluß der Geschichte den Knoten lösen solle. Lochart hat nachzuweisen vermocht, daß die Lösung von verblüffender Einfachheit ist.

Die „Mary Celeste" muß zu jenen Schiffen gerechnet werden, die nach Ansicht der häufig zum Aberglauben neigenden Seeleute weder guten Eigentümern noch denen, die auf ihnen fahren, Glück bringen. Schon beim Stapellauf 1869 blieb sie auf den Helgen stecken — was immer als schlimmes Vorzeichen gilt — dann kollidierte der „Bei Gloria" in Gibraltar angeliefert, wo sie nach langwierigen Verhandlungen wieder frei gegeben wurde, ging sie von einer Hand in die andere und wurde fast auf allen weiteren Reisen von Havarien heimgesucht. Oft hielt es schwer, Seeleute anzuheuern, die Brigg war nun einmal als „Gespenster- und Totenschiff" verschrien, und das unaufgeklärte Schicksal von Kapitän Briggs und seinen Leuten stand vor aller Augen. Im Jahre 1885 gingen die bösen Vorausssagen in Erfüllung. An der Küste von Haiti setzte der Sturm die Unseligbrig auf die Klippen, wo sie zerschellte, und diese Strandung hatte noch ein gerichtliches Nachspiel, weil der Steuermann und der Rudergänger vorm Seegericht aussagten, der Kapitän habe das Schiff absichtlich auflaufen lassen. Da die Ladung aus minderwertigem Stückgut und viel verdorbenen Lebensmitteln bestand, kam der Verdacht eines Versicherungsbetruges auf, und der letzte Kapitän des Unglücksschiffes wurde in eine langwierige Untersuchung verstrickt.

Seemannslos — Die beiden Kadetten-Schulschiffe

1929 gingen wir mit unserer Binnen-Bark in Buenos Aires vor Anker, von wo wenige Monate vorher, am 14. Dezember 1928, das größte und schönste Segelschiff der Welt, das Deutsche Kadettenschulschiff „Horstwessel" mit einhundertundvierzig Kadetten im Alter von 14 bis 18 Jahren an Bord nach Australien in See ging.

Acht Tage später wurde die „Horstwessel" noch von einem norwegischen Motorschiff gesichtet. Die üblichen Seemannsgrüße wurden ausgetauscht. Seit jenem Tag hat man von der „Horstwessel" nichts mehr gehört!

Kein Hilferuf im Aether, keine Flaschenpost, kein Rettungsgürtel, keine aus den Wellen auftauchende Planke haben davon Kunde gegeben, welche Tragödie sich da im südatlantischen Ozean zugetragen hat.

Nur der Pfarrer von Tristan da Cunha, dem von wenig mehr als einhundert Seelen bewohnten Eiland zwischen dem Kap Horn und dem Kap der guten Hoffnung, sah mit dem Fernrohr das Wrack der „Kjöbenhavn" am 21. Januar 1929 führerlos bei schwerem Sturm hart an der Küste vorbeitreiben. Ein Fernglas fischte ein Wrack — das war die letzte trostlose Nachricht . . .

Wir wissen, wie rasend schnell sich solche Katastrophen vollziehen. In unser aller schmerzlicher Erinnerung steht noch die alle deutschen Herzen erschütternde Schiffsbestragödie von 26. Juni 1928 im Februarsturm bei, wo die Dreimast-Schonerbarke „Miode" der Reichsmarine in einer plötzlich mit furchtbarer Gewalt einbrechenden Gewitterbö kenterte und 62 junge Menschenleben mit sich in die Tiefe riß. Im Augenblick der Katastrophe waren sämtliche Bullaugen geöffnet. Es daß das Schiff im Handumdrehen voll Wasser lief und den am großen Teil unter Deck befindlichen Besatzungsmitgliedern der rettende Weg abgeschnitten wurde. Noch lange werden wir trauern um jene deutschen Jungen, die voller Hoffnung erst am Beginn ihrer Laufbahn stehend, das bittere Seemannslos erfahren mußten.

Auch der schrecklichen Katastrophe vom 14. April 1912 werden sich noch die meisten unter uns erinnern: Am sechsten Tage ihrer ersten Ausfahrt von Southampton nach New-York lief die „Titanic" vor Kap Race mit einem Eisberg zusammen; 1693 Menschen fanden den Tod in den Fluten. Die elementare Gewalt dieser größten Schiffs-Katastrophe ist bis in die Gegenwart einzig geblieben. Als das Riesenschiff mit 18 Knoten Geschwindigkeit gegen einen Eisberg rannte, war es im selben Augenblick ein riesiges Wrack: der Bug zersplitterte und der Schiffsboden wurde bis zur Mitte aufgerissen; die Seitenwände wurden eingedrückt, eine große Anzahl von Rettungsbooten zertrümmert! Von dem Eisberg lösten sich gewaltige Blöcke und schlugen herabstürzend gleichzeitig von oben das Schiff zum Wrack. Unaufhörlich flutete das Wasser in den Schiffskanzh. Die Dynamomaschinen wurden gestoppt, die Lampen erloschen, in tiefster Dunkelheit vollendete sich das Werk der Zerstörung.

Im übrigen ist das Schicksal der „Titanic" so bekannt, daß wir uns einen Bericht über die Einzelheiten der Katastrophe schenken können.

Schlepper „Cyklop" bekommt Arbeit

Sieben Stunden bei schwerem Unwetter im Fockmast!

Ende Oktober 1926 verhandelte das Hamburger Seeamt über einen Schiffsuntergang, wie er in seinen Schrecknissen leider nicht vereinzelt dasteht. Der Zweimastschoner „Frieda", Kapitän Oltmanns, befand sich mit einer Ladung Kohlen auf der Reise von Bremen nach Dänemark. Unterwegs wurde der Motor betriebsunfähig, schwere Sturmböen zerrissen die Segel und hohe Sturzseen ergossen sich über Deck. Auf der Höhe von Cuxhaven wurden Boot- und Steuerbordanker geworfen, die aber nicht faßten, und der Kutter wurde abgetrieben.

Plötzlich geriet er auf Grund. Nun wurde ein rotes Flackerfeuer angezündet, um Hilfe aus Cuxhaven herbeizurufen.

Auf der „Alten Liebe" in Cuxhaven greift der Wachmann zum Hörer: „Arbeit für den „Cyklop'! Notsignal!"

Fünf Minuten später sticht der alterprobte Schlepper „Cyklop" in See, während von der „Alten Liebe" aus Scheinwerferlicht auf die Unfallstelle gerichtet wird. So geht es hinaus in das gefährliche Loch zwischen dem Wall — wie die Seeleute das Festland nennen — und der See vor der Elbmündung. Der Sturm kommt aus Nordwest, immer höher gehen die Wellen. Bald brüllt und gebärdet sich die See wie eine wildgewordene Bestie.

Die Mündung der Elbe ist wohl viele Meilen breit, aber da große Bänke darin liegen, ist das eigentliche Fahrwasser doch nur schmal. Vor der Mündung liegt bekanntlich Neuwerk, und von diesem zieht sich eine Bank nach Nordwest, das Scharhörn-Riff. Drüben liegt der Vogelsand, und zwischen beiden stellt die Fahrrinne bei schlechtem Wetter eine höchst gefährliche Gegend dar. Der „Cyklop" ist ein einziges Auge, er kennt die Gefahrenzone besser als andere ihre Hosentasche bei Ebbe, und er findet im Nachtdunkeln jede einzelne der Baken, die in regelmäßigen Zwischenräumen, entsprechend der besonderen Kennung, aufflammen. 110 Leucht- und Spiertonnen kränzen den Weg zwischen Hamburg und Helgoland, ihre Zahl schon beweist die Sorgfalt, die der sicheren Bezeichnung der Fahrrinne zuzuwandt wird.

Der „Cyklop" gradt die ganze Wasserwüste ab zwischen den Feuerschiffen „I" und „II" und deren Ankerketten es nicht schlecht reißt. Der dahinhuschende Lichtkegel von der „Alten Liebe" weist den kühnen Männern den Weg. Aber es ist wie verhext — nirgends ist etwas von dem bedrängten Schiff zu finden.

Sie tun ihr möglichstes, diese Tapferen. Aber, weiß Gott, vielleicht sind sie zu spät gekommen? Widerwillig nur kehren sie unverrichteter Dinge zurück . . .

Auch die Männer auf der „Frieda" haben sich vergebens die Augen nach ihren Rettern ausgesehen. Immer noch hat die Gewalt des Sturmes zugenommen, die Mannschaft kann sich kaum noch an Deck halten. Mit jedem Wogenprall wird der Schoner emporgehoben, wieder niedergenommen, breitseits geworfen. Stundenlang geht nun der grimmige Tanz, das Spiel um Tod und Leben. Gegen Mitternacht läßt Kapitän Oltmanns die Matratzen der Mannschaft mit Petroleum übergießen und in Brand stecken, um sich der „Alten Liebe" noch einmal bemerkbar zu machen. Die Sturzseen reißen das Rettungsboot, die Deckaufbauten zu bekommen — da brüllt einer hinter mir: „Potzdonner!" und laut höre ich die sonore Stimme von Kapitän Peters: „Ruder herum, re . . .!"

Mit angehaltenem Atem stehe ich da und lasse das Ruder sausen. Der Steuermann stößt mich beiseite und springt selbst ans Ruder. „Himmel und Bomben!" schallts noch einmal von seinen Lippen. Und nun merke ich, was los ist: seit Tagen sind in dem Sturm keine Besteck (astronomische Beobachtungen) unter der undurchdringlichen Wolkenmauer mehr zu machen gewesen. Aus dem Palaver zwischen dem Wachhabenden und dem Ersten höre ich es; die Ortsbestimmungen, seit wir aus dem Kurs raus sind, sind sehr unsicher; nach der Rechnung des Alten müßten wir noch reichlich 50 Seemeilen von der Südwestecke der Scilly-Inseln entfernt sein, deshalb fuhr er ja auch wegen des unsichtigen Wetters mit halben Leinen.

Und nun tauchte doch da dicht vor dem Bug ein Blinkfeuer aus Nacht und Nebel auf . . . alle fünf Sekunden, in ihren regelmäßigen Pausen, blinkte das Teufelslicht dreimal!

Das war kein Schiff. Das mußte ein Landfeuer sein, oder eine Boje, die unmittelbar vor einer Untiefe verankert war!

Jeden Augenblick konnten wir uns Verderben rennen, konnte die aller-allerschönste, gediegenste Strandung erfolgen; bei dem schlechten Wetter waren auch die stärksten Lichtstrahlen kaum eine Schiffslänge weit sichtbar. Das war der einzig rettende Ruf: „Ruder herum", „reee . . .!"

Unter dem Druck des Ruders dreht sich die Bark. Beide Wachen sind an den Brassen, und wie ein Steuern im Atlanten wenn bald in entgegengesetzter Richtung, dem offenen Meere zu. Unser Schiff mußte unmittelbar auf die südlichen Scilly-Inseln zu gestanden haben, sonst hätten wir doch dieses Lichtfeuer nicht unter die Nase bekommen. Wind, Seegang und Strom hatten die „Magdalene" jedenfalls viel weiter westlich versetzt, als der Alte unter sorgfältigster Berücksichtigung aller Umstände hatte annehmen können.

In großem Bogen segelten wir südwärts um die gefährliche Inselgruppe herum. Zwei Stunden später klarte es ab, der Nebel löste sich auf, und nun — o Wunder! — erblickten wir die Leuchtfeuer der Scilly-Inseln in nordöstlicher Peilung. Danach war also unser Schiff, als wir das unheimliche Blinkfeuer plötzlich dicht vor uns sahen, noch mindestens 6 Seemeilen vom Land entfernt gewesen!

Merkwürdigerweise war in den nautischen Büchern und Karten bei den Scilly-Inseln keine Boje verzeichnet, die alle fünf Sekunden dreimal blinkte. Die Sache wurde immer rätselhafter und schließlich nahmen der Alte und die Offiziere an, eine losgerissene, treibende Boje gesehen zu haben.

Diese Meinung wurde bei Tagesanbruch bestätigt: Dampfer meldeten funkentelegraphisch, daß sie bei klarem Wetter genau 5 Seemeilen westlich der Scillys eine treibende Leuchtboje mit der geschilderten Kennung gesichtet hätten.

Der Strandung entronnen

Der Kapitän gestand später dem Ersten, und von da aus kam es bis zu uns herunter, daß ihm ein leichtes Frösteln durch die Knochen gelaufen sei, als er die Kunde vernahm. Die wagabundierende Leuchtboje hatte ihm in der stockdunklen Nacht allerdings einen heillosen Schrecken eingejagt, aber sie war gleichzeitig zu unserer Rettung geworden. Außergewöhnliche, unberechenbare Strömungen hatten unser Schiff in der Tat so weit nach Westen getrieben, daß es an der kritischen Zeit nur noch 5 oder 6 Seemeilen von den steinigen Klippen der Scilly-Inseln entfernt gewesen war. Hätte der Kapitän, ohne die Boje zu bemerken, den ursprünglichen Kurs beibehalten, so wäre unser Schiff höchstwahrscheinlich in der stockfinsteren Nacht auf den niedrigen Felsen geleichert und in der furchtbaren Brandung mit Mann und Maus untergegangen. Mit Mann und Maus und „Moses".

Eine sonderbare Fügung hat uns vor einer Katastrophe bewahrt, die außerhalb jeder menschlichen Berechnung lag.

— Ende —

Unsere Begegnung mit einem Vagabunden

Gerade prüft der Wachhabende am Peilkompaß, wie ich Kurs halte. Am Tage hätte er nur nach achtern über die Poop schauen brauchen, um die Wellenlinie zu sehen, die ich steuerte. Aber des Nachts kann man das in Gott sei Dank nicht sehen, und so fragt er: „Was liegt an?" — „Nordost", stotterte ich, also um ein Viertel falsch, und ich darauf gefaßt, im selben Augenblick eine Backordschote zu bekommen — da brüllt einer hinter mir: „Potzdonner!" und laut höre ich die sonore Stimme von Kapitän Peters: „Ruder herum, re . . .!"

Mit angehaltenem Atem stehe ich da und lasse das Ruder sausen. Der Steuermann stößt mich beiseite und springt selbst ans Ruder. „Himmel und Bomben!" schallts noch einmal von seinen Lippen. Und nun merke ich, was los ist: seit Tagen sind in dem Sturm keine Besteck (astronomische Beobachtungen) unter der undurchdringlichen Wolkenmauer mehr zu machen gewesen. Aus dem Palaver zwischen dem Wachhabenden und dem Ersten höre ich es; die Ortsbestimmungen, seit wir aus dem Kurs raus sind, sind sehr unsicher; nach der Rechnung des Alten müßten wir noch reichlich 50 Seemeilen von der Südwestecke der Scilly-Inseln entfernt sein, deshalb fuhr er ja auch wegen des unsichtigen Wetters mit halben Leinen.

Und nun tauchte doch da dicht vor dem Bug ein Blinkfeuer aus Nacht und Nebel auf . . . alle fünf Sekunden, in ihren regelmäßigen Pausen, blinkte das Teufelslicht dreimal!

Das war kein Schiff. Das mußte ein Landfeuer sein, oder eine Boje, die unmittelbar vor einer Untiefe verankert war!

Jeden Augenblick konnten wir uns Verderben rennen, konnte die aller-allerschönste, gediegenste Strandung erfolgen; bei dem schlechten Wetter waren auch die stärksten Lichtstrahlen kaum eine Schiffslänge weit sichtbar. Das war der einzig rettende Ruf: „Ruder herum", „reee . . .!"

Unter dem Druck des Ruders dreht sich die Bark. Beide Wachen sind an den Brassen, und wie ein Steuern im Atlanten wenn bald in entgegengesetzter Richtung, dem offenen Meere zu. Unser Schiff mußte unmittelbar auf die südlichen Scilly-Inseln zu gestanden haben, sonst hätten wir doch dieses Lichtfeuer nicht unter die Nase bekommen. Wind, Seegang und Strom hatten die „Magdalene" jedenfalls viel weiter westlich versetzt, als der Alte unter sorgfältigster Berücksichtigung aller Umstände hatte annehmen können.

In großem Bogen segelten wir südwärts um die gefährliche Inselgruppe herum. Zwei Stunden später klarte es ab, der Nebel löste sich auf, und nun — o Wunder! — erblickten wir die Leuchtfeuer der Scilly-Inseln in nordöstlicher Peilung. Danach war also unser Schiff, als wir das unheimliche Blinkfeuer plötzlich dicht vor uns sahen, noch mindestens 6 Seemeilen vom Land entfernt gewesen!

Merkwürdigerweise war in den nautischen Büchern und Karten bei den Scilly-Inseln keine Boje verzeichnet, die alle fünf Sekunden dreimal blinkte. Die Sache wurde immer rätselhafter und schließlich nahmen der Alte und die Offiziere an, eine losgerissene, treibende Boje gesehen zu haben.

Diese Meinung wurde bei Tagesanbruch bestätigt: Dampfer meldeten funkentelegraphisch, daß sie bei klarem Wetter genau 5 Seemeilen westlich der Scillys eine treibende Leuchtboje mit der geschilderten Kennung gesichtet hätten.

Der Strandung entronnen

Der Kapitän gestand später dem Ersten, und von da aus kam es bis zu uns herunter, daß ihm ein leichtes Frösteln durch die Knochen gelaufen sei, als er die Kunde vernahm. Die wagabundierende Leuchtboje hatte ihm in der stockdunklen Nacht allerdings einen heillosen Schrecken eingejagt, aber sie war gleichzeitig zu unserer Rettung geworden. Außergewöhnliche, unberechenbare Strömungen hatten unser Schiff in der Tat so weit nach Westen getrieben, daß es an der kritischen Zeit nur noch 5 oder 6 Seemeilen von den steinigen Klippen der Scilly-Inseln entfernt gewesen war. Hätte der Kapitän, ohne die Boje zu bemerken, den ursprünglichen Kurs beibehalten, so wäre unser Schiff höchstwahrscheinlich in der stockfinsteren Nacht auf den niedrigen Felsen geleichert und in der furchtbaren Brandung mit Mann und Maus untergegangen. Mit Mann und Maus und „Moses".

Eine sonderbare Fügung hat uns vor einer Katastrophe bewahrt, die außerhalb jeder menschlichen Berechnung lag.

— Ende —

Volk und Stamm

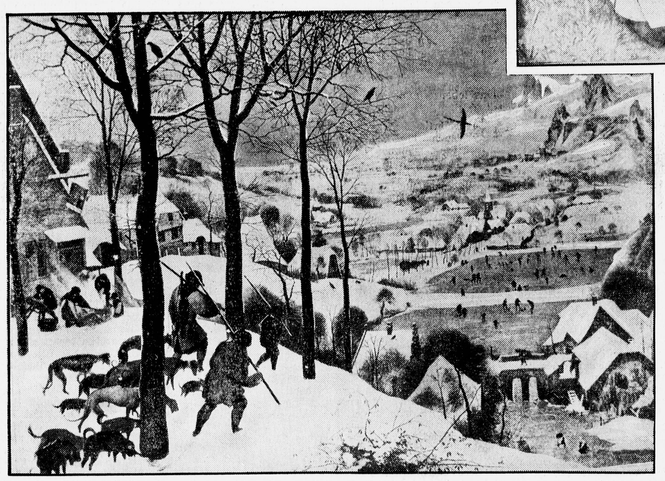
Stammverwandte Art und Kultur

Wo die Gräber von Langemarck vom Opfertode bester deutscher Mannschaft für das Vaterland zeugen, wohnt an den Ufern der Schelde, der Aar, der Yser und Dyle in bunten Dörfern und ländlichen Städten das Volk der Flamen. Es hat Jahre hindurch in einem fremden Staate seine germanisch-nordische Eigenart bewahrt: seine derbe, unverfälschte Bäuerlichkeit, die so stark an das deutsche Niedersachsen erinnert, nur lebhafter lebensfroher und geselliger. Jahrhunderte alte Beziehungen bestehen zwischen Deutschland und Flandern. Wir erinnern uns der großen Zeit und der großen Rolle, die Flandern mit seinen stolzen Städten Antwerpen, Gent, Brügge im ausgehenden Mittelalter im Verband des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gespielt hat. Erst nach der französischen Revolution wurden die romanischen Wallonen und die germanischen Flamen miteinander zu einem neuen Staate verflochten: Belgien. Aber diese Verbindung kann nur äußerlicher Art sein. Innerlich sind die Unterschiede zwischen Wallonen und Flamen so verschieden, daß sich Staat und Volkstum gerade in Belgien nie decken werden. Auch schon seit Bestehen des belgischen Staates gibt es in Flandern eine flämische Bewegung, deren Hauptziel die geistige Selbstbehauptung des Flamentums gegen die romanischen Einflüsse ist, die sich überall im kulturellen Leben breitmachen.

über hinaus, vor allem aber in Deutschland. Er hauptsächlich hat es verstanden, die Flamen uns Deutschen nahezubringen. Das Flamenvolk ist von der Großstadtkultur noch sehr wenig oder gar nicht berührt; es ist ein durchaus ländliches Volk und daher in seiner ganzen Kultur bodenständiger, kerniger, jünger. So lebt es auch in Timmermans Werken: kraftstrotzend, lebenslustig und tieffromm. Denn auch die Frömmigkeit gehört wesentlich zum flämischen Menschen, eine gesunde, diesseitsfrohe Frömmigkeit. Timmermans hat uns seine Landsleute geschildert, so lebendig und plastisch, hat uns seine Heimat gemalt in bunten und vielgestaltigen Bildern wie keiner sonst. Und doch! Der Dichter selbst hat es oft und immer wieder betont, wie er seine Flamen geschildert hat: wie die primitiven Meister der flämisch-niederländischen Kunst, wie etwa Pieter Brueghel, dessen Name Timmermans immer nennt, wenn er von dem Erbe spricht, das er verwaltet.

Beredte Künder seiner Eigenarten hat das flämische Volk in seinen Dichtern gefunden, unter denen Guido Gezelle, Felix Timmermans und Stijn Streuvels hervorragen. Daß Dichter in der Sprache ihrer Heimat schreiben, mag anderswo selbstverständlich sein, in Flandern war es eine Weltanschauung. Verhaeren, der ungefähr in der gleichen Zeit wie Gezelle geboren war, schrieb seine Dichtungen in der in der Literatur herrschenden französischen Sprache. Gezelle jedoch unternahm es, in der dem Volke eigenen flämischen Sprache zu sagen und zu singen (die ja sprachwissenschaftlich ein Dialekt ist, der aus dem Niederdeutschen gewachsen ist). Während Gezelles feine klangschöne Lyrik über das Flanderland hinaus nur wenigen bekannt geworden ist, wurde der große Erzähler Felix Timmermans geradezu einer der populärsten Schriftsteller nicht nur in seiner Heimat sondern auch weit dar-

„Bauernhochzeit" von Pieter Brueghel d. Aelteren (1525—1569)



Pieter Brueghel d. Ae.
Winterlandschaft

sonderer Liebe des bäuerlichen Lebens angenommen hat und damit eben seiner flämischen Landsleute. Dabei ist seine Bildersprache hart und derb, aber klar und verständlich. Und so ist der Maler Brueghel im Volke der Flamen bekannt geworden wie selten einer in seiner Heimat.

Mit Vorliebe hat Brueghel die Feste der Bauern gemalt, wie etwa die Hochzeit, wie sie hier auf zwei Bildern gezeigt ist. Denn gerade an den Festen offenbart sich die Seele des flämischen Volkes. Davon erzählen die Bilder Brueghels mit drastischer Offenheit. Da ist alles so folgebatten, wie sich die Feste der Bauern zur Zeit des Malers, a um die Mitte des 16. Jahrhunderts, abgespiel haben. Herrliche Freude an den Festen de Lebens spricht hier, Freude am Genuß, a Tanz, am Gelage. Es sind Menschen, wie man sagt, mit beiden Füßen auf der Erd stehen. Und daß sich darin bis heute nicht au zuviel geändert hat, dafür können wir wieder um Felix Timmermans als Zeugen anrufen der in seinen Schriften nichts lieber erzähl als die Feiern und Feste seiner Landsleute Dazu hat Brueghel Bilder der flämischen Land schaft von unerschöpflichem Reize gemalt, seh oft mit biblischer Staffage. Mit Vorliebe denk der Flame sich die ganze heilige Geschichte i seine Heimat versetzt; denn so gern seine Ge danken um frohe Dinge kreisen, so gern hänge sie auch an frommen. In seiner ganzen naiven urkräftigen Lebenslust hat der Flame eine tief Beziehung zum Göttlichen. Es gibt für ih keine Trennung von Alltag und Gott. Gott i in seinem Alltag und in all seinem Leben, i seiner Arbeit und in seinen Festen, wie etw das Kind ihn sich in seinen Spielen und Be schäftigungen denkt. Man muß einmal an einem strahlenden Sommersonntag in Brügge od Gent zu der Zeit gewesen sein, wenn das Flo menvolk seine „Kermis" begeht. Da ist bunt frohe lärmende Bewegtheit in allen Straßen Die Menschen ziehen in ihren bunten Trachte mit Musik durch die Gassen, un oft meint man Menschen wieder zuerkennen, die man auf Brue ghelschen Bildern gesehen ha Helle Fahnen winken über rote Dächern hinaus ins saftgrün Land. Und dazwischen klinge von den gotischen Türmen d Glocken, es öffnen sich die Tor der Kathedralen, Menschen strö men hinaus und hinein. Sie tragen die Fülle ihrer Lebens freude in die Kirchen und neh men die Feierlichkeit der Messe und Aemter, den Schimmer de Kerzen und die Klänge de Orgel mit in das Leben.

Ein junges Volk ist das Vol der Flamen. Es hat sich alle d Jahrhunderte jung erhalten i Gegensatz zu den großen Nat onen des Westens und auch zum Vettervolk der Holländer, z dem das Flamenvolk sehr ge ringe innerliche Beziehungen aufrecht erhalten hat. Es ist daher verständlich, wenn ein Volk von solch unbändigem Lebenswillen bei der deutsche stammverwandten Nation be sondere Liebe findet. Denn Deutschland will eine Erneue rung seines völkischen Lebens aus den Kräften germanisch nordischer Eigenart, die auch im Volke der Flamen heut immer noch so lebendig sind. L

Eine andere „Bauernhochzeit" Brueghels

Dieses Bild schildert eindringlich die Freude des flämischen Volkes an seinen Festen.

Bilder (3) D. Pr.-Kl.-Dienst

Das Filmdokument der neuen Wehrmacht

Tag der Freiheit

Dem großen Aufbauwerk der neuen deutschen Wehrmacht, das dem Entschluß des Führers vom 16. März 1935 zu danken ist, kann kein ähnlicher Vorgang in der gesamten Geschichte der deutschen Wehrpolitik verglichen werden. Der Neubau des deutschen Heeres, der deutschen Luftwaffe und Kriegsmarine vollzog sich in einem Tempo und mit einer Zielsicherheit, die nicht ihresgleichen haben. Deutschland ist, knapp zweieinhalb Jahre nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus, frei! Deutschland kann sich wieder in der Welt behaupten! Deutschland darf stolz auf seine junge Wehrmacht blicken!

Höhepunkt des „Parteitages der Freiheit 1935" war infolgedessen der Tag der Wehrmacht am 16. September. Ihm galten aller Jubel und alle Begeisterung der Hunderttausende, die nach der Stadt der Reichsparteitage, nach Nürnberg, gekommen waren und darüber hinaus die Anteilnahme der ganzen Nation. In diesen historischen Stunden des großen Appells der neuen Wehrmacht vor ihrem Obersten Befehlshaber wurde das erste und einzigartige Filmdokument von unserer jungen Wehrmacht geschaffen: Der Film „Tag der Freiheit — Unsere Wehrmacht, Nürnberg 1935".

Leni Riefenstahl hatte mit ihrem bewährten Aufnahmestab, diesmal aus sechs der besten Operateure bestehend, die große und schwierige Aufgabe übernommen, dem Volke einen wahrheitsgetreuen, lebendigen Eindruck von der Stärke und Schlagkraft deutscher Soldaten zu geben. Was mit Worten niemals zu schildern war, spricht nun in einer vielseitigen Folge mitreißender Szenen von der Leinwand unserer Lichtspielhäuser herab zu jedem Volksgenossen und gibt ihm ein Bild deutschen Aufbauwillens und deutscher Kraft, das sich ihm tief einprägen wird.

Das militärische Schauspiel, dessen Zeugen wir dank dem Film nun alle sein dürfen, rollte in Nürnberg auf der — in diesem Jahr um das Dreifache vergrößerten — Zeppelinwiese vor zweihunderttausend Zuschauern ab. „Wir waren also vor eine große Aufgabe gestellt", erzählt Rolf Lantin, der zum Kreis der Mitarbeiter Leni Riefenstahls gehört. „Keinerlei Arbeitsprogramm konnte man vorher aufstellen. Man mußte bereit sein und der Dinge harren, die da kommen sollten. Vor allem hieß es für die Operateure — es waren sechs Mann — beweglich zu sein und ohne Zögern jeden Entschluß, den die Sekunde eingab, auszuführen. Groß war auch das Gefahrenmoment, wenn man seine Augen nicht überall hatte. 16 000 Mann aller Waffengattungen und Wehrmachtsteile zeigten Gefechtsvorführungen. Wenn die motorisierte Aufklärungsabteilung eine Sperre öffnete, wenn schwere Artillerie in Stellung ging, wenn Bombengeschwader das Fliegerdorf in Brand setzten, wenn Kampfwagenbataillon und Panzerabwehrabteilung in Tätigkeit traten, hieß es für sie, blitzschnell hierhin und dorthin zu springen, zu drehen und aufzupassen, daß man nicht unter die Räder kam. Nichts konnte — wie es ja sonst bei der Herstellung eines Films der Fall ist — wiederholt und zwei- oder mehrmals gedreht werden . . ."

Schwere und doch schwer zu missende Tage waren das für die an der Herstellung des Filmwerkes Beteiligten. Ein unendlicher Arbeitskomplex war zu bewältigen — und wurde auch bewältigt.

Ohne Uebertreibung kann gesagt werden, daß die Filmleute Tag und Nacht unterwegs waren, um alles filmisch Wirksame einzufangen. Solche unsichtbare Leistung ist natürlich nur auf dem Boden gesunder und fester Kameradschaft möglich — und dieses Prinzip bildet die sichere Grundlage für den erfolgreichen Abschluß der Arbeit. Es gab hier keinen hierarchischen Regisseur, der vor lauter Aufregung nicht wußte, wann und wo man anzufassen hätte. Es gab auch keinen drängenden Produktionsschef. Nein, es gab hier nur eine Gruppe freudig und mit einem hohen Gefühl schaffender Menschen, die verantwortungsbewußt an ihre Aufgabe herangingen.

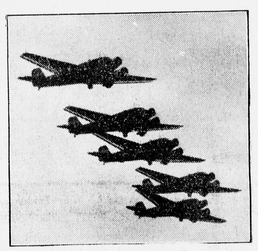
sie es meisterhaft verstanden haben, sich selbst zu verstecken und doch alles das zu bekommen, was sie mit ihren Geräten haben wollten. Die getarnte Kamera triumphierte!

Da hieß es sich irgendwo einzubuddeln und in aller Seelenruhe klopfige Tanks oder schnelle Panzerwagen über sich hinwegfahren zu lassen, eine Sache, die . . . signal geschah. Und wie könnte man wohl eindrucksvolle Aufnahmen besser schaffen, als daß man selbst den Beobachterplatz einnimmt und von diesem luftigen Posten aus mit der Kamera die unter oder über fliegenden Riesenvögel „abschoß".

Was glauben Sie wohl, wie schwer es ist, Publikum aufzunehmen? Merkt erst einmal einer, daß das Objektiv auf ihn gerichtet ist; dann hat er nichts Eiligeres zu tun, als sein Photographiergesicht zu machen — und das ist nicht immer das Beste. Solche Bilder wirken unecht und gestellt. Um diesem anzuhaften, verfiel man auf folgenden Trick: Ein Kameramann schritt in aller Oeffentlichkeit mit seinem Aufnahmegerät die Zuschauerfront ab und kurbelte fröhlich drauflos. Die werdenden Filmschauspieler legten ihre „Maske" an, nicht ahnend, daß der Lebende überhaupt keinen Filmstreifen in der Apparatur hatte. Alldieweilen kurbelte ein anderer Kamerakollege seine Publikumsbilder herunter, der irgendwo unauffällig einen Posten bezogen hatte und so tat, als täte er nichts.

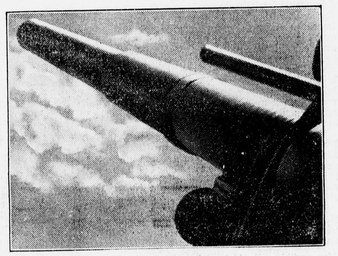
Nach Beendigung dieses grandiosen Schauspiels hatten die Truppen schon wieder Paradeaufstellung genommen, und hörten die große Rede des Führers, die auch im Film enthalten ist. Die übrige Tonfassung erfolgte in dreieinhalbwöchiger Arbeit in München und wurde von Willy Zielke geleitet. Zum Zweck der Original-Tonaufnahmen wurde an denselben Waffen, die in Nürnberg verwendet worden waren, wieder verwendet. Die haarscharfe Abstimmung des Tones zum jeweiligen Bildvorgang war bei dem zuweilen kaum übersehbaren Ineinandergreifen der Feuertätigkeit eine unglaublich schwierige Arbeit. Vier Tonbänder wurden zuerst jedes für sich aufgenommen und dann auf ein einziges kombiniert, das nun dem Bildstreifen eingefügt worden ist. Geschnitten wurde der Film von Leni Riefenstahl dann wieder in Berlin, bis er die letzte Fassung erhielt, in der er heute vorgeführt wird: als das erste und eindrucksvollste, lebenerfüllte Bilddokument unserer Wehrmacht.

Während der Rede des Führers



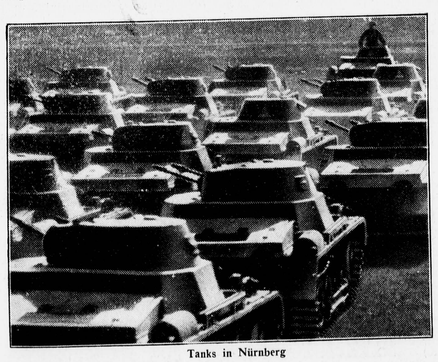
Schwere Bomber im Anflug

Leni Riefenstahl
bei Aufnahmen für den Film „Tag der Freiheit"



Schweres Flakgeschütz

Entfernungsmesser bei der Arbeit



Tanks in Nürnberg

Wer von den Kinobesuchern macht sich je einen Eindruck davon, was es heißt, eine Riesendemonstration aufzunehmen, und dabei noch künstlerische Wirkungen zu erzielen.

Man kann nicht einfach angetretene Soldaten von oben im Panorama abschwenken oder einzelne markante Köpfe aufnehmen und nachher das Ganze als gelungenes Bildwerk bezeichnen. Nein, man muß sozusagen an die Sache herangehen und erwägen, welche günstigen Bildwinkel zu erreichen sind.

Das heißt, in die Praxis umgesetzt, daß der Kameramann sich möglichst unsichtbare Positionen sucht, die ihm unbeobachtetes Arbeiten ermöglichen.

Die schon vorher erwähnten „Ritter von der Kurbel" bringen mit ihren Bildern den Beweis, daß

Am Suchgerät

Bilder (7) Photo: RIF-Ufa

Aus fernen Zonen

Der Tanasee und sein Geheimnis

Fast im Zentrum von Ostafrika, mitten zwischen schwarzroten Lavabergen, die sich in grotesker Mannigfaltigkeit auftürmen, in einer Meereshöhe von 1755 Meter liegt ein heute still gewordener See, der Tana-Bhar, der „Tiefe See". Papyrusstauden, die Pflanze des Nils, umrauschen ihn und heiße Quellen liegen in seiner Nähe. Deshalb müssen wir wohl annehmen, daß eine vulkanische Katastrophe einst den Kessel schuf, in dem er sich befindet. Alle Ausgänge wurden verstopft und das Wasser von dreißig Flüssen speichert sich darinnen auf. In Jahrtausenden schuf er sich endlich doch wieder einen Ausweg, einen einzigen. Es ist der Abai, der die 3620 qkm des See entwässert und seine Fluten dem Nile zubringt. Denn aus dem Abai, der bald über Kaskaden zu tieferen Stufen herabstürzt und auf drei Seiten das Land Godscham umgibt, wird der Bahr el Asrak, der blaue Nil, der später mit dem weißen Nil vereinigt den eigentlichen Nil bildet.

Dieser Tanasee schuf die Möglichkeit der abessinischen Kultur. An seinen Ufern lief sich das semitisch-hamitische Mischvolk der Amharas nieder und dann von da aus die umliegenden Stämme zu unterwerfen. Fort liegt auch die alte Hauptstadt Gondar, die allerdings auch erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts gegründet worden ist, die aber auch heute noch in ihrer Verwüstung — wilde Horden der Mahdisten haben dort vor etwa 50 Jahren barbarisch gehaust — mit ihren Mauern und Türmen, Zinnen und Mauern der von Portugiesen erbauten Paläste fast mitteleuropäischen Eindruck macht.

Doch nicht davon wollen wir sprechen, sondern nur von dem See und seinem Geheimnis. Und dieses Geheimnis ist kein anderes als das uralte Geheimnis der Quellen des Nils. Handelt es sich doch bei dieser Frage nicht bloß um menschliche Neugier, sondern um geschichtsbildende Tatsachen ersten Ranges.

Denn wer die Nilquellen hat, hat auch das Geschenk des Nils, das reiche Aegypten, sein in seiner Hand; er kann schrankenlos über Glück und Unglück eines ganzen Volkes gebieten.

Also erzählen die Ueberlieferungen

Im dreizehnten Jahrhundert bedrückten die neuen Herren Aegyptens, die Sarazenen, arg die dortigen Christen. Das hörte der damalige fromme Negus Lalibala und er beschloß, seinen Glaubensbrüdern zu Hilfe zu kommen. Da lief er lange Jahre das Strömen seiner Flüsse und die Richtung seiner Täler erforschen. Erst als alles klar war, erwuchten auf seinen Befehl riesige Dämme in einer Entfernung von 16 km vom Tanasee, an den Ufern der Atbara wie an anderen Strömen. Und die Riesenarbeit zwang schließlich auch die Wasser statt nach Norden nach Süden zu fließen und das eigene Land zu befruchten. Da wurden die Unterkönige von Hadea, Mara, Adal reich, reicher schließlich als der Negus selbst. In Aegypten aber wuchs die Not und die Dürre von Jahr zu Jahr; denn die jährliche segensreiche Nilschwemme blieb aus. Doch die erstarkende Macht der Unterkönige schien den Mitgebern des Kaisers allmählich zu gefährlich und nun drangen sie mit ihrer Ansicht durch:

Die eben erbauten Dämme wurden niedergerissen und wieder wollten sich die Fluten nach dem Norden, in den Tanasee, und von ihm weiter in den Nil, der jetzt wieder das erquickende Maß und den fruchtbaren rötlichen Schlamm der abessinischen Hochebene mit sich brachte und den Feldsaaten ihre Frucht hundertfältig vermehrte.

Sage, Märchen? Wer weiß? Auf jeden Fall schrieb um 1525, in der katholischen Zeit des Landes, ein Portugiese, Alvarna, aus dem Abessinierlande in seine Heimat, er habe vom Negus den Auftrag erhalten, portugiesische Hilfe zu erbitten zur Erbauung von Dämmen, die sicher ganz Aegypten zunieren würden. Und der gewaltige Vicekönig Indiens, Alfonso Albuquerque, dem Portugal sein indisches Kolonialland zu verdanken hat, soll persönlich dreimal Pläne ausgearbeitet haben um das Werk Lalibalas zu erneuern; doch er scheiterte an dem Unverständnis der Heimat für derartig gigantische Pläne. Aber es wußten um solche Möglichkeit die Kalifen von Kairo; nur so sind die reichen Geschenke zu verstehen, die sie ständig an den christlichen abessinischen Herrscher schickten. Und der erste Europäer, der in der Neuzeit die Ufer des Tanasees betrat, der Schotte Bruce, zitiert in seinem 1790 erschienenen Reisewerk einen Brief des später heilig gesprochenen Negus Tkecla Heimanot aus dem Jahre 1768, in dem dieser nach Kairo schreibt: „Der Nil wird dazu dienen euch zu bestrafen, da Gott uns Macht über seine Quellen und seine Ueberschwemmungen gegeben hat und wir die Herren sind, die über seine Wasser verfügen können um euch Schaden anzutun." Dies war deutlich genug und tat auch seine Wirkung: der Abessinier erhielt Genugtuung für den gelochenen Gesandtenmord. Und Fischka, dessen Buch über Abessinien wir diese geschichtlichen Erinnerungen entnehmen, meint sogar, daß Napoleon diese Worte kannte, als er sich für das ägyptische Abenteuer vorbereitete; auf jeden Fall schickte er gleich nach Betreten des Nillandes Abgeordnete an dem fernen Negus.

Der Irrtum mit dem weißen Nil

Trotzdem aber verlor das neunzehnte Jahrhundert die Bewußtheit dieser Tatsache. Zwar gelang es ihm endlich, das Geheimnis der Nilquellen zu enträtseln. Aber der ganze Hauptnachdruck wurde auf den weißen Nil gelegt: er schien allein in Betracht zu kommen. So war es kein Wunder, daß die Engländer mit der ganzen Zähigkeit ihrer Rasse zielbewußt das ganze Land rund um den weißen Nil besetzten und durch zahlreiche, riesige Staudämme sich des ganzen Wassers bemächtigten. Und so wichtig schien ihnen dieser Besitz, daß sie es sogar auf einen Krieg mit Frankreich ankommen lassen wollten, als sich diese bei Faschoda der Millinie näherten.

Heute aber weiß das ganze Imperium, daß dieser ganze Besitz wertlos ist, wenn nicht auch der blaue Nil und die Atbara und der Tanasee unter englischer Kontrolle steht. Man nehme einige nackte Zahlen und man wird verstehen. Dort wo der weiße und der blaue Nil sich einen, bringt der eine im April 540 Sekundenkubikmeter, der andere, der blaue nur 150. Im November aber, wenn die Zeit des höchsten Wasserstandes ist, dann führt der weiße Nil das Doppelte herbei, 1220 Sekundenkubikmeter, der blaue aber fast das zwanzigfache, nämlich 5750 und die Atbara, die in den beiden Monaten ganz versiegt, ehe sie den Nil überhaupt erreicht, 3110 Sekundenkubikmeter. Diese Zahlen beweisen eindeutig, daß zwar dem weißen Nil die Stetigkeit des Nilregimes reichlichst zu verdanken ist, daß aber die so notwendige Nilflut fast ganz von den Strömen herrührt, die vom abessinischen Hochland kommen.

Eine Schicksalsfrage:

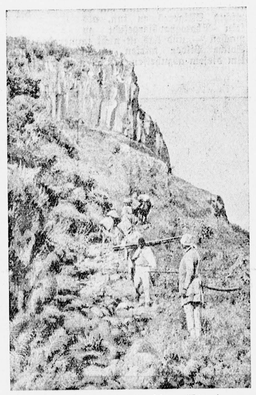
Oder mit anderen Worten: der Herr des Tanasees und der Provinz Godscham ist der wahre Herr des Nils! Er kann das berauschende Naß strömen lassen, wohin er will. Denn bei dem heutigen Stand der Technik dürfte das wohl möglich sein. So hat England in allen und jeden Verträgen, die es mit Abessinien oder mit solchen Staaten, die ihre Hand nach dem Hochlande auszustrecken schienen, immer wieder die eine Klausel aufnehmen lassen, daß niemand dort am Tanasee Dämme und Bauten errichten lassen dürfe, denen England seine Zustimmung versagte.

Solche Verträge genügten bei einem Staate wie Abessinien, genügten auch bei einem noch schwachen und unfriedlichen Italien, wie es vor dem Kriege und nach dem Kriege war. Seit aber die Kraft des Landes durch Mussolini und den Faschismus in unerhörtem Maße gewachsen ist, ob da papierene Klauseln genügen? Das ist letzten Endes die Frage, vor die sich England gestellt sieht, und die es zu beantworten gilt. Und diese Antwort entscheidet über Krieg oder Frieden und entscheidet letzten Endes über die Machtstellung Englands und Italiens in Afrika. Ja, es ist ihre Schicksalsfrage schlechthin.

Dr. Sch.

Zur englisch-italienischen Spannung

Unsere Karte gibt eine Uebersicht über das Gebiet, auf dem eine der größten weltpolitischen Entscheidungen ausgetragen zu werden droht. Die italienischen Gebiete sind schwarz eingezeichnet. (Graphische Werkstätten, K.)



Der Schauplatz der künftigen Kämpfe

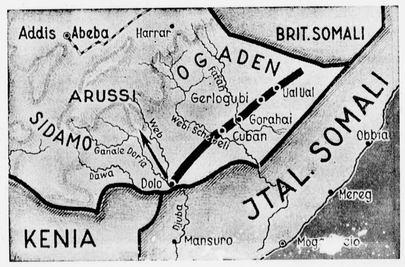
In den letzten Kriegsberichten von der abessinischen Nordfront spielt der Takazzefluß eine bedeutende Rolle. — Unser Bild zeigt den Abstieg in die Takazzeschlucht bei Lalibela. (Steinlehner, K.)

Ein Madonnenbild für die abessinische Front

Mit der Alpendivision „Pusteria" wurde auch das bekannte Gnadenbild der Madonna di Faenza in Neapel nach Ostafrika eingeschifft. Kardinal Ascalesi hat alle Söhne Italiens jenseits des Meeres unter den Schutz dieses wundertätigen Bildes gestellt. (Weltbild, K.)

Die neue Lage an der Südfront →

Nach den letzten Meldungen haben die Italiener die Provinz Ogaden vollständig geräumt und ihre Truppen auf die Linie Ual-Ual — Gerlogubi — Gorahai — Cuban — Dolo zurückgenommen. Es ist dies im wesentlichen ihre Ausgangslinie bei Beginn der Feindseligkeiten. Wie es weiter heißt, ziehen die Italiener an der Dreiländerecke südlich von Dolo bedeutende Truppenmengen zusammen, angeblich, um von hier aus einen Vorstoß in das Herz Abessiniens zu unternehmen. (Graphische Werkstätten, K.)



←

Brausebad in Abessinien

Zu den begehrtesten Genüssen der italienischen Soldaten in Ostafrika gehört bei der tropischen Hitze ein Brausebad. Wenn auch das Wasser durchaus nicht kalt ist und solch ein Brausebad recht umständlich ist, so ist es doch für diejenigen, die unter dem rieselnden Wasser stehen, eine Wonne. (Presse-Photo, K.)

Ritt ins Saarland

Von Johann Wolfgang Goethe

In diesen Tagen, da wir der Heimkehr des durch das Friedensdiktat von Versailles abgetrennten Saarlandes ins Reich freudig gedenken, mag nachstehend auch Goethe zu Wort kommen mit einem Bericht über einen Ritt ins Saarland, den er in seiner Straßburger Zeit, also 1770/71, mit seinen Freunden Engelbach und Weyland unternahm und über den er uns im zehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" ausführlich erzählt, weil diese Reise, wie er sagt, „in manchem Sinne folgereich" für ihn gewesen ist.

In der Residenz

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten und bei Lützelstein, einem alten Bergschloß in einer sehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen und in die Region der Saar und Mosel hinabstiegen, fing der Himmel an sich zu trüben, als wollte er uns den Zustand des rauheren Westreichs noch fühlbarer machen. Das Tal der Saar, wo wir zuerst Bockenheim, einen kleinen Ort, antrafen und gegenüber Neusaarwerden, gut gebaut, mit einem Lustschloß, erblicken, ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuß eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die eines ehemaligen Gestütes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; sie dienen gegenwärtig, zu solchen Zwecken freilich sehr wohl gelegen, als Meierei. Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punkt in einem so felsig waldigen Lande. Die Stadt, klein und hügelig, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgebaut, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuser alle grauweiß angestrichen sind und die verschiedene Höhe derselben einen mannigfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem schönen, mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze steht die lutherische Kirche, in einem kleinen, über dem Ganzen entsprechenden Maßstabe. Die Vorderseite des Schlosses liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterseite dagegen am Abhange eines steilen Felsens. Diesen hat man nicht allein terrassenweis abgearbeitet, um bequem in das Tal zu gelangen, sondern man hat sich auch unten einen längsviereckten Gartenplatz durch Verdrängung des Flusses an der einen und durch Abschroten des Felsens an der andern Seite verschafft, worauf denn dieser ganze Raum erst mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden. Die Zeit dieser Unternehmung fiel in die Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architekten zu Rate zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landschaftsmalers zu Hilfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Tierbare und Fische, deuteten auf einen lebenslustigen Besitzer, wie der verstorbene Fürst gewesen war; der gegenwärtige befand sich nicht am Orte. Präsident von Günderode empfing uns aufs verbindlichste und bewirtete uns drei Tage, besser als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntschaften, zu denen wir gelangten, um mich vielseitig zu unterrichten. Das gemütreiche Leben des vorigen Fürsten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannigfaltigen Anstalten, die er getroffen, um Vorteile, die ihm die Natur seines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Interesse der Vergangenheit eingeweiht und die Lust zu den ökonomischen und technischen Betrachtungen, welche mich einen großen Teil meines Lebens beschäftigt haben, zuerst erregt. Wir hörten von den reichen Dutweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge, und rüsteten uns, diese Wunder in der Nähe zu beschauen.

Die Schätze des Landes

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, der aus einem herrlichen, fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen, und die nur durch den inneren Gehalt ihres Schoßes uns anziehen können. Kurz: hintereinander werden wir mit einem einfachen und einem komplizierten Maschinenwerke bekannt, mit einer Sensenschmiede und einem Drahtzug. Wenn man sich an jener schon erfreut, daß sie sich an die Stelle gemeiner Hände setzt, so kann man diesen nicht genug bewundern, indem er in einem höheren organischen Sinne wirkt, von dem Verstand und Bewußtsein kaum zu trennen sind. In der Alaunhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieses so nötigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, festen, kalkigen, erdigen Wesens bemerkten und dessen Nutzen erforschten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es sei der Schaum, der sich beim Alaunsieden obenauf werfe und den Herr Stauf sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen. — „Lebt Herr Stauf noch?" rief mein Begleiter verwundert aus. Man besahe es und versicherte, daß wir nach unserm Reiseplan nicht weit von seiner einsamen Wohnung vorbeikommen würden.

Der „brennende Berg"

Unser Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwasser hinuntergeleitet wird, und an den vornehmsten Stollen vorbei, den sie die „Landgrube" nennen, woraus die berühmten Duttweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn sie trocken sind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die schönste Irisfolge spielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finsteren Stollenschlünde zogen uns jedoch um so weniger an, als der Gehalt derselben reichlich um uns her ausgeschüttet lag. Nun gelangten wir zu offenen Gruben, in welchen die gerösteten Alaunschiefer ausgelaugt werden, und bald darauf überraschte uns, obgleich vorbereitet, ein seltsames Begehris. Wir traten in eine Flamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Höhle war nahezu glühend, mit rötlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klüften hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. Ein so zufälliges Ereignis, denn man weiß nicht, wie diese Strecke sich entzündete, gewährt der Alaunfabrikation den großen Vorteil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges besteht, vollkommen gebrannt daliegen und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war einstanden, daß man nach und nach die kalzinierten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieser Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmutiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Höhle folgte und sich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume standen schon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die, noch ganz frisch, jene Glut nicht ahneten, welche sich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verschiedene Oeffnungen, andere hatten schon ausgeraucht, und so glomm dieses Feuer bereits zehn Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminiert ist. Es kam sich auch auf Klüften durch frische Kohlenlager durchziehen; denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Werkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein starker Dampf den Arbeitern entgegendrang und sie vertrieb. Die Oeffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbei den Weg zur Residenz unseres einsiedlerischen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwischen Bergen und Wäldern; die Täler nehmen daselbst sehr mannigfaltige und angenehme Krümmungen, ringsumher ist der Boden schwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zutage aus. Ein Koksemphisosoph — Philosophus per ignem*), wie man sonst sagte — hätte sich wohl nicht schicklicher ansiedeln können.

Der unzufriedene Herr Stauf

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund sogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfing. Freilich konnten wir aus seinen Reden vermerken, daß das Alaunwerk sowie manche andere wohlgemeinte Anstalt wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umstände die Unkosten nicht trage, und was daraus werden mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die bei einem innigen Gefühl dessen, was mit Naturprodukten alles zu leisten wäre, sich in einer abfurzen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebensachen gefielen und bei unzulänglichen Kenntnissen nicht fertig genug dasjenige zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und merkantilischer Vorteil zu ziehen ist. So lag der Nutzen, den er sich von jenem Schaum versprach, sehr im weiten; so zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg aufgeheft hatte.

Bereitwillig und froh, seine Klagen einem menschlichen Ohre mitzuteilen, schleppte sich das hagere, abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel, mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen den Berg hinauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand sich eine zusammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag der vielfachen Absichten alles zusammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürsten trieb man das Geschäft aus Liebhaberei, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweisen war.

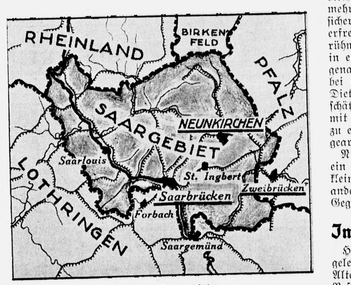
Nachdem wir unseren Aepten seiner Einsamkeit überlassen, eilten wir — denn es war schon spät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigsten und wunderbarsten Werktätigkeiten des menschlichen Kunstgeschicks im Vorübergehen kennen lernten.

*) Philosoph durchs Feuer.

Ein überraschendes Feuerwerk

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessierten uns junge Burschen einige lustige Abenteuer und bei einbrechender Finsternis unweit Neukirch ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Talgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch das glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wütend, die Ofen betäubt und die Flamme verweht, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist.

Aber ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tages konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heiteren Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude, kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glastüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehn. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finsteren Erde, die gegen den heiteren Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft, die rubige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den hinten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es entbüllte sich immer mehr und mehr und trieb mich von einem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem frühesten abzureisen.



Karte des Saargebietes

Im Schatten der Vergangenheit

Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Altertums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften wie auch Bauernhöfen zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte gar wundersam entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht. Keine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübde abstattet. Die Burg selber liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses. Von dem Turm überfah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitert sich der große Hagenauer Forst, und die Türme dieser Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch Reichshofen, wo von Dietrich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ und nachdem wir von den Hügeln bei Nieder-Modern den angenehmen Lauf des Moderflüßchens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlen-Gruben-Visitation, die zu Duttweiler freilich etwas ernsthafter wurde gewesen sein, und ritt durch Hagenau, auf Nichtswegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim.

Zweibrücken und Bitsch

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Hinweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das als eine schöne und merkwürdige Residenz wohl auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläufigen regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Dressieren der Parforceperde wohl eingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um die ausspielen zu lassen. Wir besuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläufig ist, mit großen und künstlichen Fässern versehen. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen. Zwischen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verliert sich nach Getreide umzusehen. Den Hornbach zur Seite stiegen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden und ein Teil in die Saar, ein Teil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehen. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und der oben liegenden Festung unsere Aufmerksamkeit nicht versagen. Diese ist teils auf Felsen gebaut, teils in Felsen gehauen. Die unterirdischen Räume sind besonders merkwürdig; hier ist nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menschen und Vieh, sondern man trifft sogar große Gewölbe zum Exerzieren, eine Kapelle und was man unter der Erde sonst fordern könnte, wenn die Oberfläche benutzbar würde.

Saarlautern aus der Taufe gehoben

Reichsminister Dr. Frick gab der Stadt Saarlouis den deutschen Namen Saarlautern und noch am gleichen Tage wurden, wie das Bild zeigt, die Namenschilder ausgewechselt. (Scherl Bilderdienst, K.)

Lustiges Allerlei

Anekdoten um Käpt'n Bruns

von Karl Lerbs

Der Glückspilz

Als Käpt'n Bruns eines Tages in urbehaglicher Betrachtung durch den Bremer Freihafen schlenderte und gemächlich die mit dem Hafenbetrieb verbundenen Gerüche einzog, sprach ein wißbegieriger Fremder ihn an und wollte etliches wissen. Käpt'n Bruns gab leutselig Auskunft.

„Sie haben auf Ihren Fahrten doch gewiß vielerlei erlebt?" fragte der Fremde.

Käpt'n Bruns fächelt, verbannte und spuckte mit mörderischer Treffsicherheit auf ein Stück Apfelsinenschale, das im Wasser schwamm.

„Da können Sie auf alle Fälle sagen."

„Auch mal einen Schiffbruch?" forschte der Fremde weiter.

Käpt'n Bruns nickte. „Auf 'ner einsamen Insel hat es mir verschlagen, wo weiter nicht viel auf war."

„Das war doch gewiß schrecklich?"

„Schrecklich war das garnich" sagte Käpt'n Bruns. „Das war das größte Glück, das mir dicke ins Fahrwasser gekommen is."

Der Fremde knurrte.

„Männlich" erklärte Käpt'n Bruns, „da waren zwei mit bei: Der Steuermann un 'en Jaß Rum. Un was der Steuermann war, der war Abstinent".

Mann über Bord

Ein Herr Lehmkuhl, der in der Humboldtstraße zu Bremen unter Käpt'n Bruns wohnte und im allgemeinen mit dieser Unterbringung durchaus zufrieden war, sah sich dennoch veranlaßt, nach der Ursache einer seltsamen Erscheinung zu forschen. In den Zeiten nämlich, wo Käpt'n Bruns daheim ein paar Tage von seinen Fahrten (und Landbesuchen) ausruhte, wurde Herr Lehmkuhl allnächtlich durch einen schweren und dumpfen Plumps geweckt, der sich droben im Bruns'schen Schlafzimmer ereignete. Dem Plumps folgte ein dumpfes Gemurmel, das als die gedämpfte akustische Auswirkung mannhafter internationaler Seemannsflüche anzusprechen war. Danach trat droben Ruhe ein; Herr Lehmkuhl aber brannten leichte schmerzend und verzehrlich die Rückkehr in den Schlaf.

Infolgedessen heischte er eines Tages Aufklärung.

„Tjae", sagte Käpt'n Bruns verschämt, „doch 'n Uebel dass as ich dicka zu. Das müssen Sie mir vielmals nich für unjut nehmen; da kann ich nir an tun. Wenn ich an Bord bün un in meine Koje verstaut liege, denn liege ich sich fest, und wenn der Kasten bei Windstärke 12 klopf steht. Wenn ich aber an Land bün un in mein Bett liege, un da rührt sich nix, dann fall ich dichede Nacht über die Reling."

Garn

Käpt'n Bruns hatte Urlaub und wollte ihn natürlich am Wasser verbringen. Er stand an der Reling des Bäderdampfers und starrte mißbilligend ins Meer — oder wenigstens in das, was die Landratten im Wattenmeer so zu nennen pflegen. Ein Professor aus Magdeburg redete ihn wissensdurstig an:

„Sagen Sie, lieber Mann — was sind das eigentlich für rote Dinger, die da im Wasser schwimmen?"

Käpt'n Bruns spuckte hart in den Wind. Wer einen Seekapitän mit „lieber Mann" anredet, muß sich vorher fragen, ob er die Folgen zu tragen imstande ist.

„Das sünd Bojen" sagte er.

„Bojen —?"

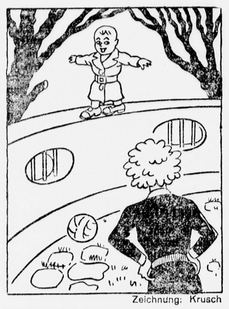
„Nä. Bojen". (Käpt'n Bruns war überzeugt, „Bojen" gesagt zu haben.)

„Aha". Der Fremde starrte die „Dinger" tatlos an. „Sagen Sie, lieber Mann, wozu dienen denn diese Bojen?"

„Die hat der Tierschutzverein da hingelegt", sagte Käpt'n Bruns.

„Der Tierschutzverein —?"

„Dscha. Zum Ausruhen for die Seehunnen."



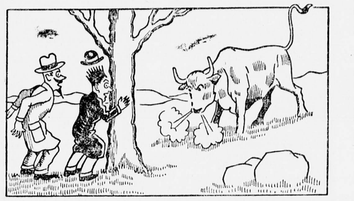
Zeichnung: Krusch

„Otto, wie oft habe ich dir schon gesagt, daß du nicht auf der Mauer herumklettern sollst?"

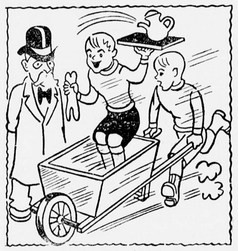
„Elfmal, Mutti!"

„Um Gottes willen, — wissen Sie, wie man einen wilden Stier behandelt?"

„Ich weiß nur, daß man ihn bei den Hörnern packen soll!"

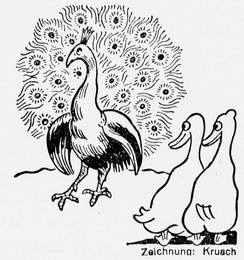


„Jetzt klopfe ich — hupp — schon eine halbe Stunde. Da scheint doch niemand — hupp — zu Hause zu sein!"



„Was macht ihr denn da wieder für einen Unsinn?"

„Gar keinen, Herr Weichbrod, Otto will Speisewagenkellner werden, und da üben wir schon ein bißchen!"



Zeichnung: Krusch

Anschauungssache

„Siehst du, so was könnte ich auch mal tragen!"

Das kommt davon

„Je", segat Hein, „hät' morj'n Hebb' ick dat Meer all blau gefehn."

Pieter schüttelt mißbilligend den Kopf: „Wat supst ook schon in der Früh'!"

Angewandte Technik

„Dieses Bild ist von dem Maler, der neulich bei uns zum Kaffee war."

„Man erkennt seine Technik! So dick streicht er auch die Butter!"

Ein Unersättlicher

Willi durfte mit der Tante im Theater ein Kindervorstellung ansehen: „Schneewittchen und die sieben Zwerge." Mem[los] fulgte er — so erzählt man uns — die Vorgänge auf der Bühne. Tiefraurig blickte [er] sonst so hellen Augen, als das arme Schneewittchen plötzlich gestorben war — helles Gelächter erschallt auf seinem Gesichtchen, als es vom Tode erweckt und dem schönen, glänzenden Prinzen als Gattin angetraut wurde. Als der Vorhang zum letzten Male gefallen war und Willi noch mit offenem Munde, [aber] verklärt blickend, dasaß, sagte die Tante: „Nun ist's aus, Willi — komm, laß dir deinen Mantel anziehen, wir gehen jetzt nach Hause."

„Nein" sagte Willi trotzig, „ich will nicht nach Hause". Und er fröhlich sich energisch gegen den Mantel. „Aber, Kind, liebst du nicht alle [Mär]chen?" meinte die Tante; „es ist [doch] gar nichts mehr gefehlt. Schneewittchen ist wieder lebendig und hat ihren Prinzen gefreiat und ist jetzt wieder Frau Königin, [und] ist die Geschichte aus." — Nun aber brach Willi los, daß man es durchs ganze Theater hörte: „Noch — mehr", brüllte er. „Ich will auch auf die Hochzeit!"

Schlagfertig

„Mama", erklärt Fritzchen, „Großmama ist mich immer zweimal Obstorte nehmen, ich bei ihr zu Besuch war."

„Das hätte sie nicht tun sollen. Einmal für so kleine Leute genug. Je älter du wirst, desto besser wirst du alles einsehen."

„Nun, ja. Großmutter sieht eben alles doppelt ein, sie ist ja viel älter als du."

Perfekte Küchin

Herr: „Pfui Teufel! Wie schmeckt denn [der] Tee?"

Frau (zur Köchin): „Auguste, was hast [du] Sie denn mit dem Tee gemacht? Ich [habe] Ihnen doch gesagt, Sie sollen ihn gerade so [wie] schütten wie den Kaffee!"

Auguste: „Allerad, so hab ich's gemacht, [gnä]dige Frau, ich müßt nur a bißl g'viel [Kaffee] dorwischt habe."

Mit kleiner Münze

Ein etwas protziger Hausherr liebte es, [seinen] Gästen den Preis der ihnen vorgesetzten Speisen mitzuteilen. „Dieser Wein", [sagte] er zu seinem Freunde, der bei ihm aß, „kostet mich sechs Mark die Flasche."

„So?", sagte der Gast und füllte sein Glas aufs neue. „Dann nehme ich noch für fünf [Mark] zig Pfennig."

Kinderlogik

„Bitte, Mama, gib mir ein Stückchen Kuchen. Ich kann doch meinen Kaffee nicht so — trocken trinken."

*

„Aber Hänschen, wo sind denn all die Erdbeeren? Hast du wirklich den ganzen Teller voll gegessen?"

„Nein, ich habe den Teller leer gegessen."

*

Fred: „Wie heißt das neue Baby?"

Mutter: „Das Baby hat noch keinen Namen."

Fred: „Wie wußtest du denn, daß es [ein Mädchen] hergehört?"

*

Der vierjährige Willy läßt sich gern zum Essen bitten. Auch heute weiß er die Situation von sich mit den Worten: „Ich will nicht, Mama!"

Hierauf die Mutter böse: „Ein kleines Kind sagt nicht: Ich will nicht. Ein [artiges] Kind hat keinen Willen."

Eine Weile steht Willi nachdenklich da, dann ruft er schnell gefaßt: „Gut, Mama, dann mag ich nicht essen. Einen Magen hat doch ein kleines Kind."

*

„Aber, Kurtchen, warum schüttest du denn den Hühnern Kakao in die Schüsseln?"

„Damit sie Schokoladeneier legen. Mutti

Wir raten der Hausfrau

Wunderhübsch sieht weiße oder lustig bunte Wollkleidung zum Wintersport aus, aber nur, wenn sie auch schön gewaschen und gepflegt ist. Das Waschen der Wolle ist nicht schwierig, wenn man die Hauptpunkte kennt, die unbedingt zu beachten sind. Man enthärtet das Wasser zum Waschen der Wollwäsche mit Borax, weil die Feier dadurch weniger angegriffen wird. Auch weicht man Wolle, besonders, wenn sie etwas schmutziger ist, lieber gut ein, damit man nachher beim Waschen nicht reiben oder rubbeln muß, denn dadurch würden die besonders empfindlichen Fasern der Wolle leiden. Als Einweichmittel benutzt man mit Vorliebe ein sogenanntes organisches, weil dieses ganz besonders schmutzlösend wirkt. Wenn man bunte Wäsche behandeln will, muß man selbstverständlich schon vor dem Einweichen feststellen, ob die Farben echt sind und nicht auslaufen, denn nur dann lassen sie sich auch einweichen. Zum Waschen der Wolle wählt man eine milde Seife oder Seifenflocken, weil alle scharfen Seifen die Farbe und die Faser angreifen würden. Mit lauwarmem Wasser macht man sich unter Zusatz von Borax als Entschmutzungsmittel eine starke schäumende Seifenlauge, die man auch noch schaumig schlagen kann. In diesem Seifenschaum wird die Wollwäsche gedrückt, gefnetet, ähnlich wie ein Kuchen, aber auf keinen Fall gerieben. Man muß immer wieder die Seifenlauge hindurchpressen, die den durch Einweichen gelösten Schmutz mit sich nimmt.

Sehr wichtig ist nun die fernere Arbeit des Spülens. Man wäscht Wolle im allgemeinen zuwarm, und kann man auch lauwarm spülen. Das zweite Spülwasser kann etwas kühler sein und das dritte in der Temperatur des Raumes, in dem die Wäsche trocknen soll. Das Wesentliche ist, daß die Wollfaser nicht einem schroffen Temperaturwechsel ausgesetzt wird. In das Spülwasser für weiße Wolle gibt man gern ein paar Eßlöffel Wasserstoffsuperoxyd, weil es bleichend wirkt. Für farbige Wolle nimmt man Essig in das Spülwasser, damit die Farben nicht ineinanderlaufen. Wenn doch einmal die Farben nicht ganz waschecht sein sollten und verwaschen sind, kann man sich noch dadurch helfen, daß man das fertig gespülte Stück in süße Milch legt, und zwar so lange, bis diese von selbst ganz sauer geworden ist.

Zum Trocknen hängt man wollene Kleidungsstücke besser nicht auf eine Leine, sondern man legt sie auf eine luftdurchlässige Unterlage, und zwar gleich in der Form, in der sie trocken getragen werden soll. Bei Jacken oder einem Pullover muß man vor dem Waschen die Länge, die Länge der Aermel, die Breite der Schultern, und legt dann das feuchte Kleidungsstück genau in die Form. Besser rechnet man aber einige Zentimeter weniger für die Länge, weil sich Wollwäsche sowieso beim Tragen etwas ausdehnt.

Wollene Kleidungsstücke sollen möglichst rasch trocknen, deshalb schlägt man sie in Frottiertücher, rollt diese zusammen und preßt das Wasser durch Klopfen und Schlagen soweit wie möglich heraus. (Näheres über die Behandlung der Wäsche und Wollwäsche in Heft 1 der Hauswirtschaftskunde „Richtig waschen", herausgegeben im Auftrage des Deutschen Frauenwerkes im Verlage Otto Beyer, für 90 Pf. in jeder Buchhandlung zu haben.)

Sehr angenehm ist es, wenn man gerade für den Winterport wasserdichten Lodenstoff hat. Man kann sich Lodenstoff auch selber wasserdicht machen; allerdings wird er dabei nicht so vollkommen wasserdicht wie ein gekaufter Stoff. Man macht sich eine Seifenlösung zurecht, in die man als Entkärtungsmittel Borax gibt. Dann nimmt man auf je ein Liter Wasser 15 Gramm Seifenflocken und weicht in der schaumig geschlagenen Lösung den Lodenstoff ein, dann nimmt man ihn heraus, preßt vorsichtig das Wasser aus und legt das Stück in eine kräftige Lösung von essigsaurer Tonerde. In dieser Lösung bleibt der Stoff ein bis zwei Tage liegen, wird dann herausgenommen und sehr vorsichtig ausgepreßt, aber nicht eigentlich ausgewrungen. Er wird zum Trocknen aufgehängt und ist dann ziemlich wasserdicht.

Der praktische Haushalt

Für das gelegentliche Abreiben der Lederpolstermöbel mit fetthaltigen Substanzen ist gewöhnlich reine Vaseline ohne Parfümierung zu empfehlen. Solche Vaseline, wie sie für wenige Pfennige überall zu haben ist, erfüllt teure Lederpolsturmittel vollkommen. Man reibe die Möbel leicht damit ein, lasse einige Stunden verstreichen und poliere dann mit einem weichen Flanellappen nach.

Wissen Sie schon, daß Seidenstoffe, besonders Crepe de Chine und auch reinseidene Strümpfe ihren alten schönen Glanz wiedererlangen, wenn dem Spülwasser einige Stückchen Zucker beigegeben werden?

Wenn sich infolge längeren Gebrauchs die Stricknadeln aus Zelluloid verbogen haben, dann hilft ein einfaches Mittel, sie wieder gerade zu bekommen. Man lege sie in eine Schüssel voll heißen Wassers; sie werden nach ganz kurzer Zeit sehr weich und lassen sich mit wenig Handpressen richten. Sind sie sehr verbogen, dann rolle man sie auf dem glatten Tisch unter dem Nudelbrett hin und her, bis sie gerade sind. Nach dem Ausrichten werden sie zum Zwecke der Härtung in kaltes Wasser gelegt.

Unterden Teppichen werden die Parkettfußböden nicht regelmäßig gepflegt. An sich hat die Hausfrau Recht, wenn sie diese gerade nicht angenehme Arbeit für überflüssig hält. Der Fußboden bzw. das Holz wird durch mangelnde Pflege nicht besser. Der Staub zieht durch die Teppiche hindurch, und schnell ist das Holz grau geworden. Wer seinen Fußboden davor bewahren will, der fette das Holz unter den Teppichen tüchtig ein, nachdem es vorher abgezogen worden war. Auch das gelegentliche Nachreiben mit Terpentin hilft, das Parkett sauber zu halten an Stellen, wo nicht ständig mit dem Mop gearbeitet wird.

Welt der Frau

Hausgemeinschaft / Von Klara Wirz

Oh es die in den Häusern unserer Städte wohl noch gibt? In den besseren Wohnungen ist es vielfach so, daß jeder in seiner abgeschlossenen Etage ein Leben führt, an dem die Mitbewohner keinen Anteil haben. Man kommt über einen höflichen Gruß und eine abgedroschene Phrase beim Begegnen meist nicht hinaus. Und wo die Enge des Daseins viele Familien in einem Hause unterbringen muß, da lassen die kleinen Zusammenstöße des Alltags, Mißgunst und Argwohn, Unverträglichkeit oder Unzuverlässigkeit der einen oder anderen Partei einen schönen Gemeinschaftsgeist selten hochkommen.

So lohnt es sich denn wohl, von einer Hausgemeinschaft zu erzählen, die schon jahrelang gänzlich ungetrübt besteht und noch viel Kraft zu weiterem Blühen in sich trägt. Es sind sieben sachliche Familien des Mittelstandes, die dort miteinander wohnen. Da alle von gediegener Seßhaftigkeit sind, gab es seit Jahren keinen Umzug. Wie eine große Familie sind die sieben. Keiner erlebt eine besondere Freude, an der nicht die anderen teilhaben. Bedarf einer eines Rates, so ist die Hausgemeinschaft der Kreis, in dem man ihn zu finden sucht und meist auch findet. Eine freundliche Höflichkeit gibt dem Verkehr im Hause seine Note. Und daß diese Haltung aus dem innersten Wesen aller erwächst, beweist die entgegenkommende Gefälligkeit, die einer dem anderen erweist. Kann eine Hausfrau irgend etwas nicht leisten, so springt die andere helfend ein. Als jüngst eine Mutter, die ihr krankes Kind pflegen mußte, nicht zum Ausspülen der Wäsche kam, verrichteten stillschweigend des Hauses wackere Heinzelmännchen die Arbeit, ohne daß die Mutter darum bitten mußte. Eine alleinstehende Witwe, die wochenlang krank lag, war bei den Mitbewohnern in der treuesten Pflege. Weil dieser Gemeinschaftsgeist echt und wahr ist, gibt es auch keine Scheelsucht, keinerlei Neiden hinter dem Rücken.

Noch eines muß ich zum Ruhme dieser Gemeinschaft sagen: sie kennt ihre Grenzen. Es ist wie ein stillschweigendes Uebereinkommen, daß keiner den anderen in seiner Wohnung überläuft; daß man innere Angelegenheiten der Familie in der Hausgemeinschaft nicht rumträgt; daß man nicht anderer Leute Kinder zu erziehen versucht; daß man nicht ewig beieinander ausleiht.

So steht diese Hausgemeinschaft auf gediegenem Grunde. Sie ist ein Stück ehrenvoller Ueberlieferung, das auch schon in den Kindern des Hauses lebt und an dem sie auf natürliche Weise in die Forderungen der Volksgemeinschaft hineinwachsen.

Vereinsamte Menschen

Die Gefahren der Zurückgezogenheit — Nur Gemeinschaft bringt Rettung

Einsamkeit, erzwungene Einsamkeit, ist eins der schlimmsten Uebel, das den Menschen befallen kann. Auf dem Lande und in den kleinen Städten trifft man diese vereinsamten Menschen seltener; hier sorgen Nachbarn und Freunde dafür, daß einer bei lebendem Leibe nicht ganz ausgeschieden wird aus der Gemeinschaft der anderen. Doch in den größeren Städten, wo keiner den anderen kennt, wo sich nicht einmal die Bewohner eines Hauses zu Gesicht bekommen, da kann ein Mensch auf die fürchterlichste Weise vereinsamen. Niemand fragt nach ihm, und oft genug kommt es vor, daß erst nach Tagen oder Wochen so ein für sich lebender Mensch tot in seiner Wohnung gefunden wird. Wir können vermuten, daß ein armes und trauriges Leben seinen Abschluß gefunden hat. Dieser Mensch hatte die Beziehung zu seinen Mitmenschen verloren.

Bisweilen geschieht das schon in jungen Jahren. Wer keine große Familie hat und auf Freunde angewiesen ist, vereinsamt natürlich leichter als ein Mensch, der unter zahlreichen Brüdern, Schwestern und sonstigen Anverwandten aufwächst, jung heiratet und wieder eine zahlreiche Nachkommenschaft aufzieht. Daß so jemand im Alter über Einsamkeit zu klagen hat, kommt selten vor. Irgend jemand von der weiteren oder näheren Verwandtschaft bekümmert sich um ihn, nie wird er das Gefühl haben, ganz verlassen zu sein.

Jemand, der zur Vereinsamung neigt, wird in den meisten Fällen in seinen jüngeren Jahren sehr viel an sich selber gedacht und sich selber als Hauptperson alles Geschehens empfunden haben. Hätter er sich mehr um die anderen Menschen und deren Wohlergehen bekümmert, so wäre ihm das bittere Los des Ueberflüssigwerdens wahrscheinlich erspart geblieben. Der Mensch muß rechtzeitig anfangen, sich für seine Umwelt zu interessieren, und darf nicht nur über sich selber oder Probleme des Lebens grübeln.

Ein bekannter Arzt weist darauf hin, daß er seine seelischen Kranken, wenn sie ihm sagen, daß sie keinen Freund besitzen, regelmäßig veranlaßt, täglich ein oder zwei Stunden spazieren zu gehen und die Bäume und Blumen zu betrachten. Wenn es auf diese Weise gelingt, sie für die Natur zu interessieren, ist meist der Weg zur Heilung der seelischen Depression beschritten.

Frauen, die ihren Mann verlieren und seine Kinder hatten, geraten sehr oft in diesen Zustand einer beklagenswerten Einsamkeit. Eine Frau, die sich in dieser Lage befand und selber nicht glaubte, daß sie jemals noch wieder Interesse für das Leben bekommen würde, wurde eines Tages von einer Nachbarin gebeten, für den Abend bei ihren beiden Kindern zu bleiben, da sie selber fortgehen mußte. Die einsame Frau tat es, und sie begriff, daß das Geplauder der fröhlichen Kinder das beste Mittel war, ihr über ihren eigenen Kummer hinwegzuhelfen. Sie wurde eine Art Mutter für alle Kinder in ihrer Nachbarschaft, und beinahe täglich kommt irgendeins Mutter zu ihr und bittet sie, ihre Kinder für einige Stunden zu betreuen. Sie hat eine Lebensaufgabe gefunden und ist nicht mehr einsam.

So lange der einsame Mensch gesund ist, hat er die Verpflichtung, sich um all die schönen Dinge zu kümmern, die das Leben bieten kann. Sehr gute Freunde des Einsamen sind die Bücher. Auch Kino, Konzerte, Theater, nicht zu vergessen das Radio, sind gute Gesellschafter. Darüber hinaus aber braucht jeder Mensch ein wenig menschliches Mitgefühl und Anteilnahme. Er braucht einen Menschen, mit dem er über seine Sorgen und Leiden und über seine Freuden und Beglückungen sprechen kann. Wenn alles, was er empfindet oder erlebt, unausgesprochen bleiben muß, so bildet sich eine böse Schlackenschicht in der Seele, die früher oder später den ganzen Menschen vergiftet und ihn untauglich macht. Es ist also die schlimmste Gefahr für den Menschen selbst, wenn er sich teilnahmslos abschließt und sich nicht um das Ergehen der anderen Menschen kümmert. Wenn man sich freundlich um andere bemüht, werden diese auch nicht ohne Anteilnahme bleiben, bald wird man selber zu vereinsamen droht. Im Leben schon tot zu sein für die Welt, ist vielleicht das allertraurigste Schicksal, das uns überhaupt überkommen kann, und dieses abzuwehren ist meistens in unsere eigene Hand gegeben.

Ilse Wiedemann.

Ein Kind weint . . .

Ein Kind weint. Man zuckt die Schultern: Ach was, Kindertränen! Was das auch soll! Oder: Gebt nicht acht darauf, es weint um nichts und wieder nichts!

Es weint um nichts . . . Dieses Nichts ist manchmal eine erlittene Ungerechtigkeit, eine enttäuschte Hoffnung, eine unverdiente Ohrfeige, ein Ausgezanktsein, das in keinem Verhältnis zur begangenen Untat stand. Oder ein Verrat, ein Zurückstoßen, ein Fallen, ein zerbrochenes Spielzeug, ein Streit mit dem Brüderchen oder der Schwester. Oft ist es wirklich wenig. Oft aber ist es mehr und sitzt viel tiefer, als es den Anschein hat.

Wie oft denken Eltern und Erzieher: „Laßt es, damit gewöhnt es sich für später. Man übt sich nicht früh genug für das Leben." Ja, es ist wahr, das Leben wird dem Kinde mehr als eine Bitterkeit zufügen, es mehr als eine Prüfung lehren. Es wäre falsch, es glauben zu lassen, alles ginge später wie auf Rädern, es wäre falsch, jeden Stoß abzuschwächen, der es trifft. Man soll es vorbereiten auf die Härte des späteren Lebens, seine Widerstandskräfte, körperliche, geistige, seelische wecken.

Aber ob wirklich die frühen eigenen Erfahrungen so viel dazu beitragen, Kinder für das spätere Leben widerstandsfähiger zu machen? Ob wirklich die Kinder, die früh viel gelitten haben, nachher weniger leiden, wenn sie groß sind, besser gewappnet sind gegen die Grausamkeiten des Lebens? Ob wirklich eine harte Jugend ohne Illusionen der beste Ausgangspunkt für das reife Alter ist?

Wird man sich über die Sonne darum beklagen, weil es später doch einmal regnen wird? Oder wünscht irgend jemand, wenn ein Wetter droht, es möge nur sogleich anfangen zu gießen, damit man sich ans Naßwerden gewöhne?

Auch Kindertränen zählen und haben ihr Gewicht. Lächeln. Freude. Begeisterung, auch sie zählen und haben ihr Gewicht. Wie auch die Zukunft der Kinder sein mag, sie werden es nie bedauern, eine glückliche Kindheit gehabt zu haben.

Denkt doch einmal selbst daran, wie es euch zumute war, als ihr oder eben oder zwölf Jahre alt waret. . . .

Büble will nicht photographiert werden — Photo Seidensticker (Deike M.)

Schachaufgabe

Netteke

Matt in drei Zügen

Kontrollstellung: (12 Figuren). Weiß (5 Figuren): König g 7, Dame h 4, Bauer c 7, e 6, f 7. — Schwarz (7 Figuren): König d 6, Dame d 5, Springer d 8, e 5, Bauer b 5, f 5, Läufer e 8.

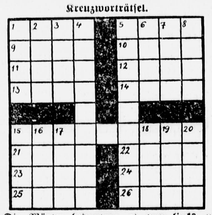
Scharade.

Künstler sind die ersten Zwei,
Was des Menschen Geist erfand
In der Jahre langer Reih',
Bringen meist nur sie zustand'.
Meine Dritte ist ein Dach,
Hoch und niedrig, groß und klein;
Unter ihm ein eng Gemach
Schließt in sich das Größte ein.
Alle drei in Eins vereint,
Sind um Schutze ausgedacht,
Wenn sie Ihnen scheint,
Zeig' ich Ihr volle Pracht.

Wer ist schneller?

Die Strecke von Aburg nach Behosen ist genau einhundert Kilometer lang. Ein Kraftwagen und ein Flugzeug begaben sich auf die Reise von Aburg nach Behosen. Der Kraftwagen fährt mit einer Geschwindigkeit von 50 Stundenkilometer, legt also die Strecke in genau zwei Stunden zurück. Das Flugzeug fliegt 60 Kilometer, wird also über Behosen früher ankommen als der Kraftwagen. Über Behosen kehrt das Flugzeug sofort um und fliegt denselben Weg zurück. Es trifft den herannahenden Kraftwagen, kehrt wieder um, wendet wieder über Behosen, fliegt dem Kraftwagen entgegen, kehrt wieder um und fliegt zwischen Behosen und Kraftwagen hin und her, bis der Wagen in Behosen angelangt ist. Wie groß ist die vom Flugzeug zurückgelegte Strecke?

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: a) von links nach rechts: 1. Gewürz, 5 Feldherr unter Radetzki, 9. Nebenfluß der Donau, 10. Börsenausdruck, 11. biblische Person, 12. Stadt in der Schweiz, 13. Stadt in der Schweiz, 14. weiblicher Name, 15. Eingemachtes, 21. Schlingpflanze, 22. Bruchstück, 23. Strudel, 24. chinesische Münze, 25. seichte Flußstelle, 26. weiblicher Name. — b) Von oben nach unten: 1. Gerät, 2. Thornstein, 3. törichter Mensch, 4. zwei deutsche Städte, 5. Frucht, 6. Stadt in Böhmen, 7. Wahrnehmung, 8. Möbel, 15. wie 1 waagerecht, 16. wie 21 waagerecht, 17. wie 23. waagerecht, 18. ehemalige spanische Silbermünze, 19. Sand, 22. altes Längenmaß.

Silbenrätsel.

Aus den 27 Silben:

al — bren — car — di — di — e — el — er — er — fa — ga — hard — i — le — lo — lu — ne — ner — no — pel — raf — rie — sa — se — son — turn — un

sind zehn Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Oper .....
2. Berühmter Physiker .....
3. Alpenpaß .....
4. Hausgeflügel .....
5. Italienischer Maler .....
6. Sinnbildliche Darstellung .....
7. Weiblicher Personenname .....
8. Stadt in der Schweiz .....
9. Männlicher Vorname .....
10. Planet .....

Wurden die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in der ersten und dritten Buchstabenreihe, beidemal von vorn nach hinten gelesen, ein Sprichwort.

Ergänzungsrätsel.

ar — be — bor — de — o — ran — te — te

Zu suchen sind vier bekannte dreisilbige Wörter, deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind. Hat man die richtigen Wörter gefunden, so lassen sich dieselben so ordnen, daß ihre Mittelsilben ein Buch des Alten Testaments nennen.

Lösung: Dame b2—b6.

Schlägt nun Schwarz mit dem Springer den Turm, dann folgt Dame b6—d8. Nun folgt auf jeden Zug von Schwarz matt, entweder mit der Dame oder mit dem Springer.

Dreisilbige Scharade.

Grasmücke

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 5. Ate, 8. A[...] 10. Ger, 11. Arm, 13. Lea, 14. David, 16. Orla, 18. Samoa, 19. Gleim, 22. Meile, 26. Lord, Uran, 28. Arno, 29. Dank, 30. Saar, 31. Ems. — Von oben nach unten: 1. Magd, 2. Nero, 3. Talk, 4. Zaun, 6. Lea, 7. Ar, 9. [...] 11. Adam, 12. Moor, 15. Fäßer, 17. Raeth, 19. Oslo, 20. Lora, 21. Erna, 23. Frau, 24. Sand, 25. Ente.

Ein seltsamer Verliebter.

Bei dieser Romanstelle hat sich der Druckfehlerteufel einen solchen Scherz erlaubt, dem er die Interpunktionen durcheinander gewirbelt hat. Es muß richtig heißen: „Plötzlich fand Oskar vor Zuneida, auf dem Sofa eine Mütze, an den Füßen zerrissene Schuhe, der Hand einen dicken Stock, im Munde erloschene Zigarre, in flottes Schnodderdeutsch hüllt."

Vierbild:

Bild links drehen, dann ist der Fischer in der Mitte zwischen Möwen und Holzgefäß im Vordergrunde zu sehen.

Kreuzworträtsel.

a) Von links nach rechts: 4. Tie[...] 7. Essen, 19. Minho, 13. Ypern, 14. Arien, Atm, 16. Bob, 17. Greis, 19. Babel, 21. Ern[...] 22. Leere, 23. Eimer — b) Von oben nach unten: 1. Zinn, 2. Frau, 3. Neu, 4. Term[...] 5. Eisbär, 6. Don, 8. Spare, 9. Selen, Rücke, 12. Heber, 17. Ger, 18. Seil, 19. W[...] 20. Lei.

DAS HERZ DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT

25 Jahre Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft

Wie wir mit einem kleinen Bildbericht in der letzten Nummer unseres „7. Tages" bereits meldeten, feierte am 11. Januar die deutsche Wissenschaft und mit ihr das ganze deutsche Volk das 25jährige Bestehen einer Einrichtung, die in dieser kurzen Zeit bereits Weltruhm erlangt hat, und deren segensreiche bedeutende Tätigkeit wir nicht nur auf allen Gebieten des wissenschaftlichen, sondern auch des praktischen Lebens täglich spüren, einer Einrichtung aber auch, über die in der Oeffentlichkeit nur ganz wenig bekannt ist, obwohl man sich daran gewöhnt hat, ihren Namen täglich in Verbindung mit irgendeiner Großtat zu lesen: Der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, wie ihr vollständiger Name lautet.

Das Harnack-Haus in Berlin-Dahlem, das zum Treffpunkt der Gelehrten aller Länder wurde.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hat, wie in diesem Namen zum Ausdruck kommt, die Aufgabe, die Wissenschaft zu fördern, insbesondere durch Schaffung und Erhaltung naturwissenschaftlicher Forschungsinstitute. Sie wurde im Jahre 1911 auf Anregung des damaligen Kaisers aus Anlaß der Feier des 100jährigen Bestehens der Universität Berlin von einer Reihe dem Wirtschaftsleben nahestehender Männer gegründet, die außer Jahresbeiträgen auch ein größeres Kapital aufbrachten. Der leitende Gedanke bei der Gründung war, Forschungsinstitute zu schaffen, in denen die mitarbeitenden Gelehrten von den lastenden Pflichten des Unterrichts, wie sie die Tätigkeit eines Hochschulprofessors mit sich bringt, möglichst befreit werden. Die Universitäts-Laboratorien waren ja ihrer Entstehung und Bedeutung nach so sehr auf den Lehrzweck abgestellt, daß sie der reinen Forschung nur in begrenztem Umfange zu dienen vermochten. Schließlich fehlte es natürlich auch an Mitteln. So kam es zur Gründung der Gesellschaft, deren Organisation auf eine Denkschrift des großen Gelehrten Adolf v. Harnack zurückzuführen ist. Neben dieser Denkschrift wurden aber auch Organisationspläne von Leibniz und Wilhelm v. Humboldt herangezogen, die bis dahin nicht zur Ausführung gelangt waren.

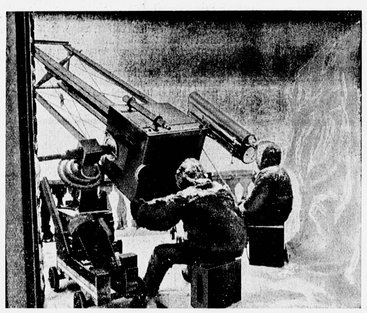
Heute umfaßt die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft einen großen Kreis von Mitgliedern, der sich sowohl aus natürlichen als auch juristischen Personen zusammensetzt. Ihr Hauptverwaltungsorgan ist der Senat, der aus 32 Mitgliedern besteht, von denen 14 in der Hauptversammlung gewählt, 14 andere aber von der Reichsregierung und preußischen Staatsregierung ernannt werden. Nach Maßgabe der Beschlüsse des Senats und der Hauptversammlung führt ein Verwaltungsausschuß die laufenden Geschäfte. Bis zu seinem im Jahre 1909 erfolgten Tode stand an der Spitze der Gesellschaft Adolf v. Harnack, seit dieser Zeit ist es der durch seine Quantentheorie berühmt gewordene Professor Max Planck.

Adolf von Harnack.
der erste Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.

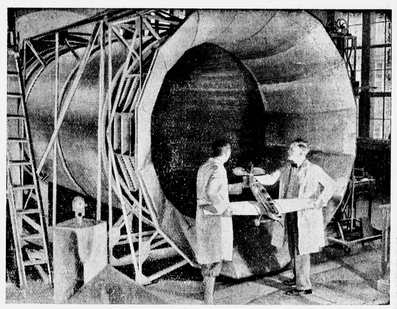
Während ihres Bestehens hat die Gesellschaft eine große Anzahl von Forschungsinstituten gegründet, die zunächst der biologischen und chemischen Forschung gewidmet waren, und in denen die Naturwissenschaften ausschließlich nach ihrer theoretischen Seite gepflegt wurden. Später jedoch wurden, dem Gedanken von Leibniz folgend, daß die Naturwissenschaften in besonders nahe Beziehung zum praktischen Leben gebracht werden müssen, Institute errichtet, in denen besonders für die deutsche Industrie wichtigste Rohstoffe erforscht und ihre technische Erprobung versucht werden soll. Alle diese Institute haben nunmehr eine Zahl von 34 erreicht.

Der mehr theoretischen Forschung gewidmet ist das Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin-Dahlem, das sich u. a. die Förderung der Vererbungslehre zur Aufgabe gestellt hat. Seine ehemalige gelehrtenphysiologische Abteilung ist seit 1931 in ein selbständiges Institut für Zellphysiologie umgewandelt worden. Ebenfalls der Vererbungswissenschaft dient ein 1927 gegründetes Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik. In der Nachbarschaft des biologischen Instituts liegt das für Biochemie, in dem besonders an der Aufklärung der wichtigsten Gärungserscheinungen erfolgreich gearbeitet wird. Erwähnenswert ist seine Abteilung für Tabakforschung.

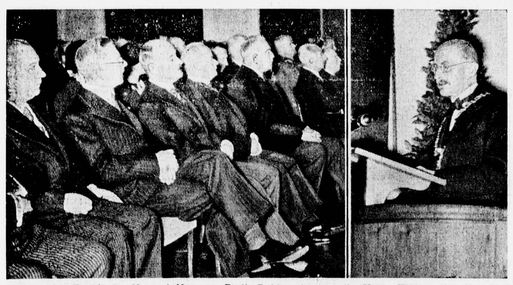
Auf demselben Gelände befindet sich das Institut für experimentelle Therapie. Hier arbeitete v. Wassermann an dem Ausbau der Serodiagnostik der Syphilis. Der medizinischen Forschung dient weiter ein Institut in Heidelberg, das die Gebiete Pathologie, Physik, Chemie, Physiologie und Serologie bearbeitet, während in Sao Paulo eine Forschungsstelle für Mikrobiologie unterhalten wird. In diesem Zusammenhang ist auch das Institut für Arbeitsphysiologie in Dortmund zu erwähnen, in dem alle Fragen der körperlichen und geistigen Arbeit, insbesondere die Fragen der Ermüdung, der Zweckmäßigkeit des Arbeitsprozesses, der Arbeitskleidung und der Ernährung bearbeitet werden. Einen anderen Teil ihrer Pläne für die Förderung der physiologischen Wissenschaften konnte die Gesellschaft in dem Institut für Hirnforschung in Buch bei Berlin verwirklichen, wo u. a. an dem Problem vererbbarer Eigenschaften und der Veränderungen des Gehirns bei Krankheiten gearbeitet wird. Einen äußerst wertvollen Zuwachs hat schließlich die Gesellschaft hier durch Eingliederung der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München erhalten.



Gelehrtenarbeit in Eis und Schnee auf dem Jungfraujoch.
(Selle-Eysler 4, Scherl Bilderdienst 2, K.)



Ein Bild aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Strömungsforschung in Göttingen.



Mit einem Festakt im Harnack-Haus zu Berlin-Dahlem beging die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft die Feier ihres 25jährigen Bestehens. In der ersten Zuhörerreihe von links nach rechts: der polnische Botschafter Lipski, Reichsbankpräsident Schacht, der französische Botschafter François Poncet, Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, Reichsaußenminister von Neurath und der Kronprinz. — Rechts der Präsident der Gesellschaft, Geheimrat Prof. Planck, bei der Eröffnungsansprache. (Weltbild, K.)

Der Hydrobiologie und Planktonkunde der Binnengewässer dient die hydrobiologische Anstalt in Plön. Hier werden unter Benutzung des reichen Materials der holsteinischen Seenplatte Untersuchungen über den Sauerstoffschaft des Wassers und über die Vergesellschaftung eines Sees angestellt, in Verbindung damit Untersuchungen über die Frage der Seendüngung, die für die Vermehrung des Fischbestandes so außerordentlich wichtig ist. Daß die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft auch an der biologischen Station in Lunz (Niederösterreich), die der Biologie der alpinen Gewässer gewidmet ist, ferner an der hochalpinen Forschungsstation auf dem Jungfraujoch und an dem deutsch-italienischen Institut für Meeresbiologie in Rovigno (Istrien) beteiligt ist, sei nur kurz erwähnt.

Für das ganze riesige Gebiet der Chemie besteht ein großes Institut in Berlin-Dahlem, daneben eines für physikalische Chemie und Elektrochemie ebenda. Natürlich wird auch ein Institut für Physik unterhalten, dann eins in Göttingen für Strömungsforschung, verbunden mit einer aerodynamischen Versuchsanstalt, die insbesondere für die Fliegerei Bedeutung erlangt hat. Ein Forschungsinstitut für Wasserbau und Wasserkraft in München beschäftigt sich mit den Grundlagen für die Einrichtung von Wasserbauten. In Verbindung mit diesen Instituten müssen noch die Observatorien auf dem hohen Sonnenblick bei Gastein und auf dem Obir bei Klagenfurt erwähnt werden, sowie das meteorologische Institut in Danzig.

Ein ganz besonderes Interesse wendet sich denjenigen Instituten zu, in denen die aktuellsten Probleme unserer Volkswirtschaft erforscht werden. Es sind dies das Institut für Kohlenforschung in Mülheim-R. und das Schles. Kohlenforschungs-Institut in Breslau, die an der Verflüssigung der Kohle und der besten Ausnutzung dieses Rohstoffes arbeiten. In Düsseldorf besteht ein Institut für Eisenforschung, in Stuttgart eins für Metallforschung, und seit 1926 ein Institut für Silikatforschung, dessen Arbeit für die Keramik-, Glas- und Zementindustrie überaus wichtig ist, schließlich noch eins für Lederforschung in Dresden.

In der letzten Zeit ist besonders oft das Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg (Mark) genannt worden, in dem ganz aufsehenerregende Zuchtergebnisse erzielt wurden, insbesondere auf dem Gebiete der Saatzucht, so daß das Institut zu seinem Teil an der Sicherstellung unserer Ernährung arbeitet. Ein entomologisches Institut in Dahlem wirkt als Verbindungsinstitut zwischen theoretischer und angewandter Kerbtierforschung, und die Vogelwarte Rossitten auf der Kurischen Nehrung ist weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt geworden.

Ein Institut für deutsche Geschichte in Berlin, eins für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, eins für ausländisches und internationales Privatrecht und schließlich eins für Kunst und Kulturwissenschaft in Rom rundet ein wahrhaft imposantes Bild deutscher Forschung ab, das sich in den Einrichtungen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft offenbart. Mit Stolz können wir zu dem aufblicken, was hier in der kurzen Zeitspanne von 25 Jahren geleistet wurde. Der Dank eines Volkes begleitet die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in das zweite Vierteljahrhundert ihres Bestehens.

Im Institut für Arbeitsphysiologie in Dortmund: Zwei Wissenschaftler probieren einen stoßfreien Preß-Lufthammer aus, um durch Vermeidung von starken Rückschlägen bestimmte Berufskrankheiten auszuschalten.

Heim und Hof

Grünfutter für das Geflügel im Winter

Unser Geflügel ist während des Winters nicht in der Lage, durch Abweiden von Gras und anderem Grün die nötigen Vitamine in sich aufzunehmen. Daher muß ein Ersatz geboten werden. Als solcher kommt vor allem Hafer in Frage.

Zu seiner Herstellung sind kleine Holzkübel oder Margarinekästen notwendig. Diese müssen jedoch vorher gut gereinigt werden sein. Man schalten an der Seite, dicht am Boden, etwa 6 Zentimeter großes Bohrloch, das durch einen Propfen verschlossen werden kann. Diesen Kübel wird nun die für zwei Tage berechnete Haferportion gebracht. Dabei ist zu achten, daß an ein Huhn im Tag etwa 10 bis 15 Gramm Keimhafer verfüttert werden. Auf den Hafer ist solange warmes Wasser mit einer Temperatur von 38 Grad Celsius zu gießen, bis es über den Körnern zusammensteht. Ueber 38 Grad Celsius darf die Temperatur des Wassers nicht betragen, weil sonst Schädigungen des Keimhafers eintreten. Nach etwa vier bis fünf Stunden wird das Wasser abgelassen und der Kübel mit einem feuchten Tuch bedeckt. Der Hafer bleibt so acht bis zehn Tage stehen. Dabei erwärmt er sich und muß dreimal umgeschüttet, d. h. von einem Kübel in den anderen entleert werden.

Die Erwärmung ist leicht dadurch festzustellen, daß man mit der Hand in den Inhalt hineingreift. Ist die Erhitzung eine zu starke, dann muß kaltes Wasser hineingegossen und wieder abgelassen werden. Der Hafer ist für die Verfütterung zu gebrauchen, sobald er anfängt Spitzen zu treiben. In diesem Zustand ist der Keimhafer am wertvollsten. Ein Begrünen braucht durchaus nicht abgewartet zu werden. Die Keimung wird am zweckmäßigsten in gut gelüfteten Räumen, bei einer Temperatur von 15 Grad Celsius durchgeführt.

Sehr zweckmäßig für die Winterfütterung ist auch die Verabreichung von Sauerkutter. Daß man in Steinkrügen oder kleineren Holztonnen zubereitet und mit einer Lehmschicht luftdicht abgeschlossen hat. Wenn man dann Sauerkutter für die Fütterung verwenden will, so wird die Lehmdecke entfernt und der Inhalt immer wieder mit einem durch einen Stein beschwerten Holzdeckel abgeschlossen. Als Grünfutterersatz dienen Runkelrüben, Zuckerrüben, die man in Kopfhöhe der Hühner irgendwo befestigt. Die Tiere können sie dann anpicken. Gefrorene Rüben dürfen nicht verwendet werden. Sie sind schädlich. Grünkohl, soweit solcher verfügbar ist, ist ebenfalls ein ausgezeichnetes Grünfutter für das Geflügel. Auch aufgebrühtes Kleeheu erfüllt den Zweck eines Grünfutterersatzes. Der Anguß kann für die Bereitung des Weichfutters verwendet werden.

Diplomlandwirt Dr. Hubmann.

Praktischer Ratgeber

Wie fängt man ein Kaninchen an? Darüber sind sich noch viele Kaninchenhalter im unklaren. Meistens geschieht das Anfassen der Kaninchen auf recht ungeschickte Art, indem die Kaninchen an den Ohren gepackt und hochgehoben werden. Das ist eine vollkommen falsche Haltung und verursacht auch dem Kaninchen Schmerzen. Dazu sind die langen Ohren wirklich nicht da. Zweckmäßig greift man besser ein Kaninchen, wenn man es fassen und anheben will, in das Fell am Rücken, wie unsere Abbildung zeigt. Schiebt man dann noch den anderen Unterarm unter den Leib des Kaninchens, so kann man das Tier ohne jegliche Beschwerden sehr gut von einer Stelle zur anderen befördern und hat vor allem die Gewißheit, daß das Tier nicht zu quälen.

Zeichnung: Blumberg (M)
So faßt man ein Kaninchen an

Zwei Schotenkleearten. Es gibt zwei Schotenkleearten, die für den Futterbau gute Bedeutung haben, nur muß man jede Art in den entsprechenden Boden bringen. Das ist eben der Vorteil jeder dieser beiden Kleearten. Die eine braucht nassen, die andere trockenen Boden. Nachdem aber auch die Jahrgänge wechseln, ist es für den Bauern wichtig, diese Sonderheiten beider Schotenkleearten kennen zu lernen. Also der gelbe Sumpfschotenklee gedeiht auf feuchtem Boden, auf den ja sein Name schon hindeutet. Deshalb kann er in Wiesen und Weiden guten Anbau finden, denn er ist sehr ausdauernd, recht winterhart, auch massenwüchsig, selbst im zweiten Schnitt. Mancher Moorboden, mancher feuchte Sandboden, selbst frischer Mineralboden kann durch Sumpfschotenklee veredelt werden. Gegen die oft üble Bodensäure, die viele Kleearten ausschaltet, benimmt er sich gut. Seine eigentliche Blütezeit fällt in den Juli; zum Anbau braucht man je 2000 Quadratmeter 4 Kilogramm Samen. — Die andere Kleeart ist der gemeine Hornschotenklee. Sein Stengel ist voll, nicht hohl, wie der vom Sumpfschotenklee. Diese Kleeart begnügt sich noch mit armen, trockenen Sandböden. Das Blühen der beiden Trockenjahre 1934 und 1935 war deutlich. Keine Kleeart hat nach der Heuernte heuer so gut nachgetrieben. Er hat die alten Kleeraten der acht bis zehn Jahre alten Dauerwiesen alle überdauert. Darum vergesse man in Zukunft nicht, diese Kleeart bei Weideanlagen und Dauerwiesen in trockenen Lagen reichlich mit einzubauen. Bei Reinkultur rechnet man auf 5—6 Kilogramm Samen je 2500 Quadratmeter.

Achtet auf den Kartoffelkäfer! Das ist die dringende Mahnung, die der deutsche Pflanzenschutzdienst erneut allen Kartoffel-Anbauern zuruft. Diese Mahnung kann gar nicht ernst genug aufgefaßt werden! Denn das französische Befallsgebiet hat sich im Jahre 1934 bis auf 174 km der deutschen Grenze genähert. Der Abstand von der belgischen Grenze betrug 147, von Luxemburg 168, von der Schweiz nur mehr 48 und von Italien 120 km. Da man beobachtet hat, daß der Käfer in einem Jahr 150 km vordringen kann, so müssen wir schon gegenwärtig auf umfangreiche Einfälle gefaßt sein. — Es ist wichtig, daß die ersten Schadstellen frühzeitig erkannt und sofort der Ortspolizei oder dem Ortsbauernführer gemeldet werden. Die Meldung ist Pflicht nicht nur für den Feld- und Gartenbesitzer, sondern für jeden Deutschen! Wer die Anmeldung wider besseres Wissen unterläßt oder verzögert, macht sich strafbar. Eine Unterlassung grenzt an Landesverrat, denn der Käfer räumt in kurzer Zeit unter den Kartoffeln gründlich auf, da seine Vermehrung im Verlaufe eines Sommerhalbjahres unheimlich anwächst. Dr. Stw.

Schwarz gibt im neuen Flugblatt Nr. 120 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft über den Kartoffelkäfer an, daß ein Weibchen in zwei Monaten, gering gerechnet, 700 bis 800 Eier legt! Eine Brut braucht zu ihrer Entwicklung sechs Wochen, mit drei Bruten während des Sommers darf gerechnet werden. Käfer und Larven fressen gleich gierig die Blätter ab. Die Nachkommenschaft nur eines Weibchens während eines Sommers kann, knapp bemessen, 31½ Millionen Larven betragen, die zehn Morgen Kartoffeln während ihres Wachstums abfressen. Der Käfer besitzt etwa 50 bis 70 cm tief im Erdboden sein Winterquartier und kann hier eine Zeit von 18 Monaten ohne Nahrung überdauern. Im fortgeschrittenen Stadium sind die Befallsstellen leicht kenntlich. Denn es stehen nur noch die abgefressenen Kartoffelstengel in der Luft. Man beachte noch folgendes: Käfer und Larven befressen aber nicht nur Kartoffeln, sondern auch Tomaten, Tabak, Wilsenkraut, schwarzen Nachtschatten und Bittersüß. Außerdem treten sie auch auf Kohl, Hederich, Melde und Knöterich über; selbst Johannisbeersträucher und Hafer werden angegangen. Man sollte daher seine Aufmerksamkeit auch auf diese Pflanzen richten. Schließlich denkt mancher, der in Mitteldeutschland oder gar im Osten wohnt, wir sind noch weit vom Schuß! Allen diesen Zweiflern sei gesagt, daß die bisher beobachteten Einfallstellen keineswegs dicht an der Westgrenze lagen, sondern in Mitteldeutschland, wie z. B. bei Torgau oder weiter nördlich bei Stade! Bei dem heutigen starken Verkehr ist ganz Deutschland gegenüber einem Auftreten des Kartoffelkäfers gefährdet!

Hygienische Milchgewinnung. Für eine hygienische Milchgewinnung ist es zuvorderst notwendig, die Tiere reinlich zu halten. Sie müssen immer eine saubere Einstreu haben und gut geputzt werden. Jedoch kurz vor und während des Melkens ist im Stall ein Putzen, Einstreuen oder Füttern zu unterlassen. Es würde sich dabei zu viel Staub entwickeln, der auch in die Milch gelangt. Der Melker soll sich vor dem Melken die Hände waschen und einen sauberen Anzug anziehen. Sodann sind die Flanken und das Euter der Kuh mit einem trockenen Tuch abzureiben, damit möglichst kein Schmutz von dem Tier in die Milch gelangen kann. Aus dem gleichen Grunde ist es zweckmäßig, wenn die Oeffnung des Melkeimers möglichst klein und nicht horizontal, sondern schräg ist. Die ersten Milchstrahlen dürfen nicht in den Eimer gelangen, sondern müssen in ein besonderes Gefäß gemolken werden, weil sie die meisten Bakterien enthalten (Mastitis). Sofort nach dem Melken ist die Milch zu seihen. Das soll nicht im Stall, sondern außerhalb des Stalles in der frischen Luft geschehen. Die Milchkannen müssen außerhalb des Stalles stehen. Dadurch wird eine Verunreinigung der Milch vermieden. Dr. Stw.

Der Nußbaum. Wo der Nußbaum in erster Linie Fruchterträge bringen soll, und zwar alljährlich, da müssen Boden, Lage, Klima und — Sorte kräftig gewählt sein. Seit Jahrzehnten hat man sich in Deutschland bemüht, spätblühende Sorten ausfindig zu machen, die jedem Maifrost trotzen und so sicher alljährlich reiche Ernten bringen. Das hat nachweislich E. Kämmerling in Heidelberg erzielt. Mit der Kämmerling-Sorte hat man in Baden vorzügliche Erfolge gewonnen. — Tiefgründig sei der Boden, ohne Nässe, Kälte und hohen Grundwasserstand. Solche Verhältnisse stellen jeden Fruchtertrag in Frage. Je jünger die Bäume an ihren künftigen Standort kommen, desto besser wachsen sie. Kräftige dreijährige Nußbäume verdienen den Vorzug, so man die Nachzuchtnisse nicht selbst an diese Stelle unter Vorsicht einsetzt und den Jungbaum wie ein Kind aufzieht. Wo ein Baum fällt, aber gefertigt werden muß, meide man ja die tiefen Baumlöcher und nehme die dreijährigen Jungbäume recht behutsam aus dem Boden und pflanze ihn so hoch, daß der Wurzelhals über der Erde steht. Wo in der Krone etwas mit dem Messer oder der Säge unbedingt getan werden muß, ist die Zeit von September bis Dezember die geeignetste, da in dieser Periode der Nußbaum nicht „blutet". — Wo ein Nußbaumwald eingerichtet werden soll, pflanzt man auch dreijährige Stücke mit 100 bis 140 Zentimeter Stammhöhe auf 1,5×1,5 Meter Abstand und sorge für Wildschutz. Dann gewinnt man frühzeitig brauchbares, gut bezahltes Nutzholz, an dem es dem Vaterlande fehlt. Gro.

Verhütung des Umkippens von Leitern. Bei Leitern, die an runde Stämme angelehnt sind, verbindet man die obersten Enden der Holme durch eine leicht durchhängende Kette oder einen starken Strick. Kette oder Strick passen sich beim Anlehnen der Leiter vollständig der Rundung des Baumes an. Die Leiter steht fest und vollkommen sicher. Um eine Verletzung der Baumrinde zu verhüten, sind Kette oder Strick noch mit einem alten Sack zu umwickeln.

Die Kette zwischen beiden Holmen am oberen Teil der Leiter verbindert durch ihr festes Anliegen am Baum ein Abrutschen der Leiter

Behandlung beschädigter Obstbäume. Unsere Obstbäume sind oft der Gefahr einer Beschädigung ausgesetzt. Dies kann durch Anfahren mit Pflug und Wagen, durch Frost, durch Ausbrechen von Aesten bei einem Sturm, bei der Ernte oder bei der Pflege der Bäume erfolgen. Gefährliche Beschädigungen der Obstbäume werden auch durch Brand und Krebs hervorgerufen. Diese Wunden können leicht zu einem dauernden Siechtum des Baumes und zu einem frühzeitigen Eingehen führen. Darum müssen alle Arten von Beschädigungen sogleich behandelt werden, damit ein Eindringen von Fäulniserregern vermieden wird und eine baldige Heilung erfolgt. Zunächst sind die Wunden mit einem scharfen Messer glatt nachzuschneiden. Darauf werden sie mit Baumwachs bestrichen und dann mit einem Ueberzug von Lehmbrei versehen. Dem Lehmbrei wird zweckmäßig etwas Spreu beigemengt. Das Ganze ist mit altem Sackleinen oder anderem sonst unbrauchbar gewordenen Stoff fest einzuwinden. Alte Wunden werden zweckmäßig mit Teer oder Karbolineum bestrichen.

Das Volksmöbel ist da!

Wer in den letzten Jahren aus beruflichem oder privatem Interesse die Entwickelung des Möbelstils verfolgt hat, wer davon weiß, daß wir noch in den Jahren 1933 und 1934 von einem Tiefstand der Form beim deutschen Möbel sprechen mußten, der wird seine Freude nicht verhehlen können, über eine Bewegung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, in reinen, mäßigen Formen die Herstellung billiger, solider Möbel für das Volk zu schaffen, deren Formengebung zweckmäßig sich an der neue Wohnungsstil bezeichnet worden kann. In den neuen „Wohnstatt-Möbeln" findet jeder die Möglichkeit zu wählen, daß der sogenannte „schlechte Geschmack" der Möbelkäufer eine Sage ist, die die Industrie solange aufrecht erhielt, solange sie uns keine schöneren Möbel anzubieten hatte. Wir erkennen in den „Wohnstatt-Möbeln" die Verwirklichung dessen, was ein großer Teil aufgeschlossener, die Formengebung heutigen Kulturwillens ringender Menschen in immer stärkerem Maße gesucht haben. In ihren Ausdrucksmitteln sind diese Möbel das, was unsere heutige Zeit braucht: sichtbare Bekenntnisse zur Schlichtheit, Klarheit, Bescheidenheit. In ihrer Mannigfaltigkeit und den aus ihnen sprechenden Ideen stimmen sie Zeugnis ab, daß die heutige Wohnung nicht nüchtern ist, sondern künstlerisch und eigenartig, nicht starr nach festen Grundsätzen aufgebaut, kläglich in ein Schema gezwängt, das als „Garnitur" seinen Ausdruck findet, sondern vielfältig und wandelbar nach dem Willen und Müssen des Einzelnen. In ihrer Preiswürdigkeit sind diese Möbel dann bestimmt, im Volke Wurzel zu fassen, volkstümlich zu werden und nicht die Vorbehalte einer bevorzugten Schicht. In ihrer Art füllen sie eine Lücke aus. Sie stehen in bewußtem Gegensatz zu dem, was war und an der Spitze dessen, was kommen wird.

Die Besonderheit der „Wohnstatt-Möbel" besteht darin, daß sie ausschließlich aus deutschem Holz hergestellt sind, daß die verwendeten Hölzer nicht gefärbt werden, sondern in der Naturfarbe erhalten bleiben, daß die Oberfläche des Holzes nicht poliert wird aus einer besonderen Hochachtung vor diesem Werkstoff „Holz" und schließlich, daß besonders solche edle Entwürfe den Möbeln ihre Form geben. Sie werden in Reihenfertigung maschinell hergestellt, damit sie so billig sein können, daß jeder im deutschen Volke sie sich kaufen kann.

„Wohnstatt-Möbel" sind aus deutschem Holz, weil weil wir augenblicklich kein ausländisches Holz kaufen und deshalb einen Ausweg finden mußten. Auch wenn der Weg für kaukasisches Nußholz wieder frei ist, werden wir unsere ganze Liebe der stillen Maserung deutschen Nußbaum-Holzes schenken, für dessen Schönheit uns endlich die Augen aufgegangen sind. Wir werden festhalten an der Verwendung der Nüsser, die, ungefärbt und ungebeizt, in merkwürdig weiß-grauem Schimmer steht und die feinfühlig farbliche Ergänzung ihrer Umgebung verlangt, in reinen Farben glühende Teppiche, Sofakissen, Stuhlsitze, Lampenschirme. Wir lassen uns auch nicht mehr einreden, daß die Kiefer ein minderwertiges Holz ist. Aus gesundem kernigem Kiefernholz lassen sich die schönsten Stücke bauen. Wenn man das Verfahren des Sandstrahlblasens anwendet, das allerdings teuer ist und für Massenmöbel nicht in Betracht kommt, kann man der Kiefernmöbel einen hervorragend schönen Anblick geben: die weicheren Jahresringe treten zurück, die harten bleiben stehen und bilden ein markantes Ornament aus der Struktur des Holzes heraus. Und wir werden immer entzückt bleiben vor diesen zierlichen blonden Möbeln aus Birkenholz, die allein ein so lieblicher Baum wie die Birke hergeben kann.

Aus Bäumen werden Möbel. Die Zeiten sind vorbei, da wir uns des Wertes im Möbel schämten und alles draufsetzten, um seinen Ursprung zu vertuschen. Heute sind wir stolz darüber, daß unsere soliden, sachlichen, ehrlichen Möbel, mit denen wir uns umgeben, ihren Ursprung gefunden haben im schönen deutschen Wald.

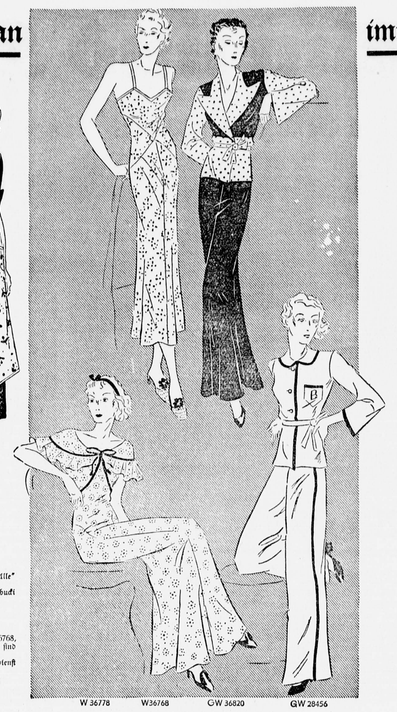
Ilse Deike.

Einfach wollen wir wohnen!
„Wohnstatt-Möbel", Entwurf: „Die Heimgestalter" (Deike M)

Wäsche, die man immer braucht

W 36761 W 36765

W 5388



W 36778 W36768 GW 36820 GW 28456

W 6453

Es zeugt vom guten Geschmack einer Frau, wenn sie ihre Unterkleidung dem modischen Stil anpaßt. Aus zarten Geweben in Kunstseide und Baumwollmischung können wir und die hier gezeigten eleganten und einfachen Wäschestücke leicht selbst arbeiten.

W 36761. Hemdbeinkleid in neuer, gut anliegender Form mit Schrittschluß. Als Material ist geblümte und einfarbige Kunstseide verwendet. Erforderlich: 2 m gemusterter, 60 cm einfarbiger Stoff, je 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 96 und 104 cm Oberweite erhältl.

W 36765. Modische Wäschegarnitur aus Indanthrenstoff: Beinkleid und Büstenhalter mit abstehendem Blendenbesatz. Erforderl.: 1,50 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 96 und 104 cm Oberweite.

W 6388. Sehr praktisch im Tragen ist die Schürze aus bunt gemustertem Waschstoff mit im Rücken verkreuzten Trägern, die man über den Kopf streift. Erf.: 2,20m Stoff, 80cm br. B. Beyer-Schn. f. 92 u. 100 cm Obw.

W 36768. Unterkleid aus geblümter Kunstseide, durch Teilungsnähte in eine gut anliegende Form gebracht. Erforderlich: 3,60 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 96 und 104 cm Oberweite.

GW 36820. Schlafanzug aus zweierlei Stoff, auch einfarbig zu arbeiten. Erforderlich: 3,80 m einfarbiger, 2,15 m gemusterter Stoff, je 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 96 und 104 cm Oberweite.

Modelle aus „Beyers Mode für Alle"
Zeichnungen: v. Peabuckt

W 36761, W 36765, W 36768, GW 36820 und W 36778 sind Modelle aus dem Indanthrenhaus - Modedienst

W 36778. Eine besonders kleidsame Form hat das Nachthemd aus geblümtem Batist durch die glockige Kragenfalbel, die die Ärmel ersetzt. Erf.: 4,75 m Stoff, 80cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite.

GW 28456. Einfacher Schlafanzug aus beliebigem Stoff in sportlicher Form mit abstehenden Randblenden. Erf.: 4,10 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 84, 92 und 100 cm Oberw.

W 6453. Das Sporthemd aus Panama oder Zephir für Herren kann offen und geschlossen getragen werden. Erforderlich: etwa 3m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 36, 38, 40, 42 und 44 cm Halsweite erhältl.

Bis der Arzt kommt

Nicht immer und überall ist ein Arzt schnell herbeizuschaffen. Es ist deshalb ratsam, daß jede Frau sich wenigstens die einfachsten Kenntnisse in der Behandlung von Unglücksfällen und Erkrankungen aneignet. Das gehört unbedingt zu dem unentbehrlichsten Rüstzeug der Frau. In alten Romanen lesen wir bisweilen von Frauen, die in entscheidenden Augenblicken in Ohnmacht fallen, statt kaltblütig zuzugreifen. Gott sei Dank sind Frauen dieser Art nicht nur aus der Literatur, sondern auch aus dem wirklichen Leben verschwunden.

Nehmen wir an, es hätte sich jemand den Fuß verstaucht. Dann soll man den Verletzten sofort hinlegen und ihm Schuh und Strumpf ausziehen. Man wird dann wahrscheinlich am äußeren Fußknöchel eine kleine Schwellung finden. Man umfaßt das Fußgelenk mit den Fingern beider Hände, massiert mit den beiden Daumen und wird sehr bald fühlen, wie die Schwellung verschwindet. Nun umwickelt man das Fußgelenk fest mit einem Taschentuch, zieht den Schuh wieder an und veranlaßt den Verunglückten, nach Hause zu gehen. In sehr vielen Fällen wird keine weitere Behandlung nötig sein.

Bei Verbrennungen wird es heute als durchaus veraltet angesehen, etwa Öl oder dergleichen auf die verbrannte Stelle zu tun. Man benutzt heute lieber Gerbsäure, die man besonders präpariert in Tuben kaufen kann und in seiner kleinen Hausapotheke immer vorrätig haben sollte, weil ja doch Verbrennungen im Haushalt häufiger vorkommen. Natürlich muß bei irgendwelchen nennenswerten Verbrennungen sofort der Arzt gerufen werden, doch kann man immerhin einstweilige Hilfe leisten.

Wenn sich jemand in den Finger geschnitten hat, so nimmt man ein sauberes, zusammengefaltetes Tuch und zieht damit die Schnittstelle etwa zehn Minuten lang fest zusammen. Hierauf verbindet man den verletzten Finger mit Mullbinden, die ebenfalls in der Hausapotheke niemals ausgehen dürfen.

Wird jemand ohnmächtig, so lege man ihn vor allen Dingen ganz flach hin. Ist der Mann heiß, so öffne man ein Fenster. Bekommt jemand einen Herzanfall, so soll man alles vermeiden, den Erkrankten aufzuregen. Man ruft sofort den Arzt und massiert inzwischen Hände und Füße des Erkrankten kräftig.

Wer bei irgendwelchen Unglücksfällen erste Hilfe leisten will, muß vor allen Dingen Selbstbeherrschung üben. Ein aufgeregtes Wesen verschlimmert meist die ganze Sache.

Das zweitwichtigste ist eine gut geordnete Hausapotheke, in der neben Mullbinden, Watte, Jodtinktur und ähnlichen natürlich auch die guten alten Hausmittel und erprobten Tees und dergleichen nicht fehlen dürfen, mit denen man manchem Kranken rasch wieder auf die Beine hilft.

Es wäre darauf hinzuarbeiten, daß jedes junge Mädchen pflichtmäßig an einem Kursus für erste Hilfe und Krankenbehandlung teilnähme. Die hier erworbenen Kenntnisse werden ihr das ganze Leben lang zustatten kommen.

Das schöne Heim

Das Januarheft der Monatsschrift „Das schöne Heim" aus dem Verlage F. Bruckmann, A.-G., München, zeigt wieder eine überraschenden Reichtum an herrlichen Bildbeispielen und Ratschlägen für jeden Freund gepflegter Wohnungskultur. Das Heft bringt folgende Veröffentlichungen: „Wohnhaus ‚Rehlhof', ‚Säle am Fürichsee' von Arch. Walter Schmieder, ‚Bürotüren in Ganzglaskonstruktion', ‚Zu neuen Arbeiten der Möbelfabrik Gebrüder Bürkle, Stuttgart', ‚Baisen' von Prof. Otto von Berlin, ‚Gartenhaus Dr. B. auf dem Sachsenhäuser Berg zu Frankfurt a. M.' von Arch. Franz Delcher, ‚Nordische Bildteppiche', ‚Große Liebe zum kleinen Balkon', ‚Aus neuen Gärten des Gartenarchitekten H. Kaldenhoff und M. Steffens, Bad Aachen" u. a. m. „Das schöne Heim" ist ein Mentor des guten Geschmacks; es sollte in keinem Haushalt fehlen. Preis des Einzelheftes 1,45 RM, Vierteljahrespreis 4,35 RM. Durch jede gute Buchhandlung erhältlich.

Lungen-Asthma nicht nur Kindern

sondern hellmixtum zu bekämpfen und die Anfälle absolut seltener und schwächer werden zu lassen, gelingt mit „Silphosalin", welches die Eigenschaft hat, die überempfindliche Bronchialschleimhaut gegen die asthmauslösenden Reize zu festigen und widerstandsfähig zu machen. „Silphosalin"-Tabletten (bestehend aus Calc. phos. pulv., Natr. Sicyot., Lith. Carbo med., Ol. carvae, caoch. incl.) sind von Sanatorien, Heilstätten, Professoren, Ärzten bestens empfohlen, auch zur erfolgreichen Bekämpfung von anderen Atemnot- und Lungenleiden. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen sondern nur das Original-Präparat. Aufklärungsschrift A 303 von Dr. Vogel wird kostenlos und unverbindlich von der Hirschtellerfirma Carl Bühler, Konstanz, versandt. Pack. mit 80 „Silphosalin"-Tabl. RM. 2.70 in allen Apotheken, bestimmt Rosen-Apoth. München.

Edelweiß-Räder jetzt billiger.

Jetzige Preise und Katalog kostenlos
Lieferung direkt an Private
Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg W

Hastreiter's Kräuter-Drageés
gibt- und fahrei, unschädlich, gegen
Kopf/Basedow
Preis: 1 Org.-Pckg. Mk. 3.45
Kur: 5 " " 16.75
Bei Bestellung angeben ob Kopf oder Basedow
Friedrich Hastreiter
Germering bei München.

Frau Witte meint, eigentlich sei der Name falsch, denn Herdfeger putze Messer und Aluminium-Töpfe genau so blank wie Herdplatten.
Herdfeger

Drahtgeflechte
60 Mtr. 1 Meter breit 1 Meter hoch kosten nur RM 5.20
Verlange Sie kostenlos meine Preisliste, die Sie über Qualität, Unterschiede und Vorteile informiert.
HERMANN NUSS, Draht-Geflechte
Versandhaus BIELEFELD 10

Wer will im Frühjahr ein Fahrrad kaufen

Heute schreiben Wir machen Ihnen einen Vorschlag der Ihnen gefallen wird
E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 565

Bettnässen
beheb. „Hicoton". Preis RM 2.90. Zuhaben in all. Apotheken wo nicht, dann Rosenapotheke, München

Laubsägerei
ist sehr interessant, praktisch u. nützlich! Katalog gratis durch
Hofmann & Schmitt
Limburgerhof (Pfalz)

Fahrräder
mit Freilauf 31
Ballonräder 35
feine Chrom-au
Gebrauchsräd.
Fahrradversand
H. Dürr,
Preisliste gr

Graue Haare
verlieren die Naturfarbe durch Aufklärungsschrift R Gotth Nürnberg 5 m. 45

Inserieren bringt Gewinn

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderanzahl und der Chiffre portofrei zugehen.

Berufstätige Kath. Dame, 32 Jahre, wünscht passenden Ehepartner
Musikeuer, Eigenheim vorh. Offert. unt. Nr. 7/111, „Der 7. Tag", Paderb.

Kathol. Ehe
ab. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

Fräulein, kathol. schön lang. Jahre in Postdienste tät., wünscht mit Herrn in sicherer Stellg. aller Pohagenten in Briefwechsel zu treten. zw. spät. **Heirat**
Zuschrift. nur mit Bild u. Nr. 7/113, „Der7. Tag", Pbb.

Beamtentochter, (Mahr Erfurter), 27 J., 168 gr., ichlank, heit. Gemüt, häusl. u. wirtsch. wünscht d. Bek. ein. netten kath. Herrn i. sich. Stellg. zw. glückl. **Ehe** Ges. w. gr. statt. Erich, g. Charakt. u. g. Verg., Alt 33 J. m. Zuschr. m. Bild u. 7/110 „Der 7. Tag", Pbb.

Mädchen einem einsamen, charaktero. Herrn (auch Witwer mit Kindern) eine rechte **Lebenskameradin**
sein. Bin 35 Jahre 170 gr., dunkelbl., häusl. u. mütterlich, sparsam und naturlieb. Bin aus ein. Großstadt West. stamme, führe aber jetzt ein. Landhaus -halt in der Nähe Paderborns. Bildzuschr. u. Nr. 7/112 „Der 7. Tag", Pbb.

Erbhofbauer, 33 J. alt, ladellose Vergangenheit, Hof 60 Morgen, sucht gesund., tücht. Bauernmädel, zwecks baldiger **Heirat**
am liebst. aus der Paderb. Gegend. Lege mehr Wert auf eine ansehnl. als auf reiche Person als auf Mitgift. Angebote mit Bild (zurück) unter Nr. 7/114 „Der 7. Tag", Paderborn.

Heiratsgesuche
finden im **7. Tag** weiteste Verbreitung

Heiratsgesuch
Frl. 24 J., kath., vom Lande, dunkelblond., mittelgr., lebensfrohe, tadellose Vergangenh., sucht auf diesem Wege, da es mir hier an passender Bekanntsch. fehlt, ein. lieben, netten Lebenskameraden in sicher. Stellung, auch ländl. Beamt., zw. Heirat kennen zu lernen. Gute Aussteuer u. 5000 RM in bar vorh. Nur ernstgem. Zuschriften mit Bild u. Nr. 7/08 „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat
am liebst. aus der Paderb. Gegend. Lege mehr Wert auf eine ansehnl. als reiche Person als auf Mitgift. Angebote mit Bild (zurück) unter Nr. 7/114 „Der 7. Tag", Paderborn.

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Strebsamer Jung-geselle, 32 Jahre, kath., gute Erscheinung, in sicherer (staatl.) Stellg., sow. Vermögen vorh., sucht auf diesem Wege eine liebevolle Lebensgefährtin zwecks baldiger **Heirat**
(Vermögen erw.) Offert. mögl. mit Bild u. Nr. 7/109 „Der 7. Tag," Pbb.

Ia Rheinwein
½ Ltr. 13 RM Nchn. **Hch. Huth,** Gau Weinheim/Rhein

Zwei frohe, brave, dunkelbl. schlanke, beh. Mädels, kath., 27 u. 28 J., 168 m gr. Berufsmäg., in gute Mädchenstell. wünsch. Bekanntschaft mit kathol Herren in sicheren Verhältn. zw. spät. **Heirat**
Herren zu lernen. Ausf. Zuschr. mit Bild (Bild. zurück) erbet. u. Nr. 7/115 „Der 7. Tag", Paderborn.

Wer inseriert wird nicht vergessen

Verantw. f. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, AG., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 35: 40 424. Zur Zeit ist Preisliste 6 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften, klösterlichen Instituten und Erziehungsanstalten, sowie Anzeigen privaten Charakters aus Süd- und Ostwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", Akt.-Ges., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Ernst-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße.

5. Jahrgang – Nr. 4 Sonntag, 26. Januar 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Um alte Wiegen

(WV-Bild)

Wiege! Du trautes, liebes Wort! In zahllosen Liedern lebst du, selbst ein Lied, in ebensoviel Sprüchen, Reimen, Gebeten und Märchen bist du uns nah und lebendig. Wiege, du ewiges Symbol der Kindheit, der Mütterlichkeit und des zarten, süßen Lebens der Kleinen! Du Inbegriff des jungen Werdens und Wachsens bei allen Völkern, in allen Zonen, in den ärmsten Hütten und reichsten Palästen! Vielleicht bist du so alt wie die Menschheit selbst.

Schon auf Darstellungen aus dem frühen Mittelalter finden wir sie, die Vorläuferin unserer alten, prächtigen Bauernwiegen, wenn auch erst sehr schlicht und primitiv. Aber je rascher es aufwärts ging mit der Kultur, desto vielgestaltiger, reicher und farbenfroher wurde auch die Wiege, dieses erste kleine Heim und Haus des Menschen, an dem schon so manches Großmütterchen saß, den Strickstrumpf in der Hand, die müden Füße auf den halbrunden, meist stark abgetretenen Kufen und ein wundersames Schlummerliedchen auf den welken Lippen. Wie kleine Schiffe sind diese alten Wiegen, schaukelnd auf den rundlichen Brettern, kleine schaukelnde Schiffe zu Beginn der großen Fahrt ins Leben.

Es gab eine Zeit, in der diese alten Zeugen ununterbrochener Geschlechterfolgen aus unseren Bauernhäusern verschwanden, weil der Kinderwagen, der handlicher und beweglicher ist, sie verdrängte. In die Verbannung wurden sie vielfach geschickt, in die Rumpelkammern, bis sie dann, vielleicht auch da noch im Wege stehend, der Axt zum Opfer fielen und zwischen den Buchenscheiten im breiten Beileger prasselten. War es nicht so? Halte einmal besinnliche Rückschau auf die stattliche Reihe deiner Ahnen, auf die Männer mit den markanten Gesichtern, den breiten Schultern und schwieligen Bauernhänden, auf die Frauen, die in Fleiß und Zucht mithalfen, das Erbe der Väter zu hüten und zu mehren. In dem kleinen hölzernen Bett haben sie schlummernd, lächelnd und weinend den bunten Weg ins Leben getan, unter buntbezogenen Kissen, dessen Ueberzug die Mutter mit seligem, glücklichem Lächeln gesponnen.

Da und dort in deutschen Landen stehen sie noch, diese alten Bauernwiegen. Manche unter ihnen sind noch so fest und stark in ihrem Gefüge, daß sie noch Generationen überdauern. Viele erlesene Stücke haben den Weg in irgend ein Heimatmuseum gefunden. Aber heute würde sie keiner mehr hergeben. Nicht für noch soviel Geld. Und das ist gut so.

Die Formen der heute noch erhaltenen Wiegen sind so verschieden wie die Menschen selbst, die sie einstmals mit viel Liebe und Sorgfalt bauen ließen. Die eine Wiege ist schlank, zierlich und schmal, die andere tief, wuchtig und breit, im Notfalle auch für Zwillinge groß genug. Nahezu alle tragen eingegraben das Jahr, in dem sie von einem tüchtigen Meister angefertigt wurden. Verewanen gibt es unter ihnen, die bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückreichen.

Wundervoll ist die Farbgebung so manchen alten Stückes. Bunte Malerei wechselt vielfach mit prächtigen Spruchbändern und reichem Schnitzwerk ab. Blumengerank findet man neben allegorischen Darstellungen, selbst Bilder der Heiligen neben frommen, verlasch im Dialekt aufgetragenen Wünschen für den kleinen Erdenbürger.

Ein wesentlicher Bestandteil der Wiege war unseren Großmüttern noch das Wiegenband, das man um die Finger schlang oder in die Hand nahm, um die Wiege zum Schaukeln zu bringen. Nach eigenem Geschmack stellte die Mutter dieses Wiegenband her. Vielfach war es aus bunter Seide kunstvoll gewirkt, oft überreich bestickt oder bemalt. Wie der dörfliche Maler seine ganze Phantasie spielen ließ, um die Wiege selbst auszuschmücken, so ließ jede Mutter ihren ureigensten Geschmack, ihr heiligstes Sehnen, Wünschen und Hoffen in irgendeiner Art und Form in und auf diesem Bande lebendig werden. Kannst du nicht das alte schlesische Wiegenliedchen, das von der Jungfrau Maria singt, die des Knäbleins Wiege mit der Hand schaukeln muß, weil ihr das Wiegenband fehlt? „Ufm Berge, da geht der Wind, / Da wiegt die Maria ihr Kind / Mit ihrer schlohengelweißen Hand, / Sie hat dazu kein Wiegenband. / Ach, Joseph, lieber Joseph mein! / Ach hilf mir wiegen mein Kindelein. / Wie kann ich dir denn dein Knäblein wieg'n, / Ich kann ja kaum selber die Finger bieg'n."

Dichter aller Zeiten haben die Wiege besungen in gemütstiefen, wundervollen Liedern. Immer klingt aus ihren zarten Versen eine Innigkeit und Wärme, die sonst nur unseren besten Volksliedern eigen ist. Das brachte der traute Zauber mit sich, der die Wiege umgab. Wiegenromantik! Wir Jungen kennen sie nicht mehr, aber die Alten trauern ihr nach. Es war eine märchenschöne Schover schrieb und Schubert vertonte. Das „Schlafe, mein Prinzchen, es ruhn Schäfchen und Vöglechen nun" und des alten Junggesellen Brahms „Guten Abend, gut' Nacht" sie ein Liedchen zu dieser Doppelarbeit, bis das Kind schlummerte. Die Herzen der Mütter flossen schier über von Liedern, denn im Glück der Wiege wurden alle zu Dichterkennen. Und so entstanden wohl in Anlehnung an die Marienwiegenlieder Hunderte von schönen Liedern, die von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf, von Generation zu Generation gingen, mit denen noch heute manche Mutter ihr Liebstes in den Schlaf singt.

Es ist ein weites Reich, das der Wiegenlieder, überaus mannigfaltig und reich. Perlen sind unter ihnen, köstliche Geschenke, die Gemeingut des ganzen Volkes geworden sind. Oder kennst du es nicht, das „Schlaf, Herzensjöhnchen, mein Liebling bist du" von Weber? Dieses Lied soll der Künstler komponiert haben, als er einmal auf die große Luftschifferin Blanchard wartete und deren Kind nach der Mutter schrie. Dann ist das zarte „Schlafe, holder, süßer Knabe", das schnurrende Spinnrad trat. Und dann sang

So kurz und flüchtig ist der Jugend Glück;
Bald stehst du an des Lebens ernster Wende,
Das Herz voll Hoffen und voll Trutz den Blick
Und voller Schwielen deine kleinen Hände.

Schlaf nur, mein Kindchen, schlaf und werde groß;
Der Mutter Liebe wird dich still umsorgen,
Und Vater nimmt dich lachend auf den Schoß,
Hält dir die Wolken fern vom Lebensmorgen.

Schlaf nur, mein Kind, und werde stark zur Tat;
Derweil du schlummerst, pflügen wir die Erde
Und streuen in die Furchen neue Saat,
Daß deine Zukunft froh und fruchtreich werde!

Wünschen und Hoffen in irgendeiner Art und Form in und auf diesem Bande lebendig werden. Kennst du nicht das alte schlesische Wiegenliedchen, das von der Jungfrau Maria singt, die des Knäbleins Wiege mit der Hand schaukeln muß, weil ihr das Wiegenband fehlt? „Ufm Berge, da geht der Wind, / Da wiegt die Maria ihr Kind / Mit ihrer schlohengelweißen Hand, / Sie hat dazu kein Wiegenband. / Ach, Joseph, lieber Joseph mein! / Ach hilf mir wiegen mein Kindelein. / Wie kann ich dir denn dein Knäblein wieg'n, / Ich kann ja kaum selber die Finger bieg'n."

Dichter aller Zeiten haben die Wiege besungen in gemütstiefen, wundervollen Liedern. Immer klingt aus ihren zarten Versen eine Innigkeit und Wärme, die sonst nur unseren besten Volksliedern eigen ist. Das brachte der traute Zauber mit sich, der die Wiege umgab. Wiegenromantik! Wir Jungen kennen sie nicht mehr, aber die Alten trauern ihr nach. Es war eine märchenschöne Schover schrieb und Schubert vertonte. Das „Schlafe, mein Prinzchen, es ruhn Schäfchen und Vöglechen nun" und des alten Junggesellen Brahms „Guten Abend, gut' Nacht" sie ein Liedchen zu dieser Doppelarbeit, bis das Kind schlummerte. Die Herzen der Mütter flossen schier über von Liedern, denn im Glück der Wiege wurden alle zu Dichterkennen. Und so entstanden wohl in Anlehnung an die Marienwiegenlieder Hunderte von schönen Liedern, die von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf, von Generation zu Generation gingen, mit denen noch heute manche Mutter ihr Liebstes in den Schlaf singt.

Es ist ein weites Reich, das der Wiegenlieder, überaus mannigfaltig und reich. Perlen sind unter ihnen, köstliche Geschenke, die Gemeingut des ganzen Volkes geworden sind. Oder kennst du es nicht, das „Schlaf, Herzensjöhnchen, mein Liebling bist du" von Weber? Dieses Lied soll der Künstler komponiert haben, als er einmal auf die große Luftschifferin Blanchard wartete und deren Kind nach der Mutter schrie. Dann ist das zarte „Schlafe, holder, süßer Knabe", das schnurrende Spinnrad trat. Und dann sang

Aufgeschnapptes Allerlei

Plauderei von Andreas Zeltner

Im allgemeinen findet die Aufnahmefähigkeit des Menschen bei einem gewissen Zeitpunkt ein begreifliches Ende. Man hat nun lange genug die Guten ins Töpfchen getan und die Schlechten ins Kröpfchen. Man hat das Recht erworben, auf seinen Lorbeeren auszuruhn und von Fall zu Fall den geeigneten Senf dazu zu tun. Eine Aenderung dieses inneren Zustands

Die neue Flagge des Reichsbundes für Leibesübungen

Nach Vereinigung mit der Deutschen Turnerschaft hat sich der Reichsbund für Leibesübungen diese neue Flagge gegeben. Sie zeigt den Reichsadler mit dem Hakenkreuz auf weißem Grunde im roten Fahnentuch. (Schirner, K.)

tritt ein, sooft sich die äußeren Zustände ändern: sobald man gezwungen ist oder sich selbst zwingt, den Trott des Alltags zu unterbrechen. Beispielsweise beim Unternehmen einer Reise. Da wird der verschlossene Mensch aufgeknöpft, der zugeknöpfte wird offen; der Mundfaule ertappt sich beim Plappern, der Wortarge bei Mitteilsamkeit. Und nicht nur, daß man „aus sich herausgeht" — nein, man geht auch in sich hinein. Man lockert seinen Boden auf, aus dem Stoppelfeld wird Humus, man pflügt sich, man läßt sich willig pflügen. Man ist bereit, aufzuschnappen.

Das Olympiajahr in Oberammergau

Die Oberammergauer Herrgottsschnitzer haben sich für die Zeit der Winter-Olympiade umgestellt und schnitzen Sportplastiken. Bei einem kürzlich durchgeführten Wettbewerb der Gemeinde erhielt Johann Georg Lang den ersten Preis für Sportplastik. Unser Bild zeigt neue Arbeiten dieser Art. Links die mit dem 1. Preis ausgezeichnete Arbeit, rechts eine Schlittschuhläuferin von Andreas Lang, die den 2. Preis erhielt. (Pressephoto, K.)

Dieser Zustand beginnt damit, daß man imstande ist, sich zu wundern, statt alles als selbstverständlich hinzunehmen.

Wohl dem, der aufzuschnappen vermag!

Die Aufschnapperei nimmt ihren Anfang im Abteil, und es ist eine von der daheim gepflogenen Aufschnapperei grundverschiedene Art. Zu Hause wird lediglich nach alledem gelangt und ausschließlich auf das gelauert, was man hören und wissen will. Außerdem kennt man einander und überschaltet die angenehmen Seiten und schätzenswerten Vorzüge des Menschen durch Ueberbetonung kleiner Schwächen und verhältnismäßig nebensächlicher Unarten. Neue Bekanntschaften hingegen haben meist den Vorteil, „reizend" zu sein. Nirgendwo kommt man mit einer solchen Menge entzückender Menschen in Berührung wie auf Reisen. Bei näherer Betrachtung erweisen sich die guten Leutchen als weit weniger entzückend. Denn wir sind allzumal aus Staub gemacht.

Jeder hebt seinen Zahnarzt in den Himmel. Noch niemand hat ein böses Wort gegen einen Lokomotivführer gesagt. Die sechs Minuten Aufenthalt sind zu Ende. Herr Schlag hat eingehend betrachtet, was dem D-Zug vorgespannt ist. Es geht weiter. Der Zug fährt zunächst eine Kleinigkeit rückwärts. Herr Schlag wundert sich. Ein weißhaariger Herr mit Brille erläutert. Auf diese Weise, sagt er, werden die Kupplungen entlastet; der überfüllte Zug fährt nicht in seiner Ganzheit an, sondern sozusagen Stück für Stück. Es gibt noch mehr aufzuschnappen. In der Rubrik „Was viele nicht wissen" tropft es infolge Ueberhäufung am stumpfgewordenen Aufnahmevermögen des Menschen ab — — eßlöffelchenweise geht es ohne Schwierigkeit. Schlag junior, elf Jahre alt und seinem Vater in technischen Dingen unendlich überlegen, erfährt von dem weißhaarigen Herrn, daß nur 15 Prozent der durch Verbrennung von Kohle freigemachten Energie ausgenutzt werden, die restlichen 85 Prozent aber zwecklos und sinnlos durch den Schornstein der Lokomotive entweichen. Und daß die französische Akademie einen Preis von hunderttausend Goldfrancs für Abstellung dieses Uebelstandes zu zahlen bereit ist.

„Was verdient eigentlich so ein Mann?", fragt Rudis Papa und meint den Lokomotivführer. Somit wäre man zwanglos beim nervus rerum angelangt.

Klein-Annemie schlunzt zum Fenster hinaus und zählt Windmühlen. Alles ist für sie Windmühle. Der Zug verlangsamt die Fahrt. „Was ist das für eine Fabrik?", erkundigt sich das blasse Fräulein neben dem weißhaarigen Herrn. Es ist eine Ruhfabrik. Wozu braucht man Ruß? Ob, Ruß braucht man zu allerhand. Zur Herstellung von Stiefelwichse und zur Herstellung von Kohlepapier.

Annemie reißt die Augen auf: es wimmelt von Rüben. „Mutti, Mutti!" ruft sie aufgeregt, „— sieh mal die vielen Schweine!" Das ganze Abteil bricht in Gelächter aus, und die Frau Mama, die es bis dato unterließ, ihrem Kinde den Unterschied zwischen Rüben und Schweinen klarzumachen, wird fuchsteufelswild und sprudelt: „Wie sehen bloß deine Hände aus! Komm — waschen!" Sie zieht sich im Galopp mit Annemie zurück. Ich jedoch schnappe ein paar zum Thema „Großstadtjugend" und „unfähige Eltern" gehörende Brocken auf.

In der Sommerfrische hält der Drang, sich zu wundern, eine geraume Weile an. Man ist wißbegierig. Den Unterschied zwischen Tannen und Fichten hat man längst aufgeschnappt. Eine Bereicherung des Wissens bedeutet, daß die mächtigen Birken gar keine Birken sind, sondern Weißbuchen.

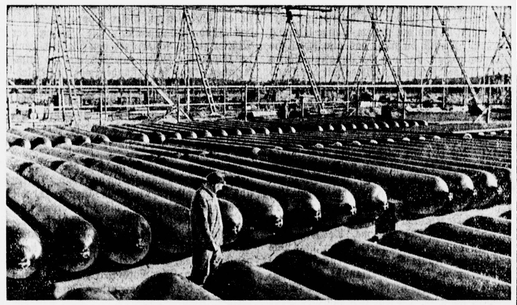
Tante Helmi, die Gelegenheit hatte, eine Bienenzucht (sie sagt „Immenfarm") in der Nähe zu betrachten, wirft nach Rückkehr aus dem Urlaub mit Fachausdrücken um sich: Klotzbeute, Zeidelsack, Stülpkorb, gedeckelte Zelle, Beutnerschaufel. Sie hat auch sonst vielerlei aufgeschnappt.

Auch die anderen Familienmitglieder haben ihren Horizont erweitert. Rudi weiß, daß in den Fischritzen „Stod Michelin" der Stock alles andere ist als ein Vorname. Ferner hat er aufgeschnappt, daß „Phon" das Maß für Lautstärke einer Schallplatte darstellt, und daß ein Motorrad immerhin zehn Einheiten mehr aufzuweisen hat als ein Löwe, nämlich hundertundzehn Phon.

Rudi konnte auch von der in Süddeutschland beliebten „Radlermaß" berichten, gemischt aus drei Quart Bier und einem „Springerl" oder „Kracherl", wie man die Limonade in dem Lande nennt, dessen Farbe nicht blauweiß ist, sondern weißblau (was viele Preußen aufzuschnappen versäumen).

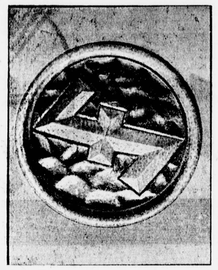
Die Wirkung des schönsten Films, der einem eben noch Tränen entlockte, ist weggewischt, sobald man den Schauplatz wechselt — ein mittelmäßiges Theaterstück sieht nach Wochen noch leibhaftig vor unsern Augen. Je unmittelbarer der Eindruck, desto stärker. Was man in Büchern aufschnappt, dient so oder so der Bereicherung des Wissens. Was im Verkehr von Mensch zu Mensch aufgeschnappt wird, bleibt haften wie Pech und Schwefel. So findet ein unaufhaltsamer Austausch von Gewohnheiten statt . . . von Gewohnheiten jeglicher Art. Am leichtesten nachzuprüfen ist dies in sprachlicher Hinsicht. Als mein guter Vater seine Jungfernfahrt an den Tegernsee hinter sich hatte, konnte man ihn, einen geborenen Schlesier, sagen hören: „Ich hab mir halt gedacht . . ." oder „Da staunst du, gelt?" Diese beiden Flickwörter („halt" und „gelt") hatten ihm so gut gefallen, daß er sie sich ohne Bedenken zu eigen machte. Statt „Dunnerkiel!" und ähnlicher Ausdrücke, die er mit Leidenschaft verwendet hatte, bastelte er nun: „Dreschauber!"

Erst haben wir darüber gelächelt, dann haben wir es nachgemacht. Weil es uns gefiel.



Der Weltluftschiffhafen im Werden

Die Arbeiten auf dem Gelände des neuen Weltluftschiffhafens Rhein-Mosel bei Frankfurt schreiten so rüstig vorwärts, daß das Gerüst nahezu vollendet ist. Nunmehr werden auch in langen Reihen Gaslaschen für den kommenden Bedarf aufgestapelt. (Weltbild, K.)



Die Ansteckplakette des Winterhilfswerks für die Straßensammlung am 2. Februar. Es ist eine Lederplakette mit der Treue-Rune. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die Türplakette des Winterhilfswerks für den Monat Februar (Scherl Bilderdienst, K.)

Die 7 Tage

Donnerstag, 16. Januar. Der Sonderberichterstatter des DNB in Abessinien erfährt vom Kaiser Haile Selassie die Voraussetzungen Abessiniens für einen Frieden. Zu „ehrenvollem Frieden" will sich Abessinien danach stets bereit finden. — Der Marschall der Sowjetunion, Tuchatschefski, verbreitet sich über den Rüstungsstand der Sowjets und betont mit Nachdruck, daß die Kampfbereitschaft der Roten Armee größer ist als jede andere Armee der Welt. — Aus Abessinien wird ein Aufstand in der Provinz Godscham, die schon seit vielen Jahren Addis Abeba feindlich gesinnt ist, gemeldet. — Auf einem Generalappell des NSKK in der Deutschlandhalle in Berlin spricht Reichsminister Rudolf Heß zu den Männern. — Der Führer empfängt den ungarischen Handels- und Verkehrsminister. — Auf der Gründungsversammlung der Wirtschaftskammer für Pommern betont Dr. Schacht, daß es nur eine Wirtschaftspolitik gebe. — Trotz der durch den Austritt Japans erfolgten Schwierigkeiten auf der Flottenkonferenz wird die Konferenz weitergeführt.

Freitag, 17. Januar. Der italienische Heeresbericht meldet von einem siegreichen Vorstoß des Generals Graziani an der Somalifront. — Durch Veröffentlichung verschiedener Dokumente aus dem Nachlaß des früheren amerikanischen Außenministers Lansing wird die unheilvolle Rolle Präsident Wilsons im Weltkriege beleuchtet. — Bundeskanzler Dr. Schuschnigg weilt zu einem Staatsbesuch in der Tschechoslowakei. — Laval führt Besprechungen mit diplomatischen Vertretern Englands, Finnlands, Hollands, Rumäniens und dem Nuntius. — Heute vormittag wird im Slavisky-Prozeß in Frankreich nach monatelanger Dauer das Urteil gesprochen, das für 11 Angeklagte mit einem Freispruch endet. — Die neue deutsche Verkehrsflugmaschine „He 111" bewältigt die Strecke Berlin—Sevilla mit einer Stundenreschwindigkeit von 410 Kilometern in 8 Stunden. — Die Radikalsozialisten künden dem Kabinett Laval einen neuen Kampf an. — Ein neuer Deichbruch des Hoangho in China setzt 500 Dörfer unter Wasser. Die zunehmende Kälte wird bald unerträglich.

Samstag, 18. Januar. Der Krankheitszustand des englischen Königs, der jetzt bekannt wird, gibt nach englischen Berichten zu einer gewissen Besorgnis Anlaß. Der Führer schickt Genesungswünsche an den König des britischen Empire. — Der italienische Heeresbericht meldet 200 Kilometer Geländegewinn an der Südfront. — Die Abessinier melden Fortschritte an der Nordfront. — Der Kommissar des Völkerbundes in Danzig, Sir Seán Lester, leitet dem Generalsekretariat des Völkerbundes einen Jahresbericht für das Jahr 1935 zu. Entgegen der Gewohnheit anderer Jahre hat er es diesmal für angebracht gehalten, dem Bericht die eigene Stellungnahme zugrunde zu legen. — 7 führende Vertreter der Frontkämpferverbände Deutschlands reisen zur Erwiderung des englischen Frontkämpferbesuchs in Deutschland nach England ab. — Der Leiter des Gaues Groß-Berlin der NSDAP, Reichsminister Dr. Goebbels, zieht auf einer großen Kundgebung vor mehr als 20 000 Volksgenossen in der Deutschlandhalle die Bilanz der deutschen Politik von 1935.

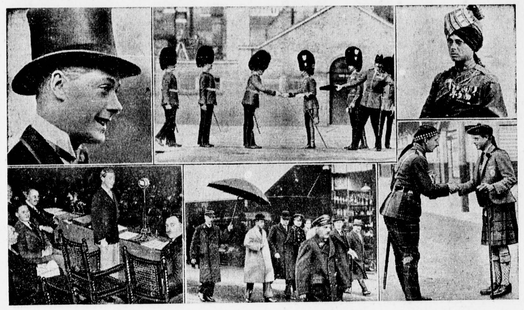
Sonntag, 19. Januar. Der Sonntag bringt keine gesundheitliche Veränderung im Befinden des englischen Königs. — In ganz Oesterreich wird ein Flugblatt verteilt, in dem eine allgemeine und geheime Volksabstimmung verlangt wird. Das Flugblatt ist unterzeichnet von der „Nationalsozialistischen Bewegung Oesterreichs". — Der ehemalige Ministerpräsident Daladier wird zum Vorsitzenden der Radikalsozialistischen Partei gewählt. Man darf diese Tatsache als eine zunehmende Gefahr für das Schicksal der Laval-Regierung bezeichnen. — In Nordchina wird über Nacht durch den Vorsitzenden des „Politischen Rates der Inneren Mongolei" durch ein Zirkulartelegramm ein neuer mongolischer Staat Menong ausgerufen. Das Telegramm ist von Fürst Te Weng unterzeichnet. — Bei herrlichstem Winterwetter wird die Olympiastraße nach Garmisch-Partenkirchen eingeweiht.

Montag, 20. Januar. König Georg V. von England stirbt im Alter von 70 Jahren. Als sein Nachfolger wird der bisherige Prinz of Wales, der im 42. Lebensjahre steht, als Edward VIII. den englischen Thron besteigen. — Die französische Regierungskrise soll durch einen am Mittwoch stattfindenden Kabinettsrat beigelegt werden. Laval hat bereits Genf verlassen, um sich nach Paris zu begeben. — Der Völkerbundsrat beginnt seine 90. Tagung mit einer nichtöffentlichen Sitzung. — Der Dreizehnerausschuß des Völkerbundsrates hält die Entsendung eines Untersuchungsausschusses nach Abessinien nicht für notwendig. — Auf die Stadt Korcan erfolgt ein neuer italienischer Bombenangriff. — Der fanatische Außenminister Hirota fordert den Zusammenschluß Japans, Chinas und Mandschukuos gegen den Kommunismus. — Reichsminister Kerrl beschäftigt sich mit den Problemfragen auf einer Veranstaltung der NS-Frauenschaft in Hannover.

Dienstag, 21. Januar. Die ganze Welt ist voller Anteilnahme an dem Verlust, den das englische Volk durch den Tod König Georgs V. erlitten hat. Die englische Bevölkerung begrüßt bereits den neuen König, der vor dem Kronrat die übliche, noch aus der Zeit der Glaubenskämpfe stammende Erklärung abgibt. — Der Führer Adolf Seefeld, dem die geheimnisvollen Knabenmorde in Mecklenburg zur Last gelegt werden, hat sich vor dem Schweriner Schwurgericht zu verantworten.

Mittwoch, 22. Januar. Das Kabinett Laval tritt zurück. — In München findet eine Reichsleiter- und Gauleitertagung der NSDAP statt, deren Vorsitz Rudolf Heß führt. — Das Friedensprotokoll zwischen Paraguay und Bolivien wird feierlich unterzeichnet. — In England wird die Thronfestsetzung des neuen Königs proklamiert. — Amerika gestattet die Benutzung der Marinestationen durch das neue Luftschiff „LZ 129". — In Oesterreich werden 60 Nationalsozialisten verhaftet.

Bildnis der Woche



König Georg von England †

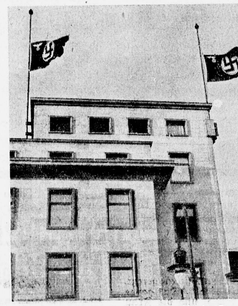
König Eduard VIII.

Als König Eduard noch Prinz von Wales war

Einige Bilder aus dem Leben des neuen Königs von England, der zweifellos der populärste und am weitesten gereiste Thronfolger der Welt war. Oben von links nach rechts: Für jeden hat er ein Lächeln übrig; als Offizier der Garde unter der riesigen Bärenfellmütze (vierter von links); in der Uniform der indischen Lancers; unten von links nach rechts: Der Prinz von Wales bei seiner Aufsehen erregenden Erklärung vor den britischen Frontkämpfern, in der er die Notwendigkeit einer Verständigung mit Deutschland betonte; bei einer seiner jüngsten Reisen in Wien; im schottischen Nationalkostüm. (Graphische Werkstätten, K. 3)

Tiefe Trauer in London

Die amtliche Nachricht vom Tode des Königs wurde kurz nach 1 Uhr früh MEZ am Tor des königlichen Palastes in London angeschlagen. Hunderte von Menschen hatten sich vor dem Palast versammelt. Als die Todesnachricht eintraf, verharrten sie in tiefem Schweigen. Einige Frauen knieten nieder und verrichteten ein Gebet. (Atlantic, K.)



Auch Deutschland trauert um König Georg

Auf der Reichskanzlei ebenso wie auf anderen amtlichen Gebäuden wurden die Flaggen auf Halbmast gesetzt. (Weltbild, K.)

Der Besuch der deutschen Frontkämpfer in London

Die gegenwärtig in London weilende deutsche Frontkämpferabordnung auf dem Wege zum Cenotaph, dem Ehrenmal für den Unbekannten Soldaten in London, wo sie einen Kranz niederlegte. (Weltbild, K.)

Folgenschwerer Erdrutsch in Savoyen

Das Dorf Serrieres in Savoyen (Südfrankreich) wurde von einem folgenschweren Erdrutsch heimgesucht, der 10 Häuser zerstörte. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die erste Fahrt auf der Olympia-Straße

Die Olympia-Autostraße von München nach Garmisch-Partenkirchen ist nunmehr dem Verkehr übergeben worden. — Die Ankunft der ersten Wagen mit Gauleiter Wagner und den anderen Ehrengästen. (Weltbild, K.)

Italienische Verwundete kehren heim

Mit dem italienischen Hospitalschiff „Urania" sind 440 Kranke und Verwundete aus Ostafrika nach Italien zurückgekehrt. Soweit sie nicht schwerkrank waren, vertrieben sie sich auf der Ueberfahrt die Zeit mit Brettspielen. (Presse-Photo, K.)

Bombenflieger gegen Vulkan

Bei einem kürzlichen Ausbruch des Vulkans Mauna Loa auf den Hawai-Inseln wurde zum ersten Mal versucht, durch Menschenhand eine Naturkatastrophe dieser Art, gegen die man bisher machtlos war, zu bekämpfen. Auf unserem Bilde sehen wir die um den Vulkan einschlagenden Bomben. (Scherl Bilderdienst, K.)

Vom Kriegsschauplatz im Tembiengebiet

Ein Lager libyscher Spahis, die zu den irregulären italienischen Truppen gehören, im Tembiengebiet, das zur Zeit im Mittelpunkt der Kampfhandlungen an der Nordfront steht. Das Bild läßt gleichzeitig die charakteristische Gebirgsbildung erkennen. (Presse-Photo, K.)

Der Meister

Von Josef Blattl

„Meister! Meister!"

Der Tischlermeister Florian Bastlmeier pflegte erst auf den dritten Anruf zu hören. Das war er seiner Würde schuldig. Ueberhaupt der Loisl, der Lehrbub, der Lauser! Den konnte er doch seine ganze Macht und Meisterherrlichkeit fühlen lassen! Denn der war so ziemlich der einzige der davor Respekt hatte. Das verlangte die gottgewollte Gewerbeordnung. Vor der Frau Meisterin konnte der Tischlermeister Bastlmeier nicht gut auftrumpfen, denn die hätte ihn sonst an Dinge erinnert, mit denen er als Mann sein Bewußtsein nicht trüben wollte. Auf Loisl, dem er täglich schimpfen und den Unterschied zwischen einem Meister und einem Lehrling, wie zwischen einem Herrgott und einem armen Teufel, vor Augen führte, machte er gewaltigen Eindruck. Das glaubte er.

Loisl imponierte — wie jeder hoffnungsvolle Bengel, der seine sechzehn Lenze glücklich erreicht hat — sich selbst am meisten. Er war sich darüber klar, daß er berufen sei, die Mitwelt durch besonders dumme Streiche in Schrecken zu versetzen. Aber nicht allein das. Loisls Ziel lag höher. Er wollte mitsprechen im Rat der Großen. Auch Loisl träumte von einem Meistertitel besonderer Art. Aber das war sein Geheimnis.

Dem Zug der Zeit, der von einem Tischlermeister Sportgeräte verlangte, folgend, verfertigte Florian Bastlmeier in seiner Werkstatt auch Skier an. Er hatte einen guten Absatz. Die Skier waren sein Schlager gewesen. Aber es wurmte ihn, daß er selbst mit dem praktischen Gebrauch seines Erzeugnisses nichts anzufangen wußte. Skier hatten für ihn in erster Linie Geld einzutragen. Das taten sie. Aber sie hatten doch auch eine höhere Bestimmung. Man sollte auf ihnen fahren können. Das taten sie für ihn leider nicht. Er hatte diesen Geschöpfen seiner Hände gegenüber nur das Gefühl der persönlichen Ohnmacht. Dies ließ sich aber mit seinem Tarkenwickelten Selbstgefühl nicht vereinen. Darum versuchte er sich eines schönen Tages in der ihm unbekannten Kunst des Fahrens auf den Brettern. Er hoffte, die Sache in ein paar Stunden zu „schmeißen". Aber er wurde selbst geschmissen. Suchte sich einen einsamen Pfad, auf dem so leicht niemand sehen konnte, daß er in der „Schule des Skilaufes" noch ein Säugling war, fuhr kerzengerade einen sehr steilen Hang hinunter. Eigentlich fuhr er nicht, sondern er flog. Unten bohrte er ein tiefes Loch in den Schnee. Zuerst vergewisserte er sich, daß er keinen Zeugen seiner verlorenen Haltung hatte. Das stimmte halb freudig. Dann stellte er mit Genugtuung fest, daß er sich kein wertvolles Glied gebrochen hatte. Schließlich machte er Anstrengungen, emporzukommen. Hier versagten Kraft und Gewandtung. Seine Bemühungen scheiterten an der beharrlichen Widerborstigkeit der Skier, die sich von dem eingenommenen Platz im Schnee nicht trennen konnten. Er geriet, je mehr er sich anstrengte, nur noch tiefer in den Schlamm. Die Beine fanden sich oben und überdies nur quer und so verschoben, daß es schien, als ob er rechts und links nicht unterscheiden könne. Die Lage war sehr unbequem. Allein, ohne fremde Hilfe würde er sich wohl nicht herausarbeiten können. Er möchte aber nicht gerne in seiner immerhin die Spottlust in einem hohen Grade herausfordernden Lage angetroffen werden. So ihn in dem Städchen jeder kannte, würde der „Fall" einiges „Aufsehens" bedürfen. Bastlmeier wünschte sich selbst, das Städtchen und seine sämtlichen Bewohner und die tuskulische Erfindung des Skifahrens nach Hinterindien. Er sprach sich soweit, daß er sein eigenes Erzeugnis als für die moderne und schnelle Art der Fortbewegung gänzlich ungeeignet verdammte.

In dieser verzweifelten Lage erschien, wie der mit dem Kopf nach unten Liegende sah, oben am Hang, offenbar durch sein Stoßgebet angezogen, der rettende Engel, wie weiland dem Kaiser Max auf der Martinswand. Bastlmeier wußte nicht recht, sollte er sich einen Retter wünschen oder nicht? Er machte neue Anstrengungen, herauszukommen. Umsonst! Und da schob der fremde Unbekannte schon in schwungvoller Spur herab und beschrieb um die Steilecke einen kunstvollen Stemmkristiania. Beinahe hätte er in einem kühnen Querzwang über das plötzlich auftauchende Hindernis hinweggeflogen.

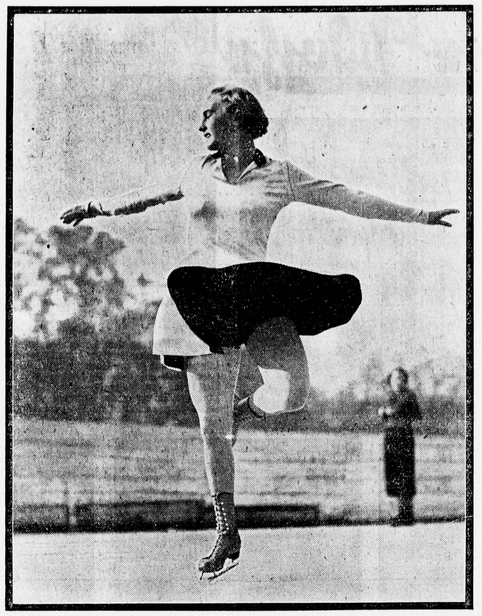
Der Ankömmling beobachtete zunächst. Er wußte nicht, ob Hilfe nicht abgelehnt würde. Was ein richtiger Skifahrer ist, hilft sich schon selbst. Als richtiger Skifahrer schien dieses Knäuel von Gliedmaßen und Schnee allerdings nicht zu sein. Bereitschaft war geboten. Die leistete tat erst so, als ob er sich schon bald herausarbeiten würde. Aber es ging offenbar nicht so leicht. Es ging offenbar überhaupt nicht.

Ein Blick, halb hilfesuchend, halb mißtrauisch, fing den Unbekannten. Wenn es ein Ihnen bekannter gewesen wäre! Aber da rief eine Stimme, hell, frisch, jung, — nur zu bekannt:

„Meister!"

Loisl!

Am liebsten wäre der Meister noch tiefer in den Schnee gekrochen! Am liebsten hätte er sich unsichtbar gemacht. Der Junge wagte erst nicht, Hand anzulegen. Der Meister machte wieder eine so selbsttätige Bewegung, die darauf hinzudeuten schien, daß auf fremde Hilfe, überhaupt von einem so grünen Buben, verzichtet werden könne. Loisl wagte nicht hin und nicht her. Er fand und glotzte. Er war durchaus vor ein unvermutetes Hindernis gestolpert. Er hätte an der Schanze leicht einen Fünfzig-Meter-Sprung gemacht, aber über das, was sich da im Schnee wälzte, kam er nicht hinweg.



Maxie Herber tanzt auf dem Eise — Photo Schirner (Deike M)

Jetzt war es dem Meister gelungen, den Arm aus der grausigen Umklammerung des rechten Skis zu befreien. Er übte Generalanstrengung. Da sank der Kopf nach abwärts, das rechte Bein überschlug sich, und der linke Arm vollführte eine Drehung, die im Lehrgang kurs nicht vorgeschrieben war.

Da mußte Loisl lachen, ob er wollte oder nicht.

Aber gleich faßte er sich. Diese aufs höchste gesteigerte Not konnte er nicht mit ansehen. Mit einem schnellen Griff packte er den Meister unter den Armen, mit einem Ruck stand Bastlmeier, fiel zunächst wieder um, wurde wieder aufgestellt, schien eine Zeitlang sich mit dem Gleichgewicht nicht befreunden zu können, dann stand er endgültig. Die Kopfbedeckung war verlorengegangen, die Spitze eines Ski abgebrochen. Sonst war alles ganz.

Loisl hielt den Kopf gesenkt. Was würde nun kommen? Er hatte den Meister in der denkbar peinlichsten Lage gesehen und hatte gelacht. Wenn er dem Meister das Haus angezündet hätte, wäre nicht so schlimm gewesen.

Er erwartete geduldig den Schlag. Wenn der Meister die Hand bewegte, wich er geschickt aus, wie er das immer tat, wenn er die Hand des Meisters in der Luft zucken sah. Aber diesmal zuckte er mehr. Die Augen des Meisters sprühten Flammen.

Loisl hätte nun auf- und davonfahren können. Mit Siebzig-Kilometer-Geschwindigkeit. Hol mich ein, wenn du kannst! Warum tat er es nicht?

Der Meister sprach kein Wort. Er schimpfte nicht einmal. Das war unheimlich. Da sagte Loisl:

„I werd's niemand sagen, daß d' g'flogen bist!"

Treuherzig versicherte er: „Es ist keine Schand', wenn ma flieg — i bin auch g'flog gen — am Anfang, wie i noch g'lernt hab, wie du — ja, ja — es fallt kein Meister vom Himmel. —"

Sondern in den Schnee, dachte Bastlmeier grimmig. Er hatte die Skier abgeschnallt. Er sank im Schnee ein. Der Bub stützte ihn. Als sie auf den Weg waren, wollte sich Loisl — seine Sendung schien beendet — empfehlen.

„Wart!", herrschte ihn der Meister an, „Du dummer Bub, glaubst etwa, daß i dich braucht hätt? Der Meister braucht nie jemand — merk' dir das — dummer Bub, du —!"

Eine derbe Hand packte den Jungen an der Brust. Würde er ihn jetzt würgen? Der Meister lachte: „Dummer Bub! Was fürchtst di denn?" Und dann halb bittend, halb drohend: „Verzi mir's!" Und dann hat es ihm der Loisl gelernt. Zwei Wochen lang gingen sie jeden Tag zwei Stunden statt in die Werkstatt auf die Uebungswiese und lernten. Und nach zwei Wochen sagte Loisl zum Meister: „Jetzt kannst du's! Ich bin mit dir zufrieden!" Der Meister lachte. Der Bub durfte sich jetzt so etwas erlauben.

Eines Tages erschien in der Wohnung des Tischlermeisters ein Mann und verlangte den Meister zu sprechen. Bastlmeier stellte sich vor. Der Mann schüttelte den Kopf. Er wollte Loisl sprechen. „Den Lehrbuben?" „Den Meister!" Loisl hatte beim letzten Wettbewerb um die Meisterschaft des Landes im Skilaufen gesiegt und legte sich den Titel „Meister im Skilauf" bei. Der Besucher — es war ein Abgelandter der Sportbehörde — hatte den Pokal mitgebracht.

Bastlmeier holte Wein und goß ihn in den Pokal. Den Pokal reichte er dem Jungen. „Auf dein Wohl, Meister!"

„Auf deines, Meister!"

Jetzt war es dem Meister gelungen, den Arm aus der grausigen Umklammerung des rechten Skis zu befreien. Er übte Generalanstrengung. Da sank der Kopf nach abwärts, das rechte Bein überschlug sich, und der linke Arm vollführte eine Drehung, die im Lehrgangskurs nicht vorgeschrieben war.

Da mußte Loisl lachen, ob er wollte oder nicht.

Aber gleich faßte er sich. Diese aufs höchste gesteigerte Not konnte er nicht mit ansehen. Mit einem schnellen Griff packte er den Meister unter den Armen, mit einem Ruck stand Bastlmeier, fiel zunächst wieder um, wurde wieder aufgestellt, schien eine Zeitlang sich mit dem Gleichgewicht nicht befreunden zu können, dann stand er endgültig. Die Kopfbedeckung war verlorengegangen, die Spitze eines Ski abgebrochen. Sonst war alles ganz.

Loisl hielt den Kopf gesenkt. Was würde nun kommen? Er hatte den Meister in der denkbar peinlichsten Lage gesehen und hatte gelacht. Wenn er dem Meister das Haus angezündet hätte, wäre nicht so schlimm gewesen.

Er erwartete geduldig den Schlag. Wenn der Meister die Hand bewegte, wich er geschickt aus, wie er das immer tat, wenn er die Hand des Meisters in der Luft zucken sah. Aber diesmal zuckte er mehr. Die Augen des Meisters sprühten Flammen.

Loisl hätte nun auf- und davonfahren können. Mit Siebzig-Kilometer-Geschwindigkeit. Hol mich ein, wenn du kannst! Warum tat er es nicht?

Der Meister sprach kein Wort. Er schimpfte nicht einmal. Das war unheimlich. Da sagte Loisl:

„I werd's niemand sagen, daß d' g'flogen bist!"

Treuherzig versicherte er: „Es ist keine Schand', wenn ma flieg — i bin auch g'flog gen — am Anfang, wie i noch g'lernt hab, wie du — ja, ja — es fallt kein Meister vom Himmel. —"

Sondern in den Schnee, dachte Bastlmeier grimmig. Er hatte die Skier abgeschnallt. Er sank im Schnee ein. Der Bub stützte ihn. Als sie auf den Weg waren, wollte sich Loisl — seine Sendung schien beendet — empfehlen.

„Wart!", herrschte ihn der Meister an, „Du dummer Bub, glaubst etwa, daß i dich braucht hätt? Der Meister braucht nie jemand — merk' dir das — dummer Bub, du —!"

Eine derbe Hand packte den Jungen an der Brust. Würde er ihn jetzt würgen? Der Meister lachte: „Dummer Bub! Was fürchtst di denn?" Und dann halb bittend, halb drohend: „Verzi mir's!" Und dann hat es ihm der Loisl gelernt. Zwei Wochen lang gingen sie jeden Tag zwei Stunden statt in die Werkstatt auf die Uebungswiese und lernten. Und nach zwei Wochen sagte Loisl zum Meister: „Jetzt kannst du's! Ich bin mit dir zufrieden!" Der Meister lachte. Der Bub durfte sich jetzt so etwas erlauben.

Eines Tages erschien in der Wohnung des Tischlermeisters ein Mann und verlangte den Meister zu sprechen. Bastlmeier stellte sich vor. Der Mann schüttelte den Kopf. Er wollte Loisl sprechen. „Den Lehrbuben?" „Den Meister!" Loisl hatte beim letzten Wettbewerb um die Meisterschaft des Landes im Skilaufen gesiegt und legte sich den Titel „Meister im Skilauf" bei. Der Besucher — es war ein Abgelandter der Sportbehörde — hatte den Pokal mitgebracht.

Bastlmeier holte Wein und goß ihn in den Pokal. Den Pokal reichte er dem Jungen. „Auf dein Wohl, Meister!"

„Auf deines, Meister!"

Herr Morell reitet ein Steckenpferd

Von Georg v. d. Gabelentz

Herr Guido Morell, Gott weiß, warum ihm seine Eltern den italienischen Vornamen gegeben, hatte den kleinen, aber gut gebauten Gerichtssaal an der Ecke verkauft und lebte nur noch seiner Liebhaberei. Da er nicht verheiratet war, und in einer Schwester eine sorgende Haushälterin besaß, so konnte er alle Zeit auf sein Steckenpferd verwenden. Es gab keine Versteigerung von Altertümern in der ganzen Stadt, die er nicht besucht hätte. Täglich durchstöberte er die Zeitungen im Stammlokal, damit ihm ja keine Kunstauktion entgehen könnte. Jedesmal konte man dort den kleinen hageren Mann in der vordersten Reihe sitzen sehen. Immer hing ihm das zu lange graue Haar auf den Mockragen herab, der davon nicht sauberer geworden war, und das Rascheln seiner Zettel, auf die er gewissenhaft Notizen über die angebotenen Kunstschätze wie die erzielten Preise eintrug, war bei den Versteigerern schon ein ganz bekanntes Geräusch geworden. Morell hatte von jeher Vorliebe für Geschichte gehabt, und es entsprach nur seinem romantischen Sinn und der unschuldigen Freude an historischen Merkwürdigkeiten, wenn er z. B. auf einer Auktion eintrug: Ein mittelalterlicher Degen. Tilly könnte ihn wohl nach der Schlacht bei Breitenfeld verloren haben. Oder: Ein alter gelehnitzter Schemel, soll aus der Gegend von Wittenberg stammen, wäre also vielleicht den Erben Luthers zuzuschreiben.

Morell verfolgte ernsthaft die abgegebenen Gebote und war überzeugt, daß er sehr wohl auch einmal in Betracht kommen könnte, selbst wenn die Gebote bis in die Tausende anstiegen. Er spannte mit wichtiger Miene auf die anschwellenden Zahlen für ein wertvolles Lesepult, um häufig mit der gleichen Teilnahme zum Schluß nur einen Holzschnitt für eine Mark zu ersteben. Saß er dann abends bei seinen Freunden am Stammtisch, dann konnte er sich nicht genug tun, den Neid der anderen mit den Erzählungen neu entdeckter und erworbener Schätze zu erregen. „Morell", sagten seine Freunde, „scheint wirklich eine Reihe für wertvolle Dinge zu haben im Auffinden und Erwerben beachtlicher Gegenstände." Und Morell war klug genug, seine Schätze in Kommoden und Schränken sorgfältig zu verstauen. Hatte er einmal wieder etwas auf einer Versteigerung erstanden, dann hatte er schmunzelnd seine Papierbogen zusammen, zählte seinen Ankauf, wickelte das Erworbene rasch ein in eine dazu mitgebrachte Zeitung, verbarg es in der alten Aktentasche, die nicht nur jede Farbe, sondern auch fast jede Form verloren hatte und eilte, als trüge er gestohlene Dinge nach Hause. Die Schwester sah dann bewundernd und gespannt zu, wenn ihr Bruder die glückstrahlend ein paar Sporen, eine Dose, einen goldenen Ring, eine alte Uhr, einen bronzenen Türklopfer, ein geschliffenes Glas oder ähnliches aus der Aktentasche hervorzog und ihr deren Wert und Schönheit pries. Abends vergnügt sich Morell jedesmal in allerlei Chroniken und Geschichtsbücher, bis er endlich mit einem Raucher verfündete, was er gefunden. Da gab es gar keinen Zweifel, der geschliffene Trinkbecher mit dem kaiserlichen N. hatte Napoleon gedient, der Pfeifenkopf mit einer Ansicht der Burg Caub im Rhein war Blüchers Eigentum gewesen.

Und wie schön war es, wenn er an Sonntags Schränke und Kommoden aufschloß, einen Ring ansteckte, den vielleicht Werthers Lotte getragen, und den Tabak für seine Pfeife einer Dose entnahm, aus der am Ende der Fritz schon einmal eine Prise genommen.

Morells Schwester verstand das. Sie genoß diese heimlichen Freuden ihres Bruders mit, begriff dieses Bewußtsein, durch den Gegenstand, den man in der Hand hielt, verbunden zu sein mit dem interessanten Vorbesitzer, als sei er einem körperlich nahe.

Morell wußte die Begeisterung für seine Schätze, seine Entdeckungen, wie er es nannte, den Freunden im „Elefanten" mit lebendiger Schilderung mitzuteilen, und seine Freude steckte die andern an. Sie tranken jedesmal auf seine neueste Erwerbung und nannten ihn den glücklichen Morell. Hatte er früher im Geschäft manchen Aerger gehabt, so war das nun vergessen vor der Freude, sich mit seinen Schätzen umgeben zu wissen. Wenn beneidete die Schwester, die als die Jüngere einmal eine schöne Erbschaft machte. Wem sonst sollte er seine Sammlung hinterlassen? Und man überlege, ob sie vom Erlös sich dann sofort ein eigenes Haus oder Papiere kaufen werde. Möglicherweise könnte sich für sie auch noch ein Freier finden, denn mit solcher Sammlung hatte schon mancher viel Geld verdient.

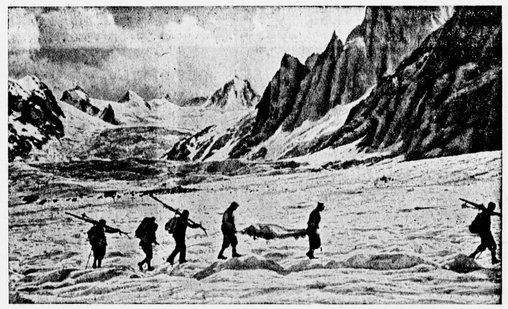
Ein und wieder brachte der glückliche Herr Morell auch eine Erwerbung an den Stammtisch mit, einen blauen Bierkrug mit der Darstellung einer Hirschjagd und der Jahreszahl 1780, die Bilderweise, eine römische Kupfermünze mit herrlicher, grüner Patina, die ihm besondere Freude machte und in einem wattierten Kästchen bewahrt wurde, weil sie unzweifelhaft ein Soldat des Varus verloren.

Und der ewig Fröhliche war bis zuletzt darauf bedacht, seine Schätze zu vermehren.

Eines Tages aber hieß es in der Nachbarschaft: Weißt ihr schon? Herr Morell ist gestorben. Die Freunde betrauerten ihn, und viele Neugierige boten sich an, der Schwester nunmehr beim Ordnen der Erbschaft zu helfen. Schränke und Kommoden wurden ausgeräumt, und man sieh einen Sachverständigen kommen, die Schätze Morells zu begutachten und auszubieten. Sie wurden schließlich in Bausch und Bogen von einem Trödler übernommen. „Ich mache ein schlechtes Geschäft mit dem Plunder", meinte er zu Morells Schwester, der die Tränen über die Wangen liefen.

Alles bedauerte, jetzt die alte Jungfer. Wie ung war sie entsetzlich verarmt! Nun zerrann ihr gewiß mancher Traum. Sie aber wehrte ohne Groll die Gutmeinenden ab.

Machte es für den Händler nur Plunder bedeuten, für ihren Bruder waren diese nichtigen Dinge Schätze gewesen und hatten ihm die Tage vergoldet. Vielleicht, weil der glückliche Herr Morell den Wert auch kleiner Dinge anders, tiefer und phantasievoller einschätzte, als die Nüchternheit der meisten.



Nach dem Lawinenunglück (Presse-Bild-Zentrale, K.)

Trotz aller Vorsicht und aller ergriffenen Sicherheitsmaßnahmen ereignet es sich doch alljährlich immer wieder, daß Schneelawinen, die bei einer bestimmten Witterungslage im Hochgebirge entstehen, Menschen mit in die Tiefe reißen und unter sich begraben. Der Tod ist fast immer die unausbleibliche Folge. Auf unserem Bild sieht man eine Rettungskolonne, die einen Verschütteten geborgen hat, über einen Gletscher in das Heimatdorf zurückkehren.

Expedition INCOBAR

2. Fortsetzung

Roman von Erich Baring

Inhalt des vorhergehenden Romanteils:

Der Hamburger Reeder Jochen Asmussen gewinnt im Kasino zu Monte Carlo ungeheure Summen. Er heiratet gleich darauf einen alten Bekannten, Axel Björnström, der jetzt Chef der Geheimpolizei der Kasino A.G. ist. — In die Atlantikbank in Hamburg ist eingebrochen worden. Nach der Aussage eines Wächters soll Jochen Asmussen der Täter sein. Senator von Rist, Generaldirektor der Atlantikbank, hält dies nicht für möglich, und auch dessen Tochter, die mit Asmussen befreundet ist, ist von dessen Unschuld überzeugt. — Im Generalkonsulat der südamerikanischen Republik Sta. Magdalena hat der Generalkonsul de Carina den Befehlshaber der kleinen Flotte von Sta. Magdalena, Fernando Alvarez, zu Gast. Dieser fährt mit dem nächsten Schiff in seine Heimat. — Jochen Asmussen ist nach einem Autounfall mit Axel Björnström aus einer tiefen Ohnmacht erwacht und befindet sich in der Villa Frau de Incobars am Cap Martin. Er wird dort noch einige Zeit verpflegt, bis er wieder in sein Hotel zurückkehren kann. Senator von Rist von der Hamburger Atlantikbank gibt Jochen Asmussen durch einen Brief von den schweren Verdacht, der auf ihm ruht. Kommiss.

„Beste Nachrichten, die mir heute Oberst Lopez übermittelte, besagen, daß Alvarez an der Riviera war. Aber dort wohnt, wie Sie wissen, auch die Gattin Ihres — durch einen Unglücksfall umgekommenen Vorgängers, des Generals de Incobar."

„Ich weiß, daß die alte Frau dort lebt."

„Alte Frau?"

Der Minister hob beschwörend die Hände.

„Aber genug, lieber Freund; Elvira de Incobar ist Vollblutindianerin, und mit ihren 33 oder 34 Jahren ist sie ohne Zweifel alt und sehr häßlich."

„Um Gottes willen, glauben Exzellenz das nicht. Ich sah neulich zufällig in einer illustrierten Zeitschrift ein Bild von ihr. Sie ist noch immer jung und hübsch. Die moderne, wahrhaft teuflische Kosmetik macht aus den ältesten Weibern wieder wahre Backfische."

„Sie nannten diese Kosmetik teuflisch, verehrter Herr Minister?"

„Unter allen Umständen, wenigstens für uns. Seine Frau, ergebene Freund, erreicht im Leben und auch in der Politik alles. Und ich kann das unbehagliche Gefühl nicht loswerden, daß Donna Elvira — etwas will. Exzellenz kennen unseren Flottenchef!"

Der Präsident nickt matt.

„Don Fernando Alvarez," fährt der Minister fort, „ist ehrgeizig und hat ein Herz, das soalseh in Flammen steht, wenn eine schöne Frau ihm auch nur zulächelt."

„Da haben Sie recht mein Lieber."

„Elvira de Incobar hat, wie Sie wissen, eine Tochter, Dolores. Ich weiß aus bester Quelle, daß Alvarez bis über die Ohren in diese verliebt ist."

Der Präsident sackt in seinem Plüschfauteuil merkbar zusammen.

„Ich kenne Don Fernando von der Affäre mit meiner Nichte gut genug. Wenn eine Frau oder ein leibliches Mädchen, wie es diese Dolores sein soll, im Spiel ist, dann ist Alvarez für uns verloren und die Anleihe dazu."

„Die Anleihe dürfte nicht verloren sein, denn alle Nachrichten besagen, daß es überhaupt nicht möglich ist, eine solche unterzubringen. Man hat kein Vertrauen mehr zu uns, weder in Paris, noch in London, noch in Rom."

Der Präsident stöhnt vor sich hin, dann stiert er mit starren, leblosen Augen auf ein Oelgemälde, das an der Wand über dem Schreibtisch hängt. Es stellt den General Gomez dar, der einst das Land von der ironischen Herrschaft befreit hatte. Die Brust des schwarzhärtigen, grimmig blickenden Generals ist mit vielen Orden übersät.

„Alvarez . . . Alvarez," wimmert der Präsident tonlos, „in seinen Adern fließt irgendwoher fremdes Blut und . . ."

„Das ist es ja eben, was ich bei ihm am meisten fürchte."

„Wieso?"

„Er ist treu!"

„Aber Sie behaupteten doch vor wenigen Minuten das Gegenteil, Herr Minister?"

„Er ist dem toten Incobar noch immer treu, hat diese Treue auf Donna Elvira übertragen. General de Incobar war Don Fernandos väterlicher Freund und Förderer."

„Aber warum um des Himmels willen hat man ihn denn in seiner Stellung belassen oder vielmehr wieder eingesetzt?"

„Die Flotte drohte zu meutern; Offiziere und Mannschaften hingen an ihm, besonders die der leichten Streitkräfte. Der Besatzung der beiden Panzerkreuzer aber dürfen wir gegenwärtig wenigstens sicher sein."

„Sie trauen also Alvarez wirklich nicht mehr?"

„Seitdem wir ihn überwachen lassen und . . ."

Unter den Fenstern des Konferenzzimmers erhebt sich wildes Geschrei.

„Nieder, nieder mit der Regierung! Hoch Incobar, hoch Incobar, den ihr gemordet habt . . .", tobt eine heranbrandende Menge.

Im Verlauf weniger weiterer Minuten braust ein Höllenlärm von der Plaza del Centro zu den Fenstern des Regierungsgebäudes herauf.

Es dauert ziemlich lange, bis die Gummiknüppel der berittenen Polizei des Obersten Lopez die Demonstranten zerstreuen.

Das Gesicht des Präsidenten ist olivgrün. Jeden Moment ist er darauf gefaßt, daß durch das offene Fenster eine Bombe hereinfliegt.

Er atmet erleichtert auf, als der Lärm sich verliert, doch er ist weit davon entfernt, beruhigt zu sein, denn er spürt, daß der Boden unter ihm zu wanken beginnt, und daß nur die brutale Gewalt des Kriegs- und Polizeiministers Lopez die Regierung hält. Aber wie lange noch?

Er muß an die schönen Dollar denken die ihm und seinen Freunden die Großspekulanten jenes Militärkonzerns in Neuyork gespendet haben und noch spenden würden, wenn nicht „Unvorhergesehenes" eintritt.

Der Präsident blickt seinen Minister hilfesuchend an.

Hustete nicht eben ein mokantes Lächeln um die schmalen, verknitterten Lippen des Premiers?

Der Minister erhebt sich langsam.

„Exzellenz," sagt er, jedes Wort betonend, „Sie haben eben wieder die Stimmung, die im Volke herrscht, gehört. Das Volk will wieder frei sein von der finanziellen Abhängigkeit von Wallstreet. Eines Tages wird es die Ketten zerreißen."

Der Präsident antwortet nicht.

Ist es die Angst vor Kommendem, was ihm die Kehle zuschnürt?

„Haben Sie noch Wünsche, Exzellenz?"

Kalt und schneidend klingt die Stimme des Ministers.

Der Premier fühlt, daß bald ein anderer Wind wehen wird und er bald irgendwo in einem eleganten, amüsanten Seebad der Vereinigten Staaten zur „Erholung" weilen kann.

„Nach mir die Sintflut", denkt er und empfiehlt sich mit einer Verbeugung. Mögen der Präsident und der Oberst Lopez und die andern sehen, wie sie einmal ihre Köpfe aus den Schlingen ziehen . . .

VI.

Donna Elvira de Incobar sitzt an ihrem Schreibtisch. Vor ihr liegt ein Brief des Generalkonsuls de Larina, in dem er ihr Auskunft über die Reederei Asmussen gibt.

Der Konsul schreibt:

„Exzellenz! Gnädigste Frau! Zunächst küsse ich als treuer, ergebener Freund Ihre Hand. Ihrem Auftrag gemäß erteile ich Ihnen hiermit umgehend die gewünschte Auskunft über die Schiffsreederei Jochen Asmussen.

Die Reederei ist eine der ältesten in Hamburg, hat jedoch mit den heute führenden, großen Schiffslinien nicht Schritt halten können. Besten Informationen nach steht Herr Asmussen augenblicklich mit der Hamburger Afia-Linie in Verhandlungen zwecks Uebergang seiner Firma in die genannte Firma . . ."

Donna Elvira ist zufrieden.

Noch einmal liest sie den Brief, dann ruft sie das Hotel an, in dem Asmussen wohnt. Aber sie bekommt keine Verbindung. Herr Asmussen sei nicht im Hotel.

*

Jochen wandert planlos durch die Straßen. Der Brief des Senators von Rist, den er gestern erhalten hatte, hat ihn so erschüttert, daß er in der ganzen Nacht nicht eine Minute Schlaf hat finden können. In wirrem Durcheinander hatten sich seine Gedanken getürmt. Zuerst hatte er die Absicht gehabt, sogleich nach Hamburg zu fliegen, um Rechenschaft von denen zu fordern, die auch nur im entferntesten an seine Schuld glaubten. Dann hatte er den Gedanken wieder verworfen. War es nicht die Pflicht des Wächters gewesen, das, was er zu sehen vermeinte, mitzuteilen, und war es nicht die Pflicht der Polizei, jeden Faden aufzugreifen, um dem Räuber auf die Spur zu kommen?

Jochen hat das Gefühl, daß ihn alle Menschen auf der Straße so merkwürdig anschauen! Sagen nicht ihre Blicke: das ist der Mann, der im Verdacht steht, ein Einbrecher, ein Bankräuber zu sein?

Vor einer Tafel, die an einer Hauswand befestigt ist, drängen sich Menschen. Die Depeschen des Reuter-Büros melden, was sich Neues in der Welt ereignet hat. Auch Jochen bleibt stehen und liest. Die erste Nachricht besagt, daß eine erste Spur zur Ermittlung des Einbrechers in die Atlantikbank zu Hamburg eine falsche gewesen sei. Man wäre über die Person des Täters bis zur Stunde noch völlig im Unklaren. Ein weiteres Telegramm meldet, daß in der südamerikanischen Republik Sta. Magdalena Unruhen ausgebrochen seien, die jedoch niedergeschlagen werden konnten. Die Lage sei aber immerhin ernst.

Die erste Depesche hat Jochen mit gerunzelten Brauen überflogen, die andere interessierte ihn fast noch mehr. Handelt sie doch vom Heimatland seiner jungen Freundin Dolores. Ein wenig ist Jochen in der Geschichte der Republik Sta. Magdalena bewandert, und er weiß, daß Dolores' Vater, der General und Präsident de Incobar, lediglich deshalb gestürzt und erschossen worden ist, weil er den Bestrebungen einiger Newyorker Dollarmagnaten energisch entgegengetreten war.

Jochen setzt seinen Weg fort. Was hatte ihm doch Frau de Incobar angedeutet? Die Mitglieder der gegenwärtigen Regierung von Sta. Magdalena seien lediglich bezahlte Kreaturen, und die Zeit sei jetzt gekommen wo das Volk sich nicht länger wirtschaftlich versklaven lassen wolle. Jochen weiß aus eigener Erfahrung, wie weit das schon geschehen ist. Er weiß auch, daß der gesamte Handel und die Schiffahrt schon in Händen Newyorker Konzerne ist. Wenn das Volk wirklich einmal die verhaßte, gekaufte Regierung stürzte?

Der Gedanke schießt Jochen durch den Kopf, daß dann die Zeit günstig sei, mit dem zweifellos zukunftsreichen Lande Sta. Magdalena in nähere wirtschaftliche Verbindung zu treten. Er für seine Person hat Vertrauen zu der in Europa bisher so verrufenen südamerikanischen Republik. Nur muß erst einmal das Volk einig sein und fest hinter der Persönlichkeit einer überragenden Führergestalt stehen.

Jochen spinnt seine Gedanken weiter. Er sieht seine Reedereiflagge im Hafen der Stadt Sta. Magdalena wehen, er ist der erste, der Fäden zwischen der Republik und dem Deutschen Reich knüpft, er ist der erste, der den Versuch wagt. —

Zu Donna Elvira de Incobar! Asmussen hat das Gefühl, daß sie sehr viel weiß! Aber was nützt es ihm? An spätestens zwei Monaten hat seine Flagge aufgehört zu wehen . . . er ist ja bankerott. —

Am nächsten Vormittag besorgt Asmussen einen großen Strauß Rosen und fährt nach dem Cap Martin. Die Hausherrin empfängt ihn sogleich und scheint sich über sein Kommen sehr zu freuen. Dolores ist nicht zu Hause; sie ist mit ihrem neuen Wagen nach Vordighera zum Tennisturnier gefahren.

Die Erprähdentin erkundigt sich nach Jochens Befinden und ist glücklich, daß er sich wieder vollkommen wohl fühlt. Die Nizzaer Zeitung „Eclaireur" liegt vor Donna Elvira auf dem Tisch.

„Haben Sie heute schon die Zeitungen gelesen?"

„Gewiß, gnädige Frau."

„In meiner Heimat scheint sich endlich das Volk zu finden, und es scheint einzutreten, daß die Politik meines ermordeten Gatten doch die richtige war."

„Ich habe schon gestern diesbezügliche Telegramme gelesen und viel über die Unruhen nachgedacht. Der schädliche Einfluß geldgieriger Spekulanten verhindert in erster Linie das Aufblühen Ihrer Heimat, Exzellenz."

„Sie haben recht, Herr Asmussen."

Donna Elvira springt vom Thema ab und fragt unvermittelt:

„Sie haben eine Reederei in Hamburg?"

„Gewiß, gnädige Frau, Sie ist allerdings nur von bescheidenem Umfang, und ich fürchte . . ."

Donna Elvira unterbricht ihn:

„Sie denken sie darüber. Herr Asmussen könnte nicht die Republik Sta. Magdalena ein neues Absatzgebiet für Deutschland werden? Mein Vaterland ist reich."

Jochen nickt.

„Sie meinen die ausgedehnten Kupfervorkommen im Innern, gnädige Frau?"

Ein geheimnisvolles Lächeln spielt um die Lippen Donna Elviras. Stumm schüttelt sie den Kopf.

„Sprechen wir von etwas anderm. Herr Asmussen, und zwar von Ihrer Reederei. Ich bin über die Lage Ihrer Firma unterrichtet, sie ist nicht die beste."

„Woher wissen Sie, Exzellenz?"

„Herr Asmussen, es ist gleichgültig, woher ich es weiß. Ich weiß es eben. Lassen Sie mich weiterreden. Sie kämpfen um das Sein oder Nichtsein des Erbes Ihrer Väter. Aber Ihr Kampf ist aussichtslos. Die Afia-Linie wird Ihre Firma in absehbarer Zeit schlucken."

„Gewiß, gnädige Frau . . ."

„Auch ich kämpfe. Herr Asmussen, und zwar kämpfe ich um die Errettung meines glühend geliebten, seit Jahrzehnten von Parteikämpfen zerrissenen Vaterlandes!"

Donna Elvira macht ein Pause, dann streckt sie Asmussen plötzlich die Hand hin.

„Wir wollen im Kampf für mein Vaterland und im Kampf für Ihre Flagge Verbündete werden. Herr Asmussen."

„Exzellenz, ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie mich verbotten?"

Das liegt mir unendlich fern. Ich wiederhole nochmals: wir wollen uns verbünden. Sie haben bestimmt in Hamburg Beziehungen, die Ihrer Firma wenigstens für die nächsten Monate das Leben sichern. Das weitere lassen Sie dann meine Sorge sein."

An einem Wintermorgen

Von Eduard Mörike

O flaumenleichte Zeit der dunklen Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
von sanfter Wollust meines Daseins glühe?

Einem Kristall gleicht meine Seele nun,
den noch kein talscher Strahl des Lichts getroffen;
zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruhn,
dem Eindruck daher Wunderkräfte offen,
die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
zuletzt ein Zauberwort vor meine Seele ruft.

Bei hellen Augen glaub' ich doch zu schwanken;
ich schließe sie, daß nicht der Traum entweiche,
Seh' ich hinab in lichte Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken

zur Pforte meines Herzens hergeladen,
die glänzend sich in diesem Busen baden,
goldtarb'gen Fischlein gleich im Gartenteiche?

Ich höre bald der Hirtenflöte Klänge,
Wie um die Krippe jener Wundernacht,
bald weinbekränzter Jugend Lustgesänge;
wer hat das friedenselige Gedränge
in meine traurigen Wände hergebracht?

Und welch Gefühl entzückter Stärke,
indem mein Sinn sich frisch zur Ferne lenkt!
Vom ersten Mark des heut'gen Tags getränkt,
fühl' ich mir Mut zu jedem frommen Werke.
Die Seele fliegt, soweit der Himmel reicht,
der Genius jauchzt in mir. Doch sage!
Warum wird jetzt der Blick von Wehmut feucht?

Ist's ein verloren Glück, was mich erweicht?

völlig loslösen von dem, was ihm Frau de Incobar vorgeschlagen hat, um dann scharf und präzisiert das eben Gehörte durchzudenken und zu verarbeiten. Es ist Jochens Art und entspricht seinem Charakter, erst ruhig und klar alles abzuwägen, dann aber am gefaßten Entschluß festzuhalten.

Asmussen gibt dem Chauffeur, der mit dem Wagen vor der Villa Magdalena gewartet hat, die Weisung, nach Nizza zu fahren. Das Auto gleitet in rascher Fahrt durch Monte Carlo, Monaco, Beaulieu, und bald umrauscht Jochen der Lärm der großen Stadt.

Am Pont d'Anges entläßt er den Wagen und schlendert die Promenade des Anglais hinunter. Das elegante Leben und Treiben um ihn zieht ihn an. Später frühstückt er im Restaurant Français.

Als der Kellner abserviert hat und Jochen beim Mokka und einer guten Zigarre sitzt, beginnt er zu überlegen und Donna Elviras Vorschlag durchzudenken. Doch die Rufe eines halbwüchsigen Zeitungsverkäufers lenken ihn wieder ab. Jochen läßt sich den „Temps" und die „Times" geben.

Er überfliegt die Leitartikel. Sie langweilen ihn. Dafür interessieren ihn gewisse Telegramme um so mehr. Beide Blätter melden, daß sich die Spannung zwischen England und Japan im Fernen Osten verstärkte und einen ernsteren Charakter angenommen habe. Die „Times" spricht sogar von der Möglichkeit des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen. In Washington, heißt es weiter, verfolge man die Lage in Ostasien mit größter Sorge.

Asmussen pfeift leise durch die Zähne. Donnerwetter! Die Exprädisentin hat wohl doch den richtigen Zeitpunkt für ihre Filmexpedition gewählt?! Wenn es wirklich im Fernen Osten zum Krieg kommen sollte, dann werden die USA wohl nicht abseits bleiben können. Aber schon jetzt, während die Weltmächte sich zusammenziehen, werden sie ihr ganzes Augenmerk auf den Fernen Osten richten und zunächst auf jede Einmischung in die inneren Verhältnisse der Republik Sta. Magdalena verzichten.

Jochen legt die Zeitung beiseite. Er überdenkt den Vorschlag Elvira de Incobars.

Seine bedeutenden Spielgewinne und ein letztes, äußerstes Anspannen seines Kredites würden seine Firma in die Lage versetzen, sich noch mehrere Monate über Wasser zu halten, und er könnte die Fusionsverhandlungen mit der Alfa-Linie hinausschieben. Daß er sich, wenn er Frau de Incobars Hand zum Bunde ergriff, in irgendein kolles Abenteuer hineinstürzen würde, das ist ihm klar.

Aber gerade dieses Geheimnisvolle, Abenteuerliche reizt ihn.

Zu verlieren hat er nichts. Nur ein Wunder kann seine Firma retten. Vielleicht tritt das Wunder ein, wenn er Donna Elviras Vorschlag annimmt? Jochen hätte ja gern über diesen Vorschlag erst einmal mit seinem väterlichen Freund, dem Senator van Nijl, gesprochen, aber dazu fehlte ihm die Zeit, und telephonisch will er nichts machen. Er muß allein mit sich ins reine kommen.

Als Jochen das Restaurant Français verläßt, ist sein Entschluß gefaßt.

Am anderen Vormittag fährt er wieder zum Cap Martin hinaus.

Er sieht etwas übernächtigt aus. Wirre Träume, in denen bald Marianne van Nijl, bald Dolores de Incobar die Hauptrollen spielten, haben ihm keinen erquickenden Schlaf finden lassen. Immer wieder hatte er auch die Stimme des Senators gehört: „Nimm den Vorschlag an! Du hast dabei nichts zu verlieren, höchstens das Leben, aber du kannst gewinnen, kannst die Flagge deiner Reederei wieder hochhalten, die Flagge, die im Begriffe ist, von den Meeren zu verschwinden."

Donna Elvira empfängt Jochen in ihrem Arbeitszimmer. Sie sitzt an einem großen, mit Karten, Skizzen und Schriftstücken bedeckten Diplomatenschreibtisch.

Das Zimmer macht nicht den Eindruck, das Arbeitszimmer einer schönen Frau von Welt zu sein; es gleicht mehr dem Arbeitsraum eines Generalstäblers.

In einer Ecke des Zimmers steht ein Sofa, das ein guter, alter Teppich bedeckt. Darauf liegt ein zu einem Bündel zusammengerolltes gelbes geflecktes Etwas. Als Jochen eintritt, hebt sich ein Kopf aus dem Knäuel. Jetzt erkennt man, daß dieses Etwas ein Jaguar ist.

Elvira de Incobar reicht Jochen die Hand.

„Nehmen Sie bitte ruhig Platz, Herr Asmussen. Ich sehe, Sie sind ein wenig über meine vierbeinige Freundin verwundert. Aber Dodo tut niemandem etwas, es sei denn, daß man mich angreifen würde. Das Tier ist völlig zahm und sehr gut erzogen."

Die Hausherrin schiebt Jochen einen schweren silbernen Kasten mit Zigaretten hin.

„Bitte, Herr Asmussen."

Auch Donna Elvira zündet sich eine Zigarette an, dann beginnt sie:

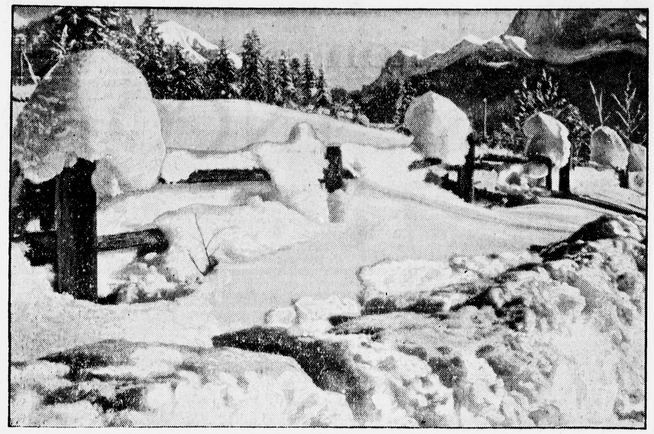
„Nun zur Sache. Haben Sie sich meinen Vorschlag durch den Kopf gehen lassen und haben Sie Ihren Entschluß gefaßt?"

„Das habe ich getan, gnädige Frau."

„Und?"

„Ich nehme Ihren Vorschlag an."

Die Exprädisentin streckt ihm ihre gepflegte Hand hin. Fest, fast männlich, ist der Druck ihrer Hand.



Neuschnee

(Scherl Bilderdienst, M.)

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Herr Asmussen, obwohl ich Sie erst ganz kurze Zeit kenne. Aber meine Menschenkenntnis hat mich noch nie betrogen, und so wird es auch diesmal sein. Außerdem zieht mich noch etwas zu Ihnen: das ist die große Aehnlichkeit, die Sie mit einem meiner zuverlässigsten Freunde haben."

Jochen Asmussen verneigt sich leicht.

„Sie haben das Kapitänspatent für große Fahrt?" erkundigte sie sich nach kurzer Pause.

„Ich habe es, gnädige Frau."

„Schön! Wie ich Ihnen schon andeutete, brauche ich einen Dampfer von etwa 6000 Tonnen. Sie verfügen zweifellos über ein solches Schiff?"

Jochen nickt. „Meine ‚La Paloma' käme in Frage."

„Gut. Ich chartere das Fahrzeug. Das Anheuern der Besatzung — 50 Mann alles in allem müssen genügen — ist nicht Ihre Sache, das werde ich selbst besorgen bzw. besorgen lassen. Am 10. Juni muß der Dampfer fahrtbereit sein. Ist das möglich?"

Jochen blickt in Elvira de Incobas dunkle Augen. Er versucht, in ihnen zu lesen.

„Exzellenz, auch Offiziere, Steuerleute und Maschinisten sollen wechseln?"

„Alles! Ich frage Sie: sind Sie auch unter dieser Bedingung bereit, mir das Schiff zu überlassen und zu führen?"

Jochen antwortet nicht sogleich. Er sucht im Geiste nach den Gründen für das seltsame Begehren der Frau. Auf jeden Fall bestätigt es seine Meinung, daß die Filmexpedition ein recht geheimnisvolles Abenteuer für ihn werden wird.

Nach kurzem Schweigen springt Jochen auf.

„Gnädige Frau, ich bin bereit, die ‚La Paloma' zu führen."

„Herr Asmussen, ich weiß, daß Sie das Vertrauen, das ich in Sie setze, rechtfertigen werden. Doch nun noch zu etwas anderem. Leider fehlt mir die Zeit, mich um Beschaffung der Apparate zu kümmern, die für kinematographische Aufnahmen nötig sind. Kennen Sie zufällig die neuen, modernen Apparate der Berliner Exzellior-AG, mit denen seinerzeit in Indien Der Teufel von Lahore gedreht wurde?"

„Ich weiß sogar recht gut Bescheid, gnädige Frau. Ich habe einen befreundeten Filmoperateur bei der „Exzellior". Dieser, ein Baron Ihna, ist ein alter Kriegs- und Regimentskamerad von mir."

„Das trifft sich ja gut! Herr Asmussen, bitte besorgen Sie mir also einen Apparat und alles, was zu den Aufnahmen nötig ist. Und verpflichten Sie Ihren Freund dazu, ich brauche eine erste Kraft."

Jochen schaute Donna Elvira verwundert an.

„Ja, wollen Sie denn tatsächlich eine Filmexpedition ausrüsten, gnädige Frau?"

„Aber selbstverständlich. Lieber Freund! Was dachten Sie denn sonst?"

Jochen antwortet nicht, zuckt nur kaum merklich mit den Achseln.

Er hatte mit keinem Gedanken mehr daran gedacht, daß die Exprädisentin wirklich eine Filmexpedition ausrüsten wolle. Ihm hatte ganz etwas anderes vorgeschwebt. Asmussen ist beinahe etwas enttäuscht.

Aber warum dann die merkwürdige Anordnung, daß Donna Elvira die Besatzung für die ‚La Paloma' selbst oder durch einen Dritten anheuern lassen will? Immer rätselhafter wird ihm das alles.

Es klopft.

Mit leiser, singender Stimme meldet die Zofe, daß der Marquis und noch ein Herr Ihre Exzellenz zu sprechen wünschen.

„Ich lasse die Herren bitten, einen Moment im Salon zu warten."

Als die Kammerjungfer verschwunden ist, wendet sich Donna Elvira wieder an Jochen:

„Ich werde am 31. Mai in Hamburg eintreffen, Herr Asmussen."

„Dann werde ich bereits morgen von hier abreisen, um in Ruhe alle Vorbereitungen treffen zu können."

„Als erstes bitte ich Sie, mit Ihrem Freunde, dem Baron Ihna, zu sprechen und den Erwerb der Apparate und was sonst nötig ist, zu bewerkstelligen."

Die Exprädisentin entnimmt ihrem Schreibtisch ein Scheckbuch, reißt ein Blatt heraus und füllt es nach kurzem Ueberlegen aus.

„Ich glaube, daß diese Summe für Ihre ersten Auslagen genügen wird. Ich weiß, die Apparate sind nicht billig."

Während Frau de Incobar einen weiteren Scheck ausfüllt, wirft Jochen einen Blick auf das Formular. Die Summe ist nach seiner Ansicht völlig ausreichend.

Und hier, Herr Asmussen, ist Ihr Gehalt als Kommandant der ‚La Paloma' für den Monat Juni."

Jochen setzt die Höhe der Summe in Erstaunen.

„Herr Asmussen, ich halte nicht viel von schriftlichen Verträgen. Ihr Handschlag gilt mir mehr als ein Stück Papier. Ich erwarte Sie also am 30. Mai in Hamburg, und zwar um 8 Uhr in der Pension Hamonia zum Abendessen. Alles Nähere über das Ziel der Fahrt usw. besprechen wir dann dort. Ich hoffe, daß Sie in Berlin Glück haben und Herrn von Ihna bestimmen können, mit von der Partie zu sein. Ich glaube, daß es eine recht interessante Expedition werden wird."

„Exzellenz, ich werde mein möglichstes tun, um Baron Ihna zu gewinnen."

Donna Elvira reicht Jochen die Hand.

„Es tut mir unendlich leid, Herr Asmussen, daß ich Sie nicht zum Frühstück bitten kann — ich weiß nicht, wie lange die Unterredung mit dem Marquis de Soverol dauert. Der Marquis gehörte früher als Militärattaché der spanischen Botschaft in London an, wo er noch jetzt lebt. Ich glaube, daß er sobald als möglich wieder nach London zurückfliegen will."

„Exzellenz . . ."

Jochen beugt sich über die Hand der Exprädisentin.

VII.

In vollster Blüte prangen die Obstbäume in ihren Frühlingskleidern, und zartgrün schimmern die Buchen auf den Uferhöhen, die die Elbe begleiten. Warme, milde Gewitterregen haben die Knospen geöffnet.

Marianne van Nijl ist eben von ihrem täglichen Morgenritte zurückgekehrt und ruft vor dem Stallgebäude haltend, nach dem Stallburschen. Dann springt sie aus dem Sattel.

Der Gerufene kommt und öffnet die Stalltüre.

Marianne klopft den geschmeidigen Hals ihres Lieblingspferdes zärtlich und führt es dann selbst in die Box.

„Gut mit Stroh abreiben", ermahnt sie den Jungen; dann geht sie zum Hause hinüber.

Der Diener gibt ihr in der Halle eine Depesche.

„Sicherlich von Jochen", denkt sie und reißt das Formular auf.

„Ankomme Donnerstag 11 Uhr Hauptbahnhof. Auf Wiedersehen. Jochen", liest Marianne halblaut.

„Sogleich meinen Wagen fertig machen lassen", ruft sie dem grauhaarigen Diener zu, dann stürmt sie die Treppe hinauf.

Kalte Dusche, umziehen . . . Eine Viertelstunde später sitzt sie am Steuer ihres Wagens.

Die Häuser und Gärten von Teufelsbrücke und Othmarschen fliegen vorüber, dann kommen die langweiligen, menschenvollen Straßen von Altona.

Fünf Minuten vor 11 Uhr stoppt sie ihren Wagen vor dem Hauptbahnhofe. Der Zug hat ein wenig Verspätung.

Marianne van Nijl geht auf dem Bahnsteig auf und ab. Sie freut sich auf Jochen. Das gibt ihrem energischen Gesicht weichere Formen.

Sie blickt durch die Einfahrt der großen Bahnhofshalle hinaus auf das Gewirr der in der Sonne blinkenden Geleise, wo Rangiermaschinen geschäftig hin- und herfahren.

Mariannes Gedanken gleiten auf den Geleisen dem entgegen, den sie liebt, und von dem sie sich wiedergeliebt weiß. Im Spätherbst, wenn Jochen dem unhaltbaren Zustand seiner Firma entschlossen ein Ende gemacht und sich eine neue Position geschaffen hat, wird sie seine Frau werden. Es ist ihr nicht unbekannt, daß Jochen von der Asia-Linie eine große und einflußreiche Stellung angeboten worden ist.

Weit draußen sieht sie den Zug heranrollen. Ein paar Minuten verstreichen noch, dann donnert der Zug in die Halle.

Kaum halten, in den Bremsen knirschend, die Wagen, als Jochen auch schon auf den Bahnsteig springt.

Er schüttelt Marianne kameradschaftlich die Hand.

„Wie freue ich mich, daß du wieder da bist", ruft Marianne.

Die Augen des Mädchens sagen Jochen mehr als Worte.

Aber der freudige Glanz erlöscht schon im nächsten Moment in Mariannes Augen, dafür nimmt ihr Gesicht einen besorgten Ausdruck an.

„Nein, das ist nicht der Jochen, wie sie ihn kennt! Der, der vor ihr steht, sieht müde und abgespannt aus, macht den Eindruck schwerster seelischer Depression.

„Aber, Jochen," muntert sie ihn auf, „warum ein gar so trübseliges Gesicht? Niemand von uns, weder Vater noch ich, haben je auch nur im geringsten geglaubt, daß du mit dem Bankeinbruch im Zusammenhang stehen könntest."

Er nickt.

„Ich weiß es, daß es dein Vater war, der sofort dem unsinnlichen Verdacht entgegentrat, und ich bin dafür ihm zu Dank verpflichtet und . . ."

„Jochen, sprich nicht mehr über die Angelegenheit, sprich nie wieder ein Wort darüber. Sie ist für uns beide tot und begraben. Uebrigens interessiert sich kein Mensch in Hamburg mehr für den Einbruch in die Atlantikbank. Nur die Polizei beschäftigt er noch."

„Du nanntest meinen Gesichtsausdruck trübselig, Marianne. Da hast du auch recht, denn je näher ich meinem geliebten Hamburg kam, um so tiefer grub sich das bittere Gefühl in mein Herz ein, daß die Schmach unlilgbar ist, daß man mir überhaupt so etwas zutrauen konnte. Ich werde nie . . ."

Marianne unterbricht ihn: „Jochen, ich verstehe dich, aber bitte, sprich nicht mehr davon. Uebrigens glaube ich, daß wir belauscht werden. Zum mindesten scheint sich die junge Dame hinter dir ziemlich für uns zu interessieren."

Zufällig ist Mariannes Blick auf ein junges Mädchen gefallen, das die beiden tatsächlich mit seinen großen, schwarzen Augen mustert.

(Fortsetzung folgt)

Kurz nach dem Start. Die Maschinen sausen über das Wasser.

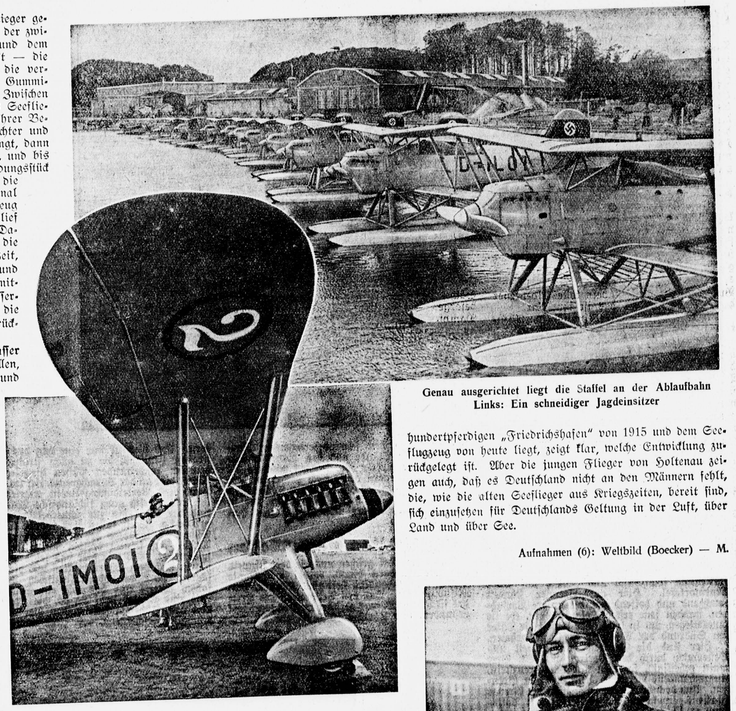
Signaldienst an der Ablaufbahn

Nur, wer 1915 schon einmal zur Zunft der Seeflieger gehört hat, vermag den ganzen Unterschied zu ermessen, der zwischen dem Fliegerhorst Holtenau von damals und dem Holtenau von heute besteht. Wohin man auch blickt — die Flugzeuge, die Hallen, die Ablaufbahnen, ja, selbst die vertrautesten Utensilien des Seefliegers, Lederzeug und Gummihose, haben sich fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Zwischen Lederzeug und Gummihose spielt der ganze Tag des Seeflugers. Und wer die Gummihose in ihrem Wert und ihrer Bedeutung nicht zu schätzen weiß, der wird nie ein rechter und richtiger Seeflieger werden. Wenn der Dienst anfängt, dann steigt auch der erste Mann in die Gummihose hinein, und bis das letzte Flugzeug geborgen ist, ist dieses treue Kleidungsstück in ständiger Benutzung. Während des Krieges reichte die Gummihose knapp bis unter die Achseln, und mußte mal einer tiefer ins Wasser, um ein widerspenstiges Flugzeug herumzudrücken und auf das Rollgestell zu setzen, dann lief das Wasser eben oben hinein, das war nicht anders. Dabei wurde mit den Jahren der Gummi immer schlechter, die aufgeklebten Reparaturstellen hielten immer kürzere Zeit, immer schneller wurden Stoff und Gummi brüchig, und wer einen der letzten Kriegswinter an der Nordsee mitgemacht hat, der kennt die Zeiten, wo nach jedem Zuwasserbringen und nach jedem Bergen eines Flugzeuges die Gummihosenmänner im Galopp nach dem Quartier zurückliefen, um ihr völlig durchnäßtes Zeug zu wechseln.

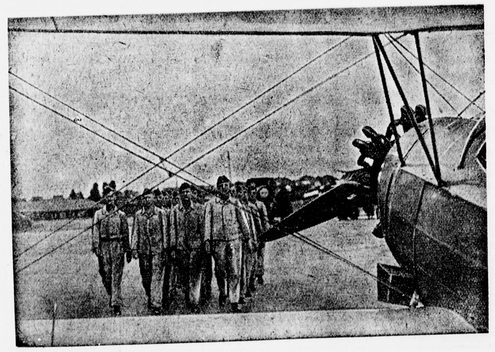
Das ist nicht anders: Wenn Flugzeuge ins Wasser müssen und wenn sie wieder aus dem Wasser herauswollen, dann müssen die Leute im Wasser sein, um anzufassen und die Schwimmer der Maschine zur Hand haben. Ob es die alten, kastenförmigen Schwimmer mit rechteckigem Querschnitt von anno 1915 waren, oder ob es die schönen, auf künstlichem Luftabschluß zugeschnittenen Schwimmer der Flugzeuge von heute sind, das macht dabei nicht den geringsten Unterschied. Seemannschaft ist deswegen im Lehrplan der jungen Seeflieger von 1936 genau so wichtig, wie dieser Gegenstand es in den grauen Anfängen der Seefliegerei gewesen ist. Vom Wasser steigt das Flugzeug auf, zum Wasser kehrt es zurück, auf dem Wasser muß es manövrieren, ehe es abfliegt und nachdem es gelandet ist, auf dem Wasser muß es geschleppt werden, wenn eine Störung den Motor außer Gefecht setzt, und deshalb muß die Besatzung mit dem Wasser bis ins Letzte vertraut sein.

Zu Schleppleine und Treibanker, dem seemännischen Rüstzeug des Seeflugzeugs, tritt als das nächste große Kapitel der Kompaß als Symbol der Navigation. Der Seeflieger hat bei seiner Arbeit in der Luft nicht die vielfachen Hilfsmittel zu seiner Orientierung, wie sie das feste Land unter dem Landflugzeug mit seinen zahlreichen Kennzeichen bietet. Er muß imstande sein, unter Berücksichtigung der Abtrift durch den Wind seinen Kurs festzusetzen in die Koppelrechnung zu übertragen, kann eine genaue und zuverlässige Navigation gewährleisten auch dann, wenn der alte Feind des Seemannes, der Nebel, der Rückkehr Schwierigkeiten in den Weg legt. Mit den unvollkommenen Hilfsmitteln, wie sie Anfang des Krieges zur Verfügung standen, brachten es doch geübte Flugzeugbesatzungen dahin, auch bei ungünstigen Wetterverhältnissen nach einer mehrstündigen Fernaufklärung mit so geringfügigen Fehlern wie fünf bis zehn Seemeilen ihren Flughafen wiederzufinden.

Die Vervollkommnung der Instrumente, die seit Kriegsende in unermüdlicher Arbeit zur Hilfe für den Seeflieger geschaffen worden sind, macht die Navigation erheblich sicherer, erfordert aber auch ein weit größeres Maß von Einarbeitung in technische Einzelheiten. So geht denn auch der Lehrbetrieb der jungen Seeflieger in Holtenau von 1936 von früh bis spät, und wenn Gummihose und Lederpäckchen nicht die Zeit für sich in Anspruch nehmen, dann gibt es technischen und theoretischen Unterricht in Hülle und Fülle. Der Abstand, der zwischen der alten



Genau ausgerichtet liegt die Staffel an der Ablaufbahn
Links: Ein schneidiger Jagdeinsitzer



oder zu verbessern, so daß er schließlich sein Ziel erreicht und seine Aufgabe vorschriftsmäßig und gewissenhaft erfüllt. Das ist besonders dann nicht einfach, wenn die Aufgabe darin besteht, irgendwo über der weiten Wasserfläche bis in ein bestimmtes Gebiet zu fliegen und von dort auf dem Umweg über ein anderes Gebiet wieder an den Ausgangsflughafen zurückzukehren. Und doch ist diese Aufgabe das tägliche Brot des Seeflugers im Aufklärungsdienst. Nur eine gründliche Kenntnis der Wetterverhältnisse, ein genaues Vermögen, Stärke und Richtung des Windes von der Oberfläche des Meeres abzulesen und diese Erkenntnisse mit Zirkel und Dreieck

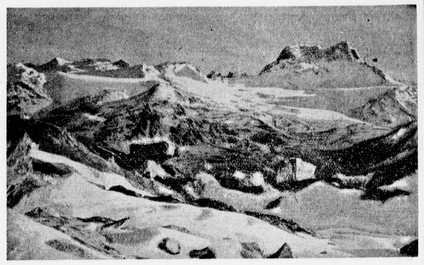
hundertpferdigen „Friedrichshafen" von 1915 und dem Seeflugzeug von heute liegt, zeigt klar, welche Entwicklung zurückgelegt ist. Aber die jungen Flieger von Holtenau zeigen auch, daß es Deutschland nicht an den Männern fehlt, die, wie die alten Seeflieger aus Kriegszeiten, bereit sind, sich einzusetzen für Deutschlands Geltung in der Luft, über Land und über See.

Aufnahmen (6): Weltbild (Boecker) — M.

Links: Bodenpersonal des Horstes rückt zum Dienst aus.
Rechts: Fliegeroffizier in vollständiger Seeausrüstung.

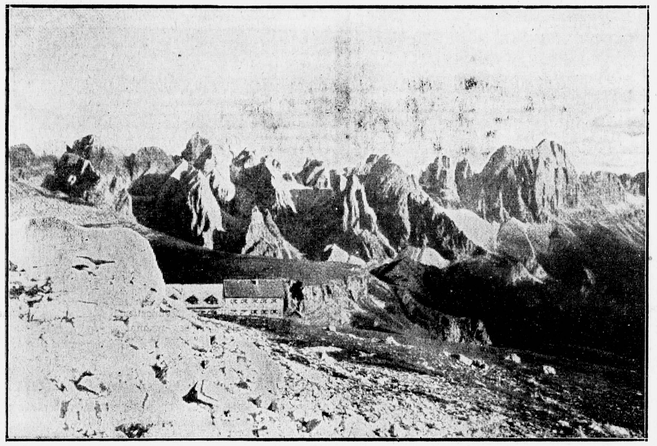
Jenseits des Brenner

Von Josef Krug



An der Grenze

Der Zug fährt langsam, obwohl eine Steigung kaum mehr erkennbar ist. Das Tal der Sill, dem wir von Innsbruck her gefolgt waren, ist fast öde, und unten liegt der Brennersee; wie ein melancholisches Auge blickt er herauf zum vorbeifahrenden Zug. — Da, die Trikolore! Stolz weht sie an der Brennergrenze, wie ein Triumph über das gottlose Unrecht. Grell leuchten die Farben grün-weiß-rot in die Gebirgslandschaft, als möchten sie den Charakter eines Kampfes von Mann zu Mann. Nicht die Kriegsmaschine entscheidet hier, sondern der persönliche Mut im Kampfe um die ragenden und beherrschenden Gipfel. Ein Beispiel dafür ist allen Erzählern der Sepp Innerkofler, ein Bergführer aus Sexten, der über als unerreichbar geltende Wände hinweg als Späher tief in die italienischen Stellungen vordrang und im Kampfe mit dem Berg von einer feindlichen Kugel getroffen, fiel. Diese Bergspitzen zeugen vom frohen Mut deutscher Bergsteiger. Deutsche Erstbegeher haben den schwindelerregenden Routen durch die Wände und den himmelanstrebenden Felsengipfeln ihre Namen gegeben, die von den Italienern heute noch geehrt werden. Jetzt aber sind diese weißen nackten Dolomitenwände geheiligt durch das Blut derer, die in dieser grandiosen Berglandschaft für ihre Heimat fielen.



Schlernhaus mit Rosengarten

noch besonders kund tun, wie fremd sie hier eigentlich sind.

Peinlich genau ist die Grenzkontrolle. Endlich dürfen wir unsere Rucksäcke packen, und schon sind wir draußen auf der Straße, dort wo der Brennerpaß die Wasser scheidet — und die Völker verbindet. Nur Soldaten, kein deutsches Wort; nur Kasernen — das ist der Brenner, die angeblich ewige Grenze der Deutschen im Süden. Wir schlendern zum Gasthaus: hier übernachtete Goethe auf seiner Italienfahrt. Die Worte, die er, das sonnige Italien erwartend, in sein Tagebuch schrieb, stehen italienisch, französisch und deutsch auf einer Marmortafel. Hier am Brenner standen jauchzend und hoffend gar oft unsere Vorfahren, standen jene ersten Kolonisatoren, ehe sie hinabstiegen, um in friedlicher Arbeit die Täler am Südrand der Alpen in Besitz zu nehmen.

„Hier sind die Grenzen von Italien und Oesterreich, durch den Vertrag von St. Germain geheiligt", so lesen wir am Grenzstein. Aufgezwungene Verträge „heiligen" hier Grenzen. Und doch der Brenner ist nicht die Grenze Italiens, erwachsen aus Geschichte und Volkstum, er ist nur die strategische Grenze gegen das Deutsche Reich. Darum überall die Plakate: „Am Brenner steht Italien mit all' seinen Lebendigen und Toten", darum der Wahlspruch der Alpini: „Immer weiter!" Wie schlecht paßt zu diesen Angst und Sorge verratenden Worten der Satz auf dem Grenzstein: „Hic usque Roma exaudita est vox tua". (Bis hierher Rom wurde deine Stimme gehört). Uns scheint hier oben Roms Stimme bei aller künstlichen Lautstärke doch nicht echt genug zu klingen, um ihr auch glauben zu können.

Die Sextner Dolomiten

Steil führt der Weg hinauf aus dem Fischleintal hinauf zur zerstörten Zsigmondy-Hütte, neben deren Trümmern die Mussolini-Hütte erstand. Vereint mit den österreichischen Alpenjägern hielt hier im Weltkrieg das bayerische Infanterie-Leibregiment unter dem jetzigen bayerischen Reichsstatthalter Ritter v. Epp mit Brüdern aus allen deutschen Gauen die Wacht. Unterstände, Gräben, Drahthindernisse markieren noch heute die deutschen und italienischen Stellungen. Wie Adlerhorste kleben die Unterstände an den Felswänden und unser Rucksack läßt uns nur ahnen, wie viel Mühe es gemacht hat. Kriegsgerät und Proviant im Kampf mit Feind und Natur in solche Höhen zu schaffen. Die steilaufstrebenden Wände des Massivs der Drei Zinnen und des Paternkofels verleihen dem Ringen hier mehr noch als an anderen Fronten sportplatz von Weltruf. Sind hier die Wunden des Krieges in der Landschaft vernarbt, so trägt der Krieg dennoch diesem Gebiet seinen Stempel auf. Statt des erwarteten einsamen Pfades auf den Giau Paß leitet und dort hinauf eine prächtige Fahrstraße. Nicht dem Frieden dient sie, sondern dem Krieg: Kriegsfahrtstraße, sieht an den Bauhütten der Arbeiter geschrieben, die da und dort unnütz erscheinende Arbeiten vornehmen. Fünf Stunden wanderten wir auf dieser Straße dahin, und niemand kam des Weges außer diesen Arbeitern. Und dies ist nur eine von den Kriegsstraßen Italiens, die zu allen strategisch bedeutsam erscheinenden Pässen hingelegt sind. Selbst hier an der Sprachgrenze, tief im eigenen Land sind Verteidigungslinien angelegt.

Durch bereits ganz südländische Täler führt uns der Weg, hin zur schneebekrönten Marmolata. Steil fallen ihre Wände nach dem Süden ab, während der nach Norden geneigte Anstieg auf seinem breiten Rücken den Gletscher trägt. Als wir hier das letzte Mal weit hinein nach dem Süden blickten und die Dunstschleier über der oberitalienischen Tiefebene sahen, mutete uns das wie ein Symbol an. Wie eine Kanzel steht sie da, die Marmolata, steil nach Süden abfallend, von hier oben unerheblich erscheinend, fast flach nach Norden und schneebedeckt. Langkofel und Sella grüßen uns, als wir das Fassa-Tal entlang zum sagenumwobenen Rosengarten wandern.

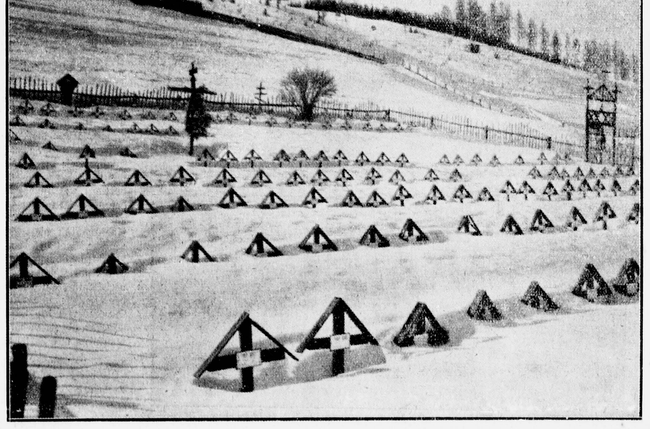
Glühend rot leuchteten seine Gipfel am Abend vorher uns entgegen: König Laurins Rosengarten! wir glaubten an die Sage, als wir ihn so sahen. Mögen seine Felstürme noch so unnahbar erscheinen, mögen die Felsen noch so unwirtlich sein, er verdient seinen Namen „Garten", wenn man vom Fassa-Tal her kommt. Als wir aber im „Garil" die letzten Ausläufer hinter uns hatten, da tat er sich uns auf in all seiner wilden Bergschönheit, die erdrückend auf den Menschen wirkt in all ihrer Erhabenheit. Und dann gibt uns der Schlern den Blick frei in den Garten von Tirol, hinunter zu Etsch und Eisack und nach Bozen. Vor uns liegt der deutsche Süd vom Ortler mit seinem schneebedeckten Haupt im Norden bis zum Turm der Brenta im Süden: verlorene Heimat, verlorene deutsche Grenzmark.

Von Cortina nach Westen

Das letzte Mal grüßen uns die drei Zinnen, und wir wandern hinab, vorbei am Monte Piano, dem Schauplatz heftigster Kämpfe, zum Misurina See. Aus den Trümmern des Krieges ist hier alles, was zerstört worden war, neu erstanden, und Cortina ist heute ein Winterund Sommerkurort, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Eingebettet in die Berge, die es umrahmen, liegt es da, und wir wandern durch seine Straßen, vorbei an den Auslagen der Geschäfte, in denen Pelze und Wintersportkleidung feilgeboten werden, und wir sehen, daß es ein Ort ist, der sich ganz auf den Fremdenverkehr eingestellt hat.

In Bozen und Meran

In der Kaiserau, an der Talfer wachsen die Kaiserneu aus dem Boden; aus einer Stadt des Bürgerfleißes und des Handels, die lieblich im Talgrund zwischen Rebenhügeln unter dem nordwärts hütenden Schutz des Rosengartens sich sonnte, ist eine Stadt der Soldaten, des Oberkommandos der Brennerstreitkräfte geworden. „Von hier aus haben wir die anderen kultiviert durch Gesetz, Kunst und Wissenschaft", so sieht in lateinischer Sprache am kalten marmornen Siegesdenkmal. Ein einfacher Stein in meiner Heimatstadt kam mir in den Sinn, auf dem schlicht geschrieben steht: „Bald nach ihrer Einwanderung in Rhätien überschritten um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Baiuwaren den Brenner und besiedelten das Land im Gebirge an der Etsch, an der Eisack, an der oberen Donau". Diese Kolonisatoren lebten und dachten friedlich, sie sangen die Sage vom König Laurin. Sein Denkmal an der Talfer mußte nun einem Eisbändchen weichen! Hier wurde Walther von der Vogelweide geboren, hier sang er sein Loblied auf deutsches Land, deutsche Sitt' und Art und deutsche Frauen, sein Denkmal fiel, und an seine Stelle soll als Symbol der neuen Kolonisatoren der römische Feldherr und Eroberer Drusus treten. Hier in Bozen hielt Tassilo III. im Jahre 769 einen bayerischen Landtag und stiftete das Kloster Innichen: deutsche Kulturarbeit, Dichter und Kulthauten zeugen gegen Feldherrn und Kasernen. Für deutsche Kultur fiel 907 im bayerischen Heerbann des Markgrafen Luitpold des Schönen, Bischof Zacharias von Säben, dem nunmehrigen Bistum Brixen, diesem zweiten Salzburg im Süden. Noch steht in Meran der Sandwirt vom Passeiertal, der das Unrecht an seinem Volke nicht verstehen konnte und wollte, der einen Verrat seines Kaisers an seinem Volke für unmöglich hielt und deshalb sterben mußte. An ihm vorbei ging ein Zug junger Südtiroler. Mußten sie wie schon viele ihrer Brüder nach Afrika in einen Krieg, der nicht ihr Krieg ist, sterben für eine Sache, die nicht die Sache ihrer Heimat und ihres Herzens ist? Stumm marschieren sie dahin, aber in ihrem Herzen glimmt die Hoffnung auf ein gerechteres Schicksal.



Kriegerfriedhof im Gadertal

Bilder (2) Aus dem Buche „Berge und Heimat". Volkskunstverlag Kentel, Lahr in Baden. (Pr. 1,20 RM); Herstellung: W. V.

Lebendige Vergangenheit:

Fuldaer Buchkleinodien

Die Geschichte unserer Kultur ist wohl für immer mit der Geschichte der Bücher verbunden. Eine Kulturgeschichte des Buches schreiben, heißt ja eigentlich, eine Geschichte der wissenschaftlichen Arbeit und der geistigen Tätigkeit überhaupt schreiben. Im Zeitalter einer täglich wachsenden Bücherproduktion kann man sich nur schwerlich noch eine ausreichende Vorstellung von dem Schicksal und Geschick, von Aufgabe und Stellung der alten Bücher im geistigen Werden unserer völkischen Kultur machen. So sehr sehen wir heute das Buch und jedes literarische Erzeugnis als Selbstverständlichkeit an, das wohl irgendwie in unseren Lebens- und Schaffensbezirk hineinragen kann, das aber immer nur Teil, vielleicht sogar winzigster Teil unseres geistigen Gesamtbildes zu sein vermag.

Das war in den Anfängen der deutschen Kultur anders. Die älteste germanische Kultur war eine unliterarische. Die nationalen Gesänge und Heldenlieder des Volkes, sein reicher Mythen- und Sagenschatz, sie wurden von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Auch die Runenschrift dürfte in ihren Anfängen kaum der Ueberlieferung von Literatur gedient haben. Ihr kamen andere Aufgaben zu. Die deutsche Kultur wird erst allmählich zu einer literarischen. Mit der Einführung des christlichen Geistes geht gleichzeitig die Annäherung zwischen germanischer Kultur und antiker literarischer Bildung vor sich. Die ältesten literarischen Denkmäler, die uns von deutschen Stämmen erhalten sind, sind religiös-christlichen Inhalts. Das Christentum brachte mit dem Kreuze das Buch, das kurz nach der Christianisierungs-Periode auf germanischem Boden eine so umfassende Bedeutung erlangen sollte, daß eine Geschichte der frühmittelalterlichen Buchkultur zugleich eine aufschlußreiche deutsche Geistesgeschichte darstellt.

Uns allen sind Begriff und Vorstellung der mittelalterlichen Klosterschule geläufig. Wir denken da an jene Bildungsstätten der fränkischen, karolingischen und ottonischen Zeit, die als Pflanzstätten der späteren deutschen Kultur des Mittelalters von allergrößter Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Geistesbildung geworden sind. Die Lehrer der Klosterschulen, selber deutsche Stammesangehörige, die echte deutsche Natürlichkeit mit dem Geist des Christentums und dem Gehalt der klassischen Antike wohl zu verbinden wußten, waren die Hauptträger der Bildung in der deutschen Frühzeit. Fulda, Corvey, St. Gallen, Reichenau, Lorsch und andere, waren Stätten, an denen mit feingeistiger Kulturarbeit auch ein intensives Buchschaffen blühte. Die ältesten Bibliotheken dieser Klöster bargen reiche Schätze. Was wir heute in den großen Staats- und Landesbibliotheken, als kostbare Kleinodien sorgsam gehütet, sehen: tausendjährige Bücherschätze. Handschriften, deren erlesene Schönheit uns ebenso staunen macht wie ihre unerschöpfliche Kostbarkeit, — das stammt aus jenen alten Klostersammlungen, die von den Klöstern eingerichtet und ausgebaut worden sind.

Das bedeutendste Bildungszentrum der karolingischen Zeit war die alte Klosterschule zu Fulda. Fulda, die Bonifatiusgründung und später so bedeutsame Reichsabtei, steht nicht nur durch seinen Reichtum an Zeugen einer hochentwickelten Bautätigkeit im neunten und zehnten Jahrhundert im höchsten Glanze vor unseren, der Vergangenheit und ihren lebendig gebliebenen Werten zugewandten Augen. Fulda, — der Name weckt neben der Vorstellung einer unwichtig und originell ausgeübten tausendjährigen deutschen Baukunst auch die Vorstellung einer einzigartigen und in ganz Deutschland beispiellos dastehenden deutschschriftlichen Buchkultur! Bauten und Bücher! Für beide gingen von Fulda die fruchtbarsten Anregungen für das gesamte Mittelalter aus. Pietätvoll und staunend müssen wir der Leistungen gedenken, die noch vor der Jahrtausendwende von hier aus die abendländische Kultur bereichert haben.

Es wäre verlockend, in diesem Zusammenhange eine geschichtliche Ueberschau anzustellen, über die literarischen Leistungen der Fuldaer Klosterschule. Interessant und ungeahnte Ausblicke in kulturgeschichtliche und geistesgeschichtliche Zusammenhänge würde eine Studie vermitteln, die etwa den Anteil der Fuldaer Bibliothek und ihrer Besitzer an der Erhaltung und Ueberlieferung der antiken und der deutschen Literaturschätze herausstellen würde. Für die antike Literatur hat das vor kurzem Deutschlands bedeutendster Handschriftenforscher, der Münchener Philologe Paul Lehmann in zwei mit souveräner Stoffbeherrschung gebotenen Aufsätzen in der „Zeitschrift für deutsche Geistesgeschichte" (Pustet, Salzburg 1935 2/3) getan. Solche Arbeiten führen uns in geistiges Neuland und vermitteln uns sehr wesentliche Einblicke in größere geistesgeschichtliche Zusammenhänge, aus denen heraus die Einzelvorgänge in Geschichte und Kultur in neuem Lichte erscheinen.

Hier können diese Dinge freilich nicht einmal angedeutet werden. Wohl ist die alte Fuldaer Klosterbibliothek — wie so vieles andere! — nicht mehr. Ein merkwürdiges, immer noch nicht gelöstes Rätsel schwebt über ihrem Aufhören. Fuldaer Handschriften aber finden wir heute in vielen großen Bibliotheken der Welt. Fulda selbst besitzt nur eine verschwindend kleine Anzahl aus dieser ältesten Zeit. Zu ihnen dürfen wir auch wohl die aus dem Domschatz stammenden ehrwürdigen Handschriftenreliquien rechnen, die unter dem Namen „Codices Bonifatiani", als Bücher aus dem Besitz des heiligen Bonifatius in aller Welt berühmt und bekannt sind. Die Fuldaer Landesbibliothek birgt in ihrer Handschriftenabteilung drei alte Pergamenthandschriften, die dem Apostel der Deutschen, Bonifatius, durch ehrwürdige Erinnerungen verbunden sind. In einem sehr frühen Bericht über den Tod des Bonifatius wird erzählt, daß der Verfasser, ein Utrechter Kleriker, in der genannten Gegend Nachforschungen angestellt habe. Dabei habe er eine alte Frau getroffen, die eidlich versicherte, sie sei beim Tode des Gottesstreiters zugegen gewesen. Sie weiß, daß Bonifatius ein „heiliges Buch der Evangelien" auf sein Haupt gelegt und unter ihm den Schwertstreich empfangen habe. So hat er, fügt der Priester fromm hinzu, im Tode den Schutz des Buches gehabt, das zu lesen im Leben ihm Freude gemacht.

Das älteste Bonifatiusbild, ein Steinrelief in der Kirche des Petersberges bei Fulda. Es entstammt der Zeit von 1000—1100.

Fuldas berühmteste Männer

Auf dieser Miniatur einer alten Fuldaer Handschrift sehen wir: In der Mitte mit einem Pergament in der Hand: Bonifatius; zu seiner Rechten: Hrabanus Maurus, Abt von Fulda und später Erzbischof von Mainz; auf der anderen Seite sitzend: Sturmi, Gründer und erster Abt Fuldas. Vor Bonifatius ein knieender Mönch, der um den Segen zur liturgischen Lesung bittet. Die interessante Malerei gehört der Zeit um die Jahrtausendwende an.

Der Ragyndrudis-Codex zu Fulda, den St. Bonifatius schützend über sein Haupt hielt, als er die tödlichen Streiche empfing. Am oberen und unteren Rande sind die Hiebspuren heute noch sichtbar.

Im kostbaren Ragyndrudis-Kodex zu Fulda ist dieses Buch noch als ehrwürdige Reliquie erhalten. Die Handschrift ist 29 cm hoch und 19 cm breit; sie zählt 140 Pergamentblätter mit verschiedenen theologischen Abhandlungen, die ein Corpus von Schriften zur Bekämpfung des Arianismus bilden. Die Schrift ist die merowingische Kursive und weist auf Südfrankreich als Entstehungsland hin. Die Handschrift dürfte dort in der ersten Hälfte des 8. Jahrhundert geschrieben sein. Die Fuldaer Tradition bezeichnet dieses Buch als das im eben genannten Berichte erwähnte Evangelienbuch, das der heilige Bonifatius im Tode schützend über sein Haupt gehalten hat. (Der Ausdruck „Evangelienbuch" beruht auf irriger Angabe der genannten Zeugin, die über den Charakter des Buches natürlich keine bestimmte Aussage machen konnte.) Heute noch trägt dieser Kodex Spuren der Schwerthiebe; die beiden Einbanddeckel sind mehrfach zerspalten, und die Streiche haben auch die Pergamentblätter eingeschnitten. Berichte aus dem ausgehenden Mittelalter wissen noch von alten Blutspuren zu erzählen. Vielleicht lassen sich so kleine Löcher erklären, die darauf schließen lassen, daß kleine Pergamentecken — vielleicht als Reliquien — ausgeschnitten wurden.

Ein kleines Büchlein, 12,5 cm hoch und 10,2 cm breit, das Cadmug-Evangeliar, stammt gleichfalls aus dem Besitze des Heiligen. Es enthält auf 65 Seiten Teile der vier Evangelien mit vier Evangelistenbildern in irischem Stil und irischer Schrift des achten Jahrhunderts. Als Schreiber wird ein nicht näher bekannter Cadmug genannt.

Das dritte Bonifatiusbuch ist die Evangelienharmonie des Tatian, der sogenannte Victor-Codex. Victor war bis zum Jahre 554 Bischof von Capua in Italien. Auf seinen Auftrag hin wurde diese Evangelienharmonie geschrieben und am 12. April 547 beendet. 29,2 cm hoch, 14 cm breit, enthält die Handschrift auf 300 feinen Pergamentblättern den heiligen Text in prachtvollen Unzialbuchstaben. Am Rande sind von einer Hand der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts Glossen in irischer Schrift mit Runenzeichen nachgetragen. Der Codex gehört zu den wertvollsten Bibelhandschriften der Welt. Der Beweis für die ehemalige Zugehörigkeit zum Büchern schatz des hl. Bonifatius läßt sich schon daraus bringen, daß Bonifatius in einem seiner Briefe (ep. 78) die Stelle aus 1. Petrus 5, 8—9 so zitiert: „Sobrii estote et vigilate et excitamini"; dieses „et excitamini" findet sich nirgends als nur in diesem Victorcodex! Die einzigartige Bedeutung dieser Handschrift erhellt daraus, daß aus ihr alle anderen noch existierenden Tatianhandschriften geflossen sind, wie sie auch die Grundlage der ältesten deutschen Evangelienharmonie gewesen ist.

Fulda birgt in diesen drei Handschriften wahrhaft heiliges, der ganzen Nation ehrwürdiges Gut, das zugleich an die Glanzzeiten der alten Reichsabtei erinnern kann, in denen hier die zentralste Bildungsstätte Deutschlands, ein geistiges Zentrum des Abendlandes war. Bauten und Bücher. Stein und Pergament künden diesen Ruhm durch die Jahrtausende . . .

H. F.

Ein Horrido der Deutschen Jägerschaft im neuen Jahr!

Das Jahr 1935 ist schnell dahingegangen. Doppelt schnell für den Jäger, der immer erneut beobachtet, wie alles da draußen zum Werden und zum — Sterben drängt und, weil er beobachtet und wissend wird, das Leben anpackt, es mit Leidenschaft zu verstehen, es auf seine Weise mit Inhalt zu erfüllen sucht. Und wenn er nun, da hinten kurzum der Hahn wieder einmal zur Ruhe gesetzt hat, sich auf eine Stunde vor dem Getriebe des Tages verklüftet und rückschauend sich Rechenschaft zu geben sucht über das, was während des vergangenen Jagdjahres geschehen ist, so findet er als ein Freund der Wahrheit, daß es gut war. — Nicht als ob nun auf der ganzen Linie wunschlose Glückseligkeit die Folge wäre. — ein derartiger Zustand ist unter Menschen überhaupt nicht denkbar — deinnoch hat er die unerschütterliche Zuversicht, daß wo noch ein Wünschen ist, das stark genug ist und nicht nur rein privaten Eigennutz entspringt, dies auch den Weg finden wird, den es braucht, um dem Gedanken der deutschen Waidhege und der Weidgerechtigkeit eine immer breitere Grundlage und schönere Verkörperung zu geben.

Der neue Geist, der nun ins dritte Jahr die deutsche Jägerschaft durchdringt, hat sich gefestet. Die große Idee von der Notwendigkeit der Erhaltung und Vermehrung unseres Wildes zum materiellen und seelischen Gewinn des ganzen Volkes, hat endgültig das Verständnis gefunden, das die Voraussetzung war für das fernere Wohl und Wehe — auch der deutschen Jagd. — So kann denn natürlich heute keine Rede davon sein, daß ein sonst vielleicht durchaus ehrenwerter Jagdgerechtigter in Anbetracht hoher Aufwendungen für Pacht und Wildschaden soviel Wild abschießen darf, als für ihn nur irgend erreichbar ist. Wohl ist jedem Jäger ohne Unterschied gestattet, zur Strecke zu bringen, was der Jagdschein besagt, aber — und darin liegt die ebenso fortschrittliche wie tiefe Erkenntnis — nur im Verhältnis zur Menge, Art, Stärke und Zusammensetzung des unter normalen Gesichtspunkten für das betr. Revier anzusetzenden Wildstandes, für dessen Vorhandensein die ehrenwörtliche Versicherung abzugeben ist. Diese einfache und große Idee stellt das gesamte Jagdwesen und Jagdpachtwesen zum Wohle des Wildstandes endlich auf eine solide Grundlage und bringt dem Jäger immer von neuem mit einer ernsten Mahnung nahe, wozu er eigentlich da ist und welche Pflichten er hat, besonders wenn er seinem Gefühl und Können nach noch nicht der ist, der er sein sollte.

Gewiß: Es gab auch vor der Machtergreifung schon weidgerechte Jäger. Sie liebten ihren Waidhand, schossen unter Umständen überhaupt nichts, schonten für sich und — andere. Das genügte aber aufs Ganze gesehen natürlich doch nicht, ist bezeichnend auch nicht richtig und wir wollen einen derartigen Bericht heute gar nicht. Was wir wollen ist, daß ein jeder Angehöriger der deutschen Jägerschaft seine Pflicht tut, daß er ein Prachtkerl ist, dem seine innere Stimme stets sagt, was er tun darf und was er lassen muß, und der über ein jagdlich einwandfreies Können verfügt, gleichgültig, ob er sich in gehobener sozialer Stellung befindet oder nicht, oder ob er sich in wirtschaftlich gedrängten Verhältnissen bewegt. Wer den Verlangen der Natur gegenüber innerlich nicht beeinflußbar, also bildungsunfähig ist, gehört nicht in die Deutsche Jägerschaft, mag er sich auch noch so oft mit Ruckjack und Dreling behängen und vielleicht sogar auch jagdlich ein guter Gesellschafter sein. Denn die Jagd ist nun einmal keine Sportfexerei, sondern ein ernstes ritterliches Tun, das nur aus einem gewissen Adel der Gesinnung betrieben werden darf. In diesem Sinn: Ein Horrido der Deutschen Jägerschaft im neuen Jahr!

Meisterschüsse?

Eine kritische Betrachtung von Caon v. Kahlberr

Einmal stand ich in der Nähe einer Feldbatterie, die sich auf ein bestimmtes Ziel — einen alten Stall, oder etwas Aehnliches — einzuschießen hatte. Der Hauptmann ließ zunächst nur ein einziges Geschütz schießen — das Geschütz wurde rasch gerichtet, der Schuß brach, die Granate rauschte ab — eine schwarzbraungelbe Rauchwolke und unbeschreibendes Rauschwert ließen erkennen, daß die Granate mitten im Ziel gesessen hatte. — Der anwesende General, ein Kavallerist, äußerte sich bewundernd und anerkennend: „Ein Meisterschuß! Fabelhaft!" Darauf der Hauptmann, traum lakonierend, aber lächelnd: „Zu Befehl. Erzielen — ein glänzender — Zufallstreffer!"

Denkt man, als alter Jäger über solche Treffer, die man selbst sich im Leben leistete, kritisch nach, so kommt man, wenn man gegen sich selbst ehrlich ist, oft genug dazu, einzugestehen, daß diese Treffer — zum großen Teil wenigstens — Glückssache waren und durchaus nicht „Meisterschüsse". Da erinnere ich mich eines Greis-Hasen, des sichtigen Anfängers, aber großen Respektes, der über eine breite Wiese hinwea, ehe ich's verhindern konnte, auf einen Rehbock schoß und diesen im Feuer streckte. Die Entfernung betrug über 200 Meter. Wo soll schon die Kugel? Ich — Hopf! Mein „Himrod" war sehr stolz: „Mitten in den Kopf getroffen", prahlte er. Er machte aber ein langes Gesicht, als ich kurz bemerkte: „Unerhörte Schießeisen! Natürlich ein Zufallstreffer — und noch dazu ein sehr schlechter!" Er — tat sehr erstaunt, als ich ihm sagte, daß man auf diese Entfernung überhaupt nicht auf Rehböcke schießen dürfe, daß Kopfschüsse auf Rehe unweidmännisch seien, absolute Kopfschüsse aber ein jagdliches Verbrechen bedeuten, das dem Stehlen silberner Löffel mindestens gleichzustellen sei . . .

Doch nun zu eigenen „Taten" und „Meisterschüssen":

Brackenjagd in Livland, rotes und gelbes Laub zwischen hellgrünen, gelbschimmernden Föhren und düsteren Fichten. Helles Gebläse der fünf oder sechs kynthschackigen Meutehunde im weldhefangenden, schilfumwachsenen Moor. Ein Fuchs ist schon zur Strecke, ein noch unverfärbter, braungrauer Schneehase ist ihm in die ewigen Jagdkreise gefolgt. Jetzt aber klingt das Schallen der Akkorde hell- und tiefstimmiger Hundekehlen wieder durch den herbstlichen Wald, und das in hohem Diskant gellende „Tiit" des Rüdenmanns hört seinen Zweifel, um welches Wild es sich handelt: die Hunde jagen an einem Reh.

„Ja hoho auf einer schmalen Schneise im Mauerwalde und dicht hinter und vor mir ziemlich dichtes, gemischtes Schilf, das sich raschelnd im leichten Wind hin und her bewegt. Das gibt wenig Aussicht und schlechten Ausschuß, denn mein Nachbarschütze hört mitten auf dem Gestell, was nicht gerade die Aussicht für einen guten Schuß erhöht. Da höre ich schon die Glockentöne der jagenden Meute ziemlich nahe, habe den Drilling am Kopf, sehe etwa Notes, etwa 80—90 Schritt von mir entfernt über die Schneise fliegen, erkenne noch gerade das starke Geäuen — fasse unwillkürlich vor dem Verschwinden des Wildes Ziel, fahre dem Gefährt nach vor und lasse fliegen. Ich war schnell zur Stelle, hatte aber wenig Hoffnung, getroffen zu haben. Um so erfreuter war ich, als ich reichlich Schweiß und schon nach wenigen Gängen den erlegten starken Rehbock fand. Das Geschoß des Drillings saß fast mitten auf dem rechten Blatt und war links unter dem Halse herausgefahren. Ein guter Schuß auf alle Fälle. War aber doch vielleicht ein wenig Glück und Zufall dabei?

Ein anders Mal. Diesmal im sibirischen Urwald. Im Boote mein verstorbener Freund, der Fürst Dschaparidse und ich. Am Ufer eine Menge Auerwild, teils nach kleinen Steinchen für den Magen suchend, um harte Kiefernadelnahrung besser zu verdauen, teils in den Zweigen von Lärchen, Kiefern und Espen. Ich habe mit meiner kleinen Sportbüchse schon mehrere Auerhähne glatt geschossen, alle ohne Ausnahme durch den Hals, um das Waidwerk noch mehr zu schonen, trotzdem die Kleinkaliberbüchse ja nur ein kleines Loch riß. Aber der Fürst meinte: „Auerhahn schmeckt an und für sich nicht besonders, und wenn man ihm noch die Brust zerschießt, kannt er überhaupt nichts mehr; ich schieße sie immer durch den Hals!"

Was ist da zu machen? Wer solch frittschen Freund hat, muß zeigen, daß er auch was kann. Darum halte ich den Auerhähnen stets auf den Hals und bin mit immer mit bestem Erfolg. Aufmerksam sichernd, doch aufgerichtet, den hellgelben Schnabel steil nach oben gereckt, stehen die Gockel da. Fest nun die Kugel, so knickt der Hals mitunter geradezu komisch ab, als brächte ein dicker Halm — ein kurzes Schlagen und Blättern, noch ein Auseinanderspreizen des Fächers und der große Hahn ist erlegt. Wer's nicht kann, lasse es bleiben, wer's aber fertig bringt, handelt human; denn von Schmerz und Qual ist da kaum die Rede.

Wie gesagt, ich hatte schon mehrere Hähne im Boot, und das gemütliche Grunzen meines Freundes hinter mir drückte seinen vollen Beifall aus. Da sah ich — wohl über hundert Meter vor mir — einen einzelnen Auerhahn, gedeckt im Wipfel einer dichtbesetzten Fichte stehen; von dem Hahn war nichts zu sehen außer dem obersten Teil des Halses und dem Kopf.

„Bimm den und zeige, daß du ein Meister bist", flüsterte Dschaparidse. Ich hörte den Spott in der Stimme meines Freundes, zielte die Fichte an, ließ aber den Hahn aus Ueberlegen, setzte mich bequem hin, stützte den linken Ellenbogen auf das Knie, zielte sehr sorgfältig und sagte probierend: „Paß auf, alter Junge, mitten durch den Kopf!"

Patsch, war die kleine Kugel heraus. Der Auerhahn da oben im Wipfel verschwand und erschien dann wieder polternd und um sich schlagend in den unteren Aesten, prasselte durch das Buschwerk und plumpte schließlich schwer auf dem Boden auf. Als wir herankamen, sahen wir, daß der ganze Unterkopf fehlte. „Donnerwetter", sagte Dschaparidse, und klopfte mir auf die Schulter. Ich tat nicht wenig stolz, als ich den Hahn im Boot verstaute und hüllte mich in wichtigtuendes Schweigen.

War dies nun mein „bester" Schuß oder war es vielleicht auch — Zufall? Heute möchte ich fast letzteres annehmen; denn auf über hundert Gänge ist der Kopf eines Auerhahns ein gar winziges Ziel . . .

Das dritte Mal: In der sibirischen Heide, lengsames Pirschen gegen den Wind. Viele Elche und eine frische Bärenfährte. Mein alter Jäger, Michael Panoff, der hinter mir schleicht, bückt sich, berührt mit den Fingerspitzen einen Haufen frischer Bärenlosung: „Noch warm, Herr", flüstert er leise. Da sehe ich auch schon drüben in der Heide eine rundliche Gestalt, schaue durch das Glas und erkenne einen ziemlich geringen Bären, der langsam in das hohe Forst- und Wacholderkraut hineinzieht. Das hohe Forstkraut und das fast noch höhere der Sumpfblaubeere lassen nur ein wenig von der Rückenlinie des Bären erkennen, augenscheinlich steht auch das Tier in einer Senke. Die Entfernung beträgt reichlich zweihundert Schritt. „Schieß, Herr", flüsterte der Jäger. Ich möchte den Bären nicht ziehen lassen, andererseits aber scheint mir der Schuß gewagt, denn ich sehe nur den Kopf. Ich streiche den Stamm einer Kiefer an, steche ein, ziele sehr sorgfältig, eine gute Hand breit über den Kopf — Wind beiseng, und lasse krachen. Nach dem Schuß ist von dem Bären nicht das Geringste mehr zu sehen.

„Er wird wohl eingeschlafen sein," brummt der Jäger neben mir. Langsam gehen wir heran. Tatsächlich, der Bär war einen „eingeschlafen", und zwar zum ewigen Schlaf; denn das Geschoß saß wie abgezirkelt mitten im Schädel.

Eleganter Büchsenschuß, oder — zufällig gutgeratener Schlumpschuß? Ich weiß es heute noch nicht. Immerhin: den „Bärenschuß" möchte ich als „Meisterschuß" für mich buchen: er war auf den Kopf gezielt. Das ist etwas anderes, als der eingangs erwähnte elende Schlumpschuß des „Rehbocktöters".

Wie ist es nun aber mit folgendem „Meisterschuß": Ein Hase wird von den Dackeln meines Freundes über einen gefrorenen See gejagt. Es sind gut 250 Schritt bis hin. Mein Freund sagte lachend: „Du — hau' mal hin mit deiner neuen Mannlicher-Schönauer-büchse!" Ich halte ein erhebliches Stück vor, da ich Standvisier habe, etwas höher, und drücke ab. Meister Lampe überschlägt sich und wird bald von den glückseligen Dackeln tüchtig durchgebeutelt. Er hatte die Kugel mitten auf den Rippen.

Eher schon möchte ich den Schuß auf eine Krähe, die abgeschrittene 198 Schritt von meinem Fenster auf der Spitze einer Eberesche sah und von dort herabpurzelte, weil sie eine Kleinkalibermantelpatrone aus meiner „Maus-klein" Büchse bekam, einen „Meisterschuß" nennen. Oder — manchen gut gezielten Büchsenschuß auf Trappen und auf Wildgänse in der südrussischen Steppe — niemals aber die beiden Zufallstreffer, die ich auf hoch über mich hinweg ziehende Graugänse mit der Büchse hatte.

„Meisterschüsse . . .? Man soll mit diesem Wort und seiner bewundernden Bedeutung doch recht vorsichtig und sparsam sein: oft, sehr oft ist es blinder Zufall, wenn solche Kugel trifft — und noch öfter ist der „Meisterschuß" nichts anderes, als ein unweidmännischer Schlumpschuß, der dem Schützen gewiß keine Ehre macht . . .

Der Jäger

Nach einem Gemälde von Leibl in der Berliner Nationalgalerie (Löhrich, K.)

Da staunt der Fachmann — und der Laie wundert sich . . .

Sonderbare Jagdmethoden

Zu den Neigungen der Hasen gehört bekanntlich ihre große Vorliebe für den Schwupstabak. Das hat sich nun ein Jäger aus Schwaben zunutze gemacht, und er streute auf jeden Kilometerstein eine kräftige Prise Schneeberger Schnupftabak. An der Dämmerung kamen die Hasen und schnupperten.

„Donnerwetter! Das scheint ja ein gar köstlicher Tabak zu sein!"

Jeder Hase nahm einen tüchtigen Schnupfer, fing dann schließlich zu niesen an und zerschlug sich seinen Kopf dabei an dem Kilometerstein. Am nächsten Morgen sammelte dann der kluge Jäger die Beute seiner List. Leider aber hatte sich diese sonderbare Jagdmethode bald herumgesprochen, und so wurde der Schneeberger Schnupftabak berühmt und die Hasen selten in Schwaben.

*

Auf eine sehr amüsante Art betreibt man die Hasenjagd in Nordamerika. Während der kalten Wintermonate stellt man eine Laterne mit einem brennenden Licht auf den Acker und versteckt sich in einem benachbarten Busch. Durch das Licht angelockt, laufen die Hasen von allen Seiten herzu. Sie erblicken das Licht in der Laterne und denken:

„Da brat uns doch einer ein vierblättriges Kleeblatt. Wie kommt nur das Licht hierher?"

Sie setzen sich im Kreis herum und starren nachdenklich in das Licht. Von dem ununterbrochenen In-das-Lichtstarren gehen ihnen bald die Augen über, die Tränen tropfen auf den Boden hinab und frieren dort fest. Wenn jetzt die Hasen auf die Weise angefroren sind, kommen die Jäger aus dem Busch, brechen die Hasen von der Erde und stecken sie in die Jagdtasche. So fängt man in Nordamerika die Hasen. Allerdings nur in Nordamerika!

*

Ein Jäger ging in Ostpreußen auf Wildschweine und hatte nur noch eine Kugel im Lauf, als er plötzlich im Unterholz einen Frischling durchbrechen sah. Dabei fiel dem Jäger auf, daß dieses Tier besonders langsam vor sich hintrollte. Und ehe der Jäger noch zur Besinnung kam, bemerkte er hinter dem Jungschwein einen mächtigen Keiler. Der hatte des Frischlings Ringelschwänzchen im Maul, und der Frischling führte so den alten Keiler durch den Wald, der — wie der Jäger bald erkannte — völlig blind war. Da der Jäger nur noch einen Schuß in der Büchse hatte, legte er auf den Frischling an, ließ krachen, und der Frischling lag getroffen am Boden. Verzweifelt blieb der alte Keiler stehen. Der Jäger schnitt schnell und leise dem Frischling das Ringel ab, nahm's in die Hand, auf der anderen Seite hing der Keiler wieder an und ließ sich so ruhig in des Jägers Hütte führen. Und wenn er nicht gestorben ist, lebt er heute noch dort.

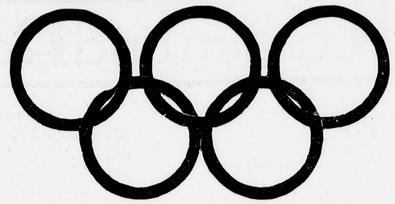
*

Fasanen zu fangen ist ein besonderes Kunststück der Niederbayern. Sie nähern sich vorsichtig dem Baum, auf dem ein Fasan sitzt. Sind sie auf zehn Schritte heran, beginnen sie plötzlich laut zu pfeifen. Der Fasan äugt neugierig auf die Menschen. In diesem Augenblick nun, wo der Fasan sie erkannt hat, setzen sich die Niederbayern schnell in Lauf und rennen immer schneller um den Baum herum. Der Fasan schaut ihnen nach und muß bei dem raschen Rundlauf fortwährend seinen Kopf drehen. Bis er ihn schließlich ganz abgedreht hat. Und tot vom Baum fällt. Wie gesagt: in Niederbayern.

*

Um Enten zu erlegen, läßt man — dieses ist ein allerorts mit großem Erfolg erprobtes Mittel — im Spätherbst auf einer Stelle, wo die Enten einzufallen pflegen, große Kürbisse auf dem Wasser schwimmen. Mit der Zeit gewöhnen sich die Enten an die Früchte, und eines Abends steigen nun die Jäger kurz vor dem Einfallen in das Wasser und bedecken ihren Kopf mit den ausgehöhlten Kürbissen. Die Enten fallen in der Dämmerung ein und schwimmen sorglos zwischen den gelben Kürbissen umher. Leicht ergreift jetzt der Jäger eine nach der anderen, zieht sie schnell unter das Wasser, dreht ihr den Kopf um, so daß die anderen Enten nichts davon merken. Auf diese Weise soll die Strecke oft tausend Tiere zählen. — Tausend Tiere. Jo Hanns Rösler.

Im Zeichen der



Die Wettbewerbe der Winter-Olympiade und ihre Wertung

Es ist noch nicht so lange her, da erschien uns der Winter als der „gestrenge Herr", dem alt und jung mit Sorge entgegenblickte, und der, wenn er eingekehrt war, die Menschen in ihre Behausungen hinter den wärmenden Ofen trieb. Wen Beruf oder Pflicht hinausführten, tat dies nicht, ohne sich vorher in alle möglichen wärmenden Sachen, in dicke Mäntel und Pelze müssen gehüllt zu haben. Die wenigsten vermochten dem Winter eine erfreuliche Seite abzugewinnen, am meisten noch die Jugend. Aber auch da reicht es gewöhnlich nur zu einer Schneeballschlacht und zum Modeln. Und heute? Heute können es Tausende von Menschen kaum erwarten, daß der Winter kommt, und je strenger er in Erscheinung tritt, und je dicker die Schneedecke ist, um so größer ist die Freude. Nicht mehr ängstlich vermummt, sondern in leichter Kleidung, ziehen sie hinaus.

Der Wintersport ist es, der uns alle Schrecken des Winters vergessen machte. Aus primitivsten Anfängen ist er im Laufe weniger Jahrzehnte — man bedenke, daß der erste Eisklub 1891 gegründet wurde — zu einem sportlichen Faktor herangewachsen, der sich ebenbürtig an die Seite des sommerlichen Sports stellt, so daß, wie nicht anders zu erwarten, auch die letzten Olympiaden den Wintersport in ihr Programm aufnahmen. Mit dem Augenblick, da der Wintersport wettkampfmäßig wurde, war es natürlich notwendig, ihm bestimmte Kampfregeln zu geben, um auch den jeweils Besten ermitteln zu können. Es ist nun interessant, einmal festzustellen, aus welchen Arten des Wintersports sich olympische Winterspiele zusammensetzen, und wie sie abgewickelt werden, um so mehr, als ja Deutschland diesmal die olympischen Winterspiele in seinen Grenzen sieht, und uns von ihrem Beginn nur noch wenige Wochen trennen.

Den breitesten Raum in den olympischen Wettbewerben nehmen die Skiwettbewerbe ein, jener Sport, der uns eine neue, herrliche Welt erschlossen hat. Sie zerfallen in Langläufe, Sprunglaufe, kombinierte Läufe und die Staffel. Reine Langläufe sind der 50-Kilometer-Dauerlauf und der 18-Kilometer-Spezial-Langlauf. Hier starten die Teilnehmer in einer ausgelosten Reihenfolge in Abständen von einer halben bzw. einer Minute. Der Teilnehmer, der als erster am Ziel eintrifft, hat natürlich noch lange nicht gewonnen, sondern derjenige, dessen tatsächliche Zeit die beste war.

Beim Spezialsprunglauf ist in der Regel Sieger, dem der weiteste gestandene Sprung gelang. Da aber auch der Stil völlig gleichmäßig bewertet wird, kann es gelegentlich vorkommen, daß als Sieger beim Sprunglauf ein Teilnehmer hervorgeht, der nicht den weitesten Sprung erzielte, worüber man sich dann nicht zu wundern braucht. Als gestürzt gilt übrigens auch schon der Springer, der mit den Händen den Boden oder die Stier berührt, um das verlorene Gleichgewicht wiederzugewinnen.

Die Kombination besteht aus einem 18-Kilometer-Langlauf und einem Sprunglauf. Hier ist selbstverständlich die Wertung nicht ganz einfach, wenn als Sieger derjenige ermittelt werden soll, der sich in beiden Sportarten zusammen als der Beste erwiesen hat. Gegenwärtig wird die Wertung so gehandhabt, daß der Beste im 18-Kilometerlauf die Höchstpunktzahl erhält, die anderen Teilnehmer entsprechend ihrer schlechteren Zeit weniger Punkte. Ebenso erhält der Beste des Sprunglaufs die gleiche Höchstzahl von Punkten, die anderen Teilnehmer mit den geringeren Weiten ebenfalls entsprechend weniger. Die Punktzahl in beiden Wettbewerben zusammengezählt, ermittelt dann den Sieger, also denjenigen, der der theoretisch erreichbaren Höchstpunktzahl am nächsten gekommen ist. Am gefährlichsten sind hier Stürze beim Sprunglauf, da dadurch unter Umständen sämtliche Punkte verlorengehen können.

Die Kombination von Abfahrt und Slalomlauf stellt an die Teilnehmer ganz besonders hohe Anforderungen. Diese Läufe verlangen die volle Beherrschung des Skis. Beim Abfahrtslauf ist in Garmisch ein Höhenunterschied von 1000 Meter zu durchfahren. Tore sorgen jedoch dafür, daß er nicht in einer Schußfahrt bewältigt werden kann. Beim Slalomlauf wird ein Höhenunterschied von 200 Meter durchfahren. Der Teilnehmer, der ein Flaggentor nicht korrekt durchfährt, erhält Strafpunkte in Form von Zeitzuschlägen. Das Auslassen eines Tores zieht ebenso Disqualifikation nach sich wie jede Stockhilfe zum Abbremsen der Fahrt. Die Bewertung geht auch hier so vor sich, daß der Beste in jedem Lauf 100 Punkte erhält. Die Punktzahl der übrigen Teilnehmer wird dann ermittelt, indem die Bestzeit durch die erzielte Zeit dividiert und mit 100 multipliziert wird. Die Punktzahl in beiden Läufen, Abfahrt und Slalom, zusammengerechnet, ergibt ebenfalls den Sieger.

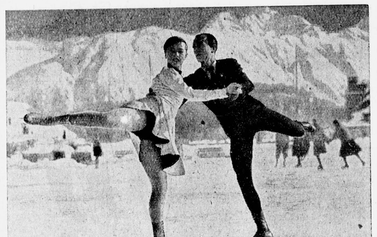
Die Skistaffel geht über 4 mal 10 Kilometer, und jedes Land stellt zu ihr vier Läufer. Die ersten Leute starten gleichzeitig, so daß also diejenige Mannschaft Sieger wird, die das Ziel im Olympia-Stadion als erste erreicht. Daneben gibt es als Vorführungswettbewerb einen Militär-Patrouillenlauf über 25 Kilometer. Die Mannschaft besteht hier jeweils aus einem Offizier, einem Unteroffizier und zwei Mann. Dieser Lauf ist besonders schwierig dadurch, daß die vier Mann der Patrouille zugleich am Ziel eintreffen und auf der Strecke aus 150 Meter Entfernung mit insgesamt 15 Schuß drei Luftballone abschießen müssen. Zu einer guten Laufzeit muß also noch ein gutes Schießergebnis hinzukommen, wenn die Mannschaft Sieger werden will.

Der Eislauf ist im Olympiaprogramm mit einem Schnellaufen über 500, 1500, 5000 und 10 000 Meter vertreten. Ein besonderes Interesse beansprucht seit jeher der Kunstlauf sowohl für Damen und Herren als auch für Paare. Hier ist natürlich die Wertung ganz besonders schwierig. Ueber sie sei nur soviel gesagt, daß jeder Richter nach komplizierten Punktberechnungen sowohl in der Kür als auch in der Pflicht eine Reihenfolge der Teilnehmer feststellt, so daß der beste Teilnehmer, bzw. das beste Paar, die Platzziffer 1 erhält usw. Sieger des Gesamtwettbewerbes ist derjenige Teilnehmer, der von der absoluten Mehrheit der Preisrichter auf den ersten Platz gesetzt wurde. Uebrigens ist das Kunstlaufprogramm der diesjährigen Spiele das schwierigste von allen bisherigen Olympiaden.

Der andere große Wettbewerb auf dem Eise ist das Eishockey, jener kraftvolle, männliche Sport, bei dem die Zahl der in Garmisch teilnehmenden Nationen so groß ist, daß Ausscheidungsgruppen eingerichtet werden mußten. Von den Siegern der Ausscheidungsgruppen spielt dann jeder gegen jeden. Das gewonnene Spiel bringt zwei Punkte ein, das unentschiedene einen und das verlorene keinen. Als Vorführungswettbewerb gibt es dann noch das Eisschießen, bei dem es darauf ankommt, eine schwere Holzscheibe von etwa 27 Zentimeter Durchmesser mit einem daran befindlichen Griff entweder möglichst weit zu schießen, oder möglichst nahe an ein Ziel heranzubringen. Das Eisschießen wird sowohl als Einzel- wie als Mannschaftsschießen ausgetragen.

Die Bobrennen werden sowohl im Vierer- als im Zweierbob ausgetragen, wo die Bewertung natürlich verhältnismäßig einfach ist. Vier Fahrten sind für jeden Bobwettbewerb vorgesehen, je zwei an zwei Tagen. Jede Fahrt wird bis auf ein hundertstel Sekunde gestoppt. Die Gesamtzeit der vier Fahrten zusammengezählt, ergibt den Sieger. Bei Hundertstel-Sekunden kann freilich schon das richtige oder falsche Anschneiden einer Kurve über Sieg oder Niederlage entscheiden.

Wenn wir nun vom 6. bis 16 Februar die Ergebnisse aus Garmisch hören, wollen wir auch daran denken, daß es wohl sehr einfach ausfleht, wenn es heißt: Sieger in dem und dem Wettbewerb wurde der oder jener, daß aber eine Unsumme von Vorausssetzungen dafür erfüllen muß, bevor der olympische Lorbeer winken soll, und wir wünschen, daß über alle Tücken des Zufalls hinweg es der jeweils Beste sein möge.



Das deutsche Meisterpaar im Eiskunstlauf, Maxie Herber und Baier.

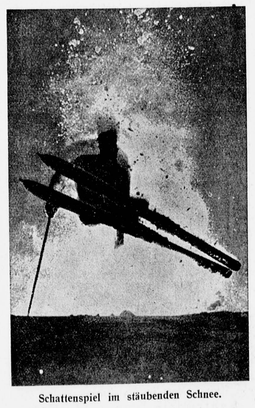
Die Kämpfer sind samt dem Tor gestürzt. Stürmischer Moment beim Eishockey.

Die Eisschnelläufer. Man sieht hier Ballongrud (vorn) und die Geschwister Sames.

In sausender Fahrt über die Bobbahn. Am Steuer sieht man Hans Kilian. (Schirner, 5, K.)

Die erste Olympia-Prüfung der Ski-Langläufer

Als erster der deutschen Gaue führte der Gau Schwarzwald das Fachamtes Skilauf eine Prüfung der Langläufer als Vortraining für die Olympischen Spiele durch. Vom Schnee verklebt, erreicht auf unserem Bild Willi Bogner (Traunstein) als erster das Ziel. Seine Zeit wurde aber von Woerndle um sechs Minuten unterboten, so daß es nur zum zweiten Platz reichte. (Schirner, K.)



Schattenspiel im stäubenden Schnee.

„Würden Sie sich freuen, Fräulein Erika, wenn ich Ihre Frau Mama bitten würde, meine Schwiegermutter zu werden?"
„Ja . . . wenn ich eine Schwester hätte!"

Durchgebrannt

„Gibt's was Neues?" fragte der Bankier, als ihm der Diener die Tür zum Privatbüro öffnet.
„O ja, Herr Direktor; die elektrische Sicherung im Kontor und der Kassierer sind durchgebrannt."

„Aber gern komme ich am Sonntag! Ist es eine größere Feier? Muß man sich denn schön machen?"
„Durchaus nicht. Auguste, komme ruhig so wie du bist!"

Der Blutkreislauf wird besprochen.
„Wenn ich auf dem Kopfe stehe", fragt der Lehrer, „läuft mir dann alles Blut in den Kopf?"
Fritz: „Ja, Herr Lehrer!"
„Soso. Warum läuft mir dann nicht alles Blut in die Füße, wenn ich auf den Beinen stehe?"
„Weil die Füße nicht hohl sind!"

Vor Gericht

Richter: „Nun, Angeklagter, gestehen Sie jetzt Ihre Schuld ein?"
Angeklagter: „Nein, Herr Richter, jetzt erst recht nicht, denn die Rede des Herrn Verteidigers hat mich von meiner Unschuld vollkommen überzeugt."

Lachen und Raten

Hoffnungslos

Lehrer: „Fritz, was ist Flanell?"
Fritz druckst und schweigt.
Lehrer: „Na, Junge, aus was ist denn deine Jacke gemacht?"
Fritz: „Aus Vaters alten Hosen."

„Die jungen Leute nebenan sind sehr verliebt! Er gibt ihr jeden Morgen, wenn er weggeht, einen Kuß! Warum tust du das eigentlich nicht?"
„Aber Bertha, ich kenne die Dame doch so wenig!"

„Was hatten Sie denn mit Hartmeier für eine ernste Unterhaltung?"
„Nichts Besonderes; er wollte 100 Mark von mir haben!"
„Aber der Mann schien Sie ja verhauen zu wollen! So führt man sich doch nicht auf, wenn man Geld gepumpt haben will."
„Nee, nee — die 100 Mark habe ich mir ja vor vier Wochen von ihm gepumpt!"

Die gute Zigarre

Der Besuch fragte: „Die Zigarre, die Sie mir anboten, ist ausgezeichnet!"
Der Hausherr nickte: „Ich weiß, ich habe mich in der Kiste geirrt!"

So geht's

In einer Stadt in den Vereinigten Staaten wurde neulich ein Chaplin-Wettstreit abgehalten. Preise waren ausgesetzt für diejenigen, die Charlie Chaplin täuschend nachahmen konnten. Als Chaplin davon hörte, fuhr er auf der Stelle hin und beteiligte sich an dem Wettbewerb. Er bekam den zweiten Preis.

„Ich denke eben daran, Alfred, du wolltest doch mit Papa über unsere Heirat sprechen!"

Im Laden

„Dieses Paar", sagte der Schuhwarenhändler, „hält ein ganzes Leben lang."
„Schön", meinte der Kunde. „So was suche ich schon lange, ich nehme dieses Paar!"
„Danke sehr", sagte der Schuhwarenhändler, „und ich bin sicher, daß Sie das nächste Mal uns wieder beehren werden!"

Da bayert's

„Ich hatte meinen Jungen wegen zwei Pfund Rosinen zu Ihnen geschickt. Sie haben ihm aber nur eineinhalb Pfund abgewogen!"
„Meine Waage stimmt, junge Frau, am besten wiegen Sie mal Ihren kleinen Jungen!"

„Entschuldigen Sie, wohnt hier im Hause eine Familie Hofbauer?"
„Nein, aber im ersten Stock wohnt ein Herr Hof und im vierten eine Frau Bauer!"
„So, dann sind sie wahrscheinlich geschieden!"
(Söndagsnisse.)

Hoffnungslos

„Ein guter Rat von Mann zu Mann unter vier Augen gegeben, hat schon manchen schwierigen Fall geklärt. Warum soll ich nicht meinen Kollegen Frohgemut fragen, wie er es macht, daß seine Frau immer gut aufgelegt und zufrieden ist, während meine mich ständig mit Schimpfen und Vorwürfen plagt." So dachte Frohgemut und die Auskunft, die er erhielt, ließ ihn neue Hoffnung schöpfen.
„Das ist doch kinderleicht", hatte Frohgemut gesagt, „man muß nur seiner Frau immer ein bißchen den Hof machen, ein paar ärztliche Blicke, ein Blumenstrauß beim Heimkommen, gelegentlich ein Kuß, und man kann eine Frau um den Finger wickeln."
Das ließ sich Trauermann nicht zweimal sagen. Nach Büroschluß eilte er mit einem großen Strauß bewaffnet nach Hause und kaum machte seine Frau die Tür auf, als er ihr auch schon um den Hals fiel und sie herzhaft abküßte.
Das Ergebnis der Begrüßung war allerdings nicht ganz das gewünschte. Trauermanns Frau brach in Tränen aus und schluchzte:
„Heute ist wirklich ein Unglückstag. Erst gießt Bubi seinen Kakao über das frische Tischtuch, dann läßt Marie meine beste Kristallvase fallen und jetzt kommst du an und bist betrunken . . ."
J.

„Ich habe einen Brief von Werner bekommen, zwanzig Seiten lang!"
„So . . . was schreibt er denn?"
„Daß er mich liebt!"

Selbstverrat

„Geben Sie zu, den Einbruch begangen zu haben, Angeklagter?"
„Nein!"
„Sind Sie vorbestraft?"
„Nein, das war mein erster Einbruch!"

Der Märchenerzähler

„Mutti, erzähl mir ein Märchen!" — „Wart nur, Kind, bis Vater nach Haus' kommt; der wird uns beiden dann ein Märchen erzählen."

Schrecklich

Karl und Fritz haben stets eine große Abneigung vor dem Baden. Tagtäglich muß die Mutter mit Mühe und Not die ihnen unangenehme Prozedur vornehmen. Eines Tages sagte sie zu ihnen: „Wenn ihr euch heute das Gesicht waschen laßt, dann kaufe ich euch auch eine Karte für den Zirkus." — Darauf erwiderte Karlchen: „Und wenn du keine Karte mehr für den Zirkus bekommst, dann stehen wir da mit unserem gewaschenen Gesicht."

Kinderfrage

Lehrer: „Also, die Erde dreht sich um die Sonne." — Klein-Lisa: „Aber, Herr Lehrer, um was dreht sie sich des Nachts, wenn die Sonne weg ist?"
(Haag'sche Courant.)

„Himmel! Ich habe mich ja nicht rasiert!"

Entgegenkommend

Beamter (zu einem jungen Mädchen): „Ach, da habe ich aus Versehen in Ihren Paß geschrieben: Haare blond, und die Ihrigen sind ja braun." — „Wollen Sie das ändern, oder soll ich sie ändern!"
(Le Rire.)

Sein Standpunkt

„Das ist das zweitemal, daß ihr Laufe bengels mit eurem Fußball mir das Fenster eingeworfen habt!"
„Sie haben recht, Frau Knallke, es ist eine Schande. Der Dortwarf taugt nichts!"

Schachaufgabe

Netcke

Matt in drei Zügen

Kontrollstellung: 16 Figuren.
Weiß (9 Figuren): König h 1, Dame g 2, Läufer h 3, d 4, Springer f 2, f 4, Turm g 7. Bauer h 5, h 6. Schwarz (7 Figuren): König f 6, Dame e 6, Springer e 5, f 5, Läufer e 1, Bauer b 4, h 7.

Verbindungsaufgabe.

Aus den 18 Wörtern:
Apfel — Berg — Bogen — Distel — Eis — Finf — Ilie — Kaffee — Kraut — Lampe — Laub — Licht — Luft — Saft — Schiff — Schirm — Stein — Wald
sind durch Zusammensetzen zweier Wörter neun neue Wörter zu bilden. Sind diese gefunden und richtig geordnet, ergeben deren Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, ein weibliches Festgewand.

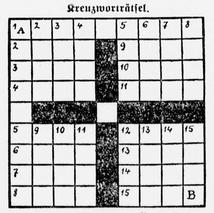
Umstellungsrätsel.

Ein Jüngling hatt' ein Liebchen hold,
Ein andrer darum freien wollt'.
Er ging zum Vater, bat gar hoch,
Zu lassen ihm die Tochter doch.
Der Vater schaut' ihn lächelnd an
Und sprach: Mein lieber junger Mann,
Die Antwort darauf nehme dir
Aus ihrem Namen selbst von mir,
Denn dessen Zeichen, recht gestellt,
Verkünden dir, was dir gefällt.
Vier Silben macht der Name aus,
Du machst drei in zwei Worten draus,
Und nimmst mit deinem Bräutchen hin
Den Namen mancher Königin.
Nun sag' mir an in kurzer Zeit:
Wie hieß die Braut, wie der Bescheid?

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Temperatursteigerung, 2. Schilfrohr, 3 Forstpflege, 4 andere Bezeichnung für Gedanke, 5. Pferdezeigel, 6. Aschenkrug, 7. griechische Göttin, 8. Nebenfluß der Maas, 9. einstimmiges Lied, 10. Amphibie, 11. natürliches Wasserbecken, 12. englischer Feldherr, 13. Zeitraum, 14. Teil des Auges, 15. Eingeladener. Diagonal: A—B: Merkwürdige Angewohnheit.

Geographische Anagramme.

1. Alle hin, 2. nte banal, 3. mein Essen, 4. sein Rabe, 5. nanu!, 6. Marder tot, 7. der Nogen.

Aus vorstehenden Wortpaaren bilde man geographische Namen mit folgenden Bedeutungen: 1. Stadt in Salzburg, 2. Balkanstaat, 3. Teil Alt Griechenlands, 4. Fluß in Rußland, 5. Stadt in Westfalen, 6. Stadt in Holland, 7. Stadt im Harz. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Namen benennen eine deutsche Handelsstadt

Scherzfragen.

1. Wann hat man den Wunsch allein zu sein?
2. Wann ist die Gans am wohlschmeckendsten?
3. Mit welchem Worte vermag man Abschiedstränen noch zu bezeichnen?

Lösung: Dame h 4 — e 7
1.) D h 4 — e 7 †, K d 6 × D e 7.
2.) e 7 — e 8, Springer †, K e 7 × e 6.
3.) f 7 — f 8 Springer matt.

A.
1.) D h 4 — e 7 †, Kd 6 — c 6.
2.) e 7 — e 8 Dame †, K c 6 — b 6.
3.) D e 7 — c 7 matt.

Scharade.

Fingerhut.

Wer ist schneller?

Das Flugzeug war ebensolange unterwegs wie der Kraftwagen, nämlich zwei Stunden. Da es zwei Stunden in der Luft blieb, hat es genau 120 Kilometer zurückgelegt. Stimmt's?

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Senf, 5. Heß, 9. Ifar, 10. Agio, 11. Esra, 12. Genf, 13. Bern, 14. Erna, 15. Senfgurke, 21. Ekeu, 22. Teil, 23. Meer, 24. Tael, 25. Furt, 26. Else. — Von oben nach unten: 1. Sieb, 2. Esse, 3. Narr, 4. Frankfurt, 5. Hagebutte, 6. Eger, 7. Sinn, 8. Sofa, 15. Senf, 16. Eleu, 17. Neer, 18. Neal, 19. Ries, 22. Else

Silbenrätsel.

1 Undine, 2. Edison, 3. Brenner, 4. Erpel, 5. Raffael, 6. Allegorie, 7 Luise, 8. Locarno, 9. Erhard, 10 Saturn. — Über alles die Pflicht.

Ergänzungsrätsel:

„Nehemia", Borneo, Teheran, Arnulf, Beate

Welt der Frau

Das eine Wort

Ich habe in Kisten und Kasten gekramt, etwas suchend, das ich zu den Vorbereitungen zum Feste brauchte. Da kam mir ein altes Bilderbuch in die Hände, das ich vor mehreren Jahrzehnten aus der Eltern Hand empfangen hatte. Es war unter dem Weihnachtsbaum gelegen mit anderem kleinen Tand, der das Herz eines sechsjährigen Jungen erfreute.

All die langen Jahre hatte ich nicht mehr an das Bilderbuch gedacht. Es hatte ja auch so viel Wichtigeres zu bedenken gegeben. Und was alles ist seither geschehen! Die mir das Buch geschenkt haben, sind längst schlafen gegangen. Ein mörderischer Krieg hat die Welt erschüttert. Ein ganzes Volk ist in bitterste Not gestürzt und hat sich wieder zu kraftvollem Handeln aufgerafft. So vieles, was meinem Herzen nahestand, ist mir entwunden worden, und anderes ist mir zugekommen, das mir lieb wurde. Von den Freunden, die einst mit mir Hand in Hand gingen, ist so manche nicht mehr, und viele sind vom Schicksal zerstreut worden in die Welt.

Da liegt nun das Buch aus seligen Kindertagen vor mir. Zerlesen ist es und angegriffen. Aber was tut das? Mit tausend Erinnerungen spricht es zu mir, holt immer neue Bilder aus der Vergangenheit herauf und stellt sie vor mich hin. Da ist wieder der süße Klang des Wunders der Weihnacht, den nur ein Kinderherz empfängt und den es nur allzu rasch verliert. Da ist das kindgläubige Vertrauen, das so oft enttäuscht wird, bis es sich in Mißtrauen oder doch Vorsicht gewandelt hat. Da ist die freudige Bereitschaft, sich vertrauend anzulehnen und teilnehmen zu lassen an den Träumereien, wie sie nur ein Kindergemüt hegen kann, und abermals die Enttäuschung darüber, daß die alt und nüchtern gewordene Welt der „Großen" über die „Hirngespinste" lächelt, die doch allein imstande sind, die Welt farbig und reich zu machen.

Ich blättere in dem zerlesenen Buche und finde in der unbeholfenen Schrift des kleinen Jungen das eine Wort: Mutti. Nur dieses Wort, kein anderes weiter. Ich kann mich nicht entsinnen, wann ich es geschrieben habe und aus welchem Anlaß. Vielleicht ist es geschehen, ohne daß ich viel dabei dachte, gewiß aber habe ich der Bedeutung und Tiefe dieses Wortes nicht nachgesonnen. Und doch ist es sonderbar, daß ich nur dieses eine Wort schrieb. Es wird gewiß geschehen sein aus der tiefen Zärtlichkeit jener Frau gegenüber, die meine ersten Kinderschrittchen behütete und deren letzter Seufzer noch ein Segenswunsch für mich war.

Ich hatte das Buch fortgelegt und vergessen, weil ich so viel anderes, Wichtigeres zu tun und zu denken hatte. Aber ich weiß, daß ich es nicht zurücklegen werde in die Kiste, in der so manches wertlose Tand liegt, den zu bewahren sich nicht lohnt. Und ist es auch nur ein zerlesenes, veraltetes Kinderbilderbuch, es birgt in sich, was kein Buch der Welt für mich trägt.

Stiefmutter

Es gehört gewiß zu den nachhaltigsten und erschütterndsten Ereignissen im Leben eines jungen Menschen, wenn die Mutter stirbt. Oft heiratet der Mann wieder: seinetwegen, des Haushaltes und der Kinder wegen. An die Kinder denkt man am meisten, wenn die zweite Frau in ein verwaistes Haus kommt.

Nun müßte die ganz natürliche, gesunde Einstellung der Verwandten und Außenstehenden folgende sein: Die richtige Mutter ist tot, das ist ein Leid, von Gott geschickt und unabänderlich. Die Kinder brauchen eine mütterliche Frau zu ihrer Betreuung und Erziehung. Es ist tapfer von der zweiten Frau, die Verantwortung auf sich nehmen zu wollen.

Statt dessen wird in manchem Fall — ehe man überhaupt weiß, wie die Zweite sich einleben wird — das „arme Kind" von vornherein bedauert, das nun eine „Stiefmutter" bekommt. Das Wort hat einen bösen Beigeschmack. Kinder denken dabei an die bitterböse Frau im Schneewittchen-Märchen. Schon ehe die neue Mutter ins Haus kommt, sind die Kinder voreingenommen, lebt in ihrem Geist und ihrem Herzen ein Widerstandsgefühl. Die zweite Mutter findet so kein freundliches Entgegenkommen, nicht einmal abwartende Gleichmütigkeit, sie findet Ablehnung.

Sind die verwaisten Kinder noch klein, hat es es leichter, weil bei ihnen noch keine Beeinflussung möglich ist. Bringt dann die neue Mutter den Kleinkindern Liebe entgegen, sorgt sie gut für ihre Bedürfnisse, dann werden sie vielleicht garnicht merken, daß sie keine „eigene" Mutter haben. Es gibt genug Beispiele, daß Kinder bis zur Großjährigkeit nicht wußten, daß eine „Stiefmutter" sie erzogen hat.

Schwieriger ist die Stellung der zweiten Mutter bei heranwachsenden, schon nachdenkenden Kindern. Zu leicht tun da Verwandte und Bekannte des Guten zuviel mit Bedauern, wo nichts zu bedauern ist. Denn das bejeht sich viel weniger auf den Verlust der ersten Mutter als auf die Tatsache der Voreingenommenheit gegen Stiefmütter. Für die Kinder, die eine sorgende Mutter und ein Vertrauen zu ihr so nötig haben, wird die Frau, die schwere Pflichten an ihnen übernehmen will, zur Fremden. Eine Verständigung wird durch das ungünstige Beeinflussen fast unmöglich gemacht, zum mindesten weit hinausgeschoben trotz allen guten Willens der zweiten Mutter. Und wer wollte es ihr, die mit der besten Absicht zu den Kindern kam, schließlich übelnehmen, wenn sie gleichgültiger wird gegenüber den Kindern der ersten Frau, weil sie niemals Anerkennung, immer nur Widerstand spürt?

Wir richtigen, natürlichen Mütter wollen einmal ganz ehrlich sein: Sind wir immer ganz gerecht, ganz gleichmäßig im Verhalten zu unsern Kindern? Wenn wir aber mal schimpfen, wird die Nachbarschaft und Verwandtschaft das ganz in der Ordnung finden! Ganz anders bei der zweiten Mutter. Sie wird beobachtet, manche warten förmlich darauf, etwas zu finden, um die armen Kinder bedauern zu können. Die Kinder fühlen das allzuleicht. Und jedes unbedachte Zusammenleben wird gestört, wenn die Zweifel am Wirken der zweiten Mutter in sie hineingetragen werden.

Ein solch ungesundes Verhältnis zwischen den Kindern und der zweiten Mutter muß durchaus nicht sein. Zuerst sollte der Vater der Kinder sich jede Einmischung und Beeinflussung verbitten, die ein harmonisches Verhältnis schon vor dem Zusammenleben unterbindet. Nur dann hat er seine Kinder lieb. Und die Verwandten und guten Freunde sollten sich wohl überlegen, daß sie den verwaisten Kindern am besten dienen, wenn sie sie nicht bedauern, nicht — bespitzen.

Kann man den Kindern nicht auch sagen: Eure liebe Mutter ist im Himmel. Die zweite Frau des Vaters will euch nun Mutter sein. Seid brav und habt sie lieb, dann hat sie euch lieb, und euer Mütterchen im Himmel hat Freude und segnet euch und die neue Mutter, die nun für euch sorgen will!"

Wir müssen Hochachtung und Bewunderung haben für eine Frau, die schwerste Mutterpflichten am — fremden Kind erfüllt. Man darf wohl annehmen, daß die meisten, die zweite Mutter werden wollen, zuerst den besten Willen und die Liebe zum Kind überhaupt mitbringen. Es ist nicht leicht, „Stiefmutter" zu sein. Manche kam niemals dazu, ihr ganzes Herz zu schenken, andere ernteten nicht den Dank, der ihnen zukam. Alle aber, die sich von vorneherein zwischen sie und die Kinder stellen, Widerstände schaffen, verhindern sich an den Kindern, denen sie gerade in den Entwicklungsjahren unermeßlichen Schaden zufügen.
F. B.

Fragen, die der Tag bringt

Die Modezeichnung — ein Frauenberuf?

Mit der Mode geht es ähnlich wie mit der Küche, beides gilt als Frauensache, und doch waren bis in die Neuzeit ihre Wirtschaftsgebiete Männerlache. Als die Mode noch „Tracht" war, ließen sich die Frauen ihre Gewänder vom Schneider bauen. Erst nach und nach haben sie nicht nur das Handwerkliche, sondern auch ein Randgebiet der großen Kunst, die Modezeichnung, erobert. Die Vergangenheit bietet berühmte Vorbilder. Im 15. Jahrhundert zeichneten Künstler, wie Dürer, Holbein, Wohlgemuth und andere nicht nur schöne Frauen in schönen Kleidern, sondern sie schufen auch schon richtige Figurinen, so z. B. Albrecht Dürer im Auftrag Kaiser Maximilians Entwürfe zu einer Hoftracht. Als um 1640 die Kupfer aufkamen, wurden die Flugblätter und Trachtenbücher die Ahnen unserer Modezeitschriften. Die „Dame und der Monsieur à la mode", wie man sie auf den bildergeschmückten Blättern abbildete, die auf den Messen verkauft wurden, haben sicher eben so viel zur Verallgemeinerung des jeweiligen Zeitgeschmackes beigetragen, wie heute die illustrierten Kaufgelegenheiten. Im 18. Jahrhundert wurde durch den immer schnelleren Wechsel der Tracht die „Mode" geboren. 1786 erschien das erste deutsche Modeblatt in Weimar. Goethes Mutter brachte ihm besonderes Interesse entgegen und ließ es sich von ihrem Sohne schicken. Noch in der Biedermeierzeit war das Erscheinen der neuen Modenummer in Verwandten- oder Freundeskreis, die meist gemeinsam abonnierten, ein Ereignis. Man versammelte sich bei der Rangältesten, der ersten Besteherin in der Reihe, zu einer Kaffeeschlacht, für die man Gebäck und Zucker im „Metitli" mitbrachte, um eifrig die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit der neuen Mode zu besprechen. Der Anfang des 19. Jahrhunderts brachte den Stahlstich. Es waren aber immer nur Einzelfiguren oder höchstens Paare auf den mit viel Liebe und malerischem Reiz ausgestalteten Bildchen, die meist in den kleinen Almanachs verbreitet wurden. Erst mit der Litographie in der Mitte des 19. Jahrhunderts kam die Modegruppe auf, die noch in der Krinolinenzeit, bis 1870, oft ein richtiges kleines Sittengemälde war. Dann tritt das Künstlerische immer mehr zurück, die „Journale" wurden immer schablonenhafter und die Modezeichnungen um die Jahrhundertwende manchesmal zu unfreiwilligen Karikaturen.

Was an Frauenarbeit in all diesen vergangenen Zeiten in den Modeentwürfen steckt, läßt sich bei der Anonymität der meisten Zeichner nicht feststellen. Erst 1903, mit dem Auftauchen des „Jugendstiles und des Reformkleides, tritt die Frau als Modeschöpferin in die Oeffentlichkeit. Die Kunstgewerblerin entwirft und schmückt das Kleid. Es entstehen unter Fraueneinfluß die „Wiener" und die „Deutschen Werkstätten" und ihre vielen Nachahmungen. Nun ist der Weg für die Modezeichnerin offen. Wenn auch eine natürliche Begabung vorhanden sein muß, die nicht angelernt werden kann, so sind doch die Modelernt werden kann. So sind doch die Modelehrerinnen und Kunstgewerbeschulen wertvolle Bildungsmittel. Will die Modezeichnerin den Anschluß an die Zeit nicht verlieren, so muß sie auch das Mode-Lichtbild einbeziehen, das viel treuer die Wirkung des Gewandes zeigt als eine oft sehr flotte Zeichnung. Man wird nur zu leicht verführt, der jeweiligen „Linie" zuliebe die Anatomie etwas umzubiegen. Das geschah nicht nur in der Aera der Wespentaillen und Dragonerschärpen, sondern auch noch in der letzten Kurzrockzeit, in der oft unmöglich lange und dünne Storchenbeine gezeichnet wurden. Außer den Figurinen für Modezeichnungen und Ateliers, Bühne und Film stehen der Zeichnerin, wenn sie Fantasie und Erfindungsgabe besitzt, auch noch Randgebiete offen, wie z. B. Entwürfe zu Stoffmustern und Handarbeiten; sie muß sich denn allerdings mit der Stofftunde und den Handarbeitstechniken vertraut machen. Es sind dies alles echt weibliche Gebiete, auf denen sich schon manche Frau ihr Brot verdient, die aber noch nicht ausgeschöpft und überbesetzt sind.

Das Armbad

Ein einfaches Mittel gegen viele Leiden

Eine sehr leicht anzuwendende Art örtlicher Wasserbehandlung, die bei vielen Krankheiten angezeigt ist, bietet das Armbad, das auch sehr einfach zu bereiten ist, wenig Zeit erfordert und niemals Schaden anrichten kann. Das Armbad besteht darin, daß man die im Ellenbogengelenk rechtwinklig gebogenen Arme übereinander legt und in ein Gefäß mit kaltem Wasser eintaucht. Das Wasser muß mindestens bis zur Mitte des Oberarmes reichen.

Auch wir treiben Wintersport (Photo: Lunders, Deike M.)

Wer regelmäßig Armbäder nimmt, benutzt am besten dazu eine eigene Armbadewanne, die nicht viel kostet. Sonst genügt auch ein großer Kochtopf oder eine Kinderbadewanne.

Sanitätsrat Dr. Schalle gibt für das gewöhnliche kalte Armbad folgende Vorschrift: Die Dauer des Armbades soll nur eine halbe Minute betragen (langsam bis 30 zählen!), dann werden die Arme und der Oberkörper schnell wieder bekleidet und nun im Stehen oder langsamen Gehen ein bis zwei Minuten lang Armschwingungen gemacht. Diese Schwingungen, ähnlich wie der Pendel einer großen Standuhr schwingt, sollen langsam gemacht werden. Besonders schwächliche Personen, die die Schwingungen auch im Sitzen ausführen können, sollen sie ja nicht zu rasch und zu heftig machen. Es tritt hierbei schnell eine Erwärmung der Haut ein, und jeder Erkältung wird vorgebeugt.

Schalle empfiehlt das kalte Armbad besonders bei nervösen oder organischen Herzkrankheiten. Derartige Kranke können täglich vor- und nachmittags ein Armbad nehmen, am erfrischendsten und am wohltuendsten ist es 1 bis 2 Stunden nach dem Mittagessen. Das Armbad beseitigt nach regelmäßiger Anwendung völlig oder mindert wenigstens Stich und Druck in der Herzgegend, Beklemmtheit und Angstgefühle, wie sie bei Herzleiden so häufig auftreten. Die auf Blutumlaufstörungen beruhenden kalten, zu heißen und Schweißhände werden bei regelmäßigem täglichem Gebrauch von Armbädern wieder in einen normalen Zustand übergeführt, und so wird dieses für sich und andere lästige Leiden beseitigt. Bei Ermüdungszuständen, körperlicher Erschöpfung und Aufregungen wirken die Armbäder überraschend beruhigend. Schalle empfiehlt daher ihren Gebrauch vor der Mahlzeit für solche, die von der Berufsarbeit aufgeregt oder erschöpft nach Hause kommen. Die Mahlzeit wird ihnen dann bekömmlicher sein, sie werden körperlich und seelisch sich erfrischt fühlen. Das Armbad äußert nämlich auch eine Fernwirkung im Organismus, es regt über die Nervenbahnen der unwillkürlich arbeitenden Nerven auch die inneren Organe zur Steigerung und Normalisierung ihrer Tätigkeit an, wie jede Wasserbehandlung der äußeren Haut.

Bei dem mit Herzkrämpfen verbundenen schweren Herzleiden, der sog. **Angina pektoris**, soll statt des kalten Armbades ein 40 Grad heißes ein bis zwei Minuten lang genommen werden, das die krampfhaften Zustände meist schnell erleichtert. Das heiße Armbad wirkt auch günstig bei Atemnot, Asthma, wo man es mit heißem Fußbad abwechselnd anwenden soll. Gegen rheumatische oder neuralgische Schmerzen in den Armen leistet das heiße Heublumenbad gute Dienste. Man nimmt es zwei Minuten lang und läßt darauf ein kaltes Armbad von einer halben Minute Dauer folgen. Die Anwendung beider Bäder wird wiederholt. Man darf diese Wechselarmbäder mehrmals am Tage nehmen; sie leisten auch bei Gicht und Bleivergiftung gute Dienste.

Bei den Armbädern ist noch zu beachten, daß man sie nicht in gebückter oder gar in zusammengekauerter Haltung nehmen soll; man nimmt sie entweder im Stehen, wobei der Kopf hochgehalten werden soll, oder im Sitzen, was besonders für die an Schwindel, Blutandrang zum Kopf und an Schwächlichkeit Leidenden nötig ist. Doch sollen auch diese aufrecht und nicht gebückt dabei sitzen.

Die Schönheit der Technik

In dem edlen Maß der technischen Form fühlen wir Kunst

Man kann immer und immer wieder die Beobachtung machen, daß technische Bauten auf den Menschen, der Sinn für die Erscheinungsformen von Welt und Leben hat, nicht nur gewaltig oder imposant oder fesselnd wirken, sondern auch seinem Bedürfnis nach schönen Linien, nach ausdrucksvoller Gestaltung und gefälligen Formen gerecht zu werden vermögen. Auf den ersten Blick mag das verwunderlich erscheinen, kann man sich doch kaum größere Gegensätze denken als das Schaffen und Konstruieren des Ingenieurs und den gottbegnadeten Schöpfungsakt des Künstlers, als ein nüchterne, auf technischen Zweck und Wirtschaftlichkeit abgestellte Sachlichkeit auf der einen, die künstlerische Tat auf der andern Seite.

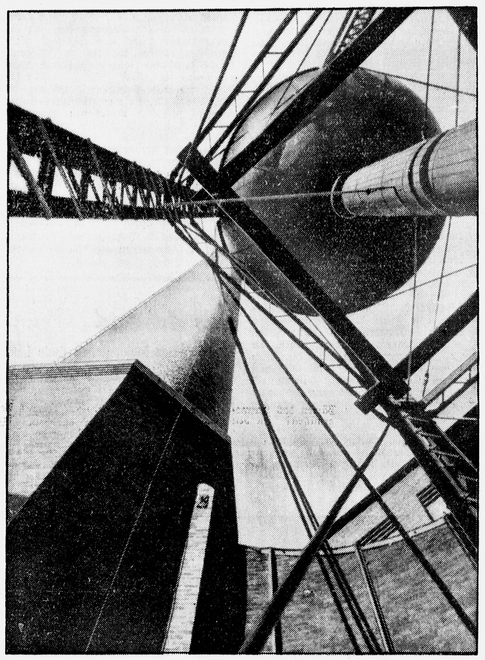
Wenn trotzdem das Technische als das Zweckmäßige in so vielen Fällen zugleich auch schön wirkt, so ist daran sicher zum großen Teil der Umstand schuld, daß zweckmäßige, d. h. richtige Formen gerade wegen ihrer inneren Folgerichtigkeit als wohlgefällig betrachtet werden.

Der Kreis, technisch zweckmäßig als derjenige kleine Umfang einer Figur, der die größte Fläche einschließt, die Kugel als kleinste überhaupt mögliche Begrenzungsfläche eines größten Inhalts — sie wirken zugleich im höchsten Maße gefällig und ansprechend. Und auch das Quadrat, durch seine stets gleiche Kantenlänge besonders zweckmäßig, wirkt ästhetisch wesentlich besser als das Rechteck oder das Trapez.

In diesem letzten Beisp.el erscheint aber zugleich ein weiterer, höchst wichtiger Gesichtspunkt für die Betrachtung der Zusammenhänge: die Wiederkehr eines stets gleichen Grundteiles. Und gerade daran ist die Technik ja überaus reich. Man braucht nur an das Zahnrad zu denken, das gerade zu symbolisch für technisches Schaffen und Werken geworden ist. Mit seiner mathemat.sch genauen Wiederkehr der über den ganzen Radumfang gleichmäßig verteilten Zähne wirkt es zugleich schön, gefällig, fesselnd. Man mag es von der Seite betrachten oder auch von vorn, wo sich die Zähne nach rückwärts hintereinander staffeln: stets macht die Aufeinanderfolge des gleichen technischen Elementes einen gefälligen Eindruck.

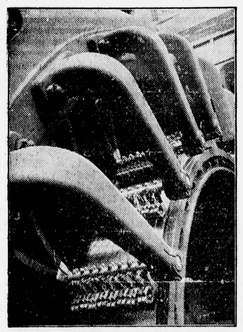
Und ebenso ist es bei der Kette, jenem aus lauter gleichen Bestandteilen aufgebauten technischen Gerät, das sich in Form von Gold und Silber und Perlen und Gesteln als Schmuckstück um Abertausende schönrer Frauennacken und -arme legt. Und man kann beliebig h.neingreifen in das weite Reich der Technik, und wird stets die gleiche Erfahrung machen: überall, wo die Technik genötigt ist, ihre Gesamtwirkungen aus unzähligen kleinen Einzelwirkungen zusammenzubauen, überall wo einzelne technische Aufbauelemente in stets gleicher Form und Art sich häufen, entstehen ästhetisch feststnde Wer. Ein Viadukt, der sich mit stets gleichen Bogenöffnungen über eine Schlucht streckt, eine Brücke, deren Träger zu einem stets gleichförmigen Fachwerksgerippe aufgelöst sind, eine Talsperrmauer mit ihren in regelmäßigen Abständen aufeinanderfolgenden Versteifungsrippen und ihren perlenartig aneinandergereihten Ueberlauföffnungen, ein Gruppenwähler für die Selbstanschlußtelefonie mit seinen gleichförmigen Schalt- und Wählerelementen, die wirbelnden Spulen einer modernen Spinnerei, die aneinandergereihten Teller eines elektrischen Porzellan-Isolators für Hochspannungen — sie alle wirken durch die Häufung des „technischen Ornaments" schön und gefällig.

So ist es — zweifelsohne nicht allein, aber doch in hohem Maße — die Summierung kleiner Wirkungen, die der Technik Schönheit verleiht; denn sie zwingt den Ingenieur zur Häufung, zur Aneinanderreihung gleichart.ger Baubestandteile, etwa zur Auflösung des Schleistringes eines Generators in einzelne Lamellen, zur Anordnung mehrerer Bürstengruppen, zur Halterung und Lagerung dieser Gruppen über den ganzen Umfang verteilt, durch gleichartige und gleichförmige Bestandteile. Und jene Häufung bringt das technische Ornament zur Wirkung. Mag es nun das Rohr sein, das den Kesseln eines modernen Kesselhauses den Brennstoff von oben her zuführt und sich für jeden Kessel in gleicher Art und Form gegen die Decke emporreckt, mag es der kreisrunde Behälter eines Petroleumlagerfeldes sein, der sich in immer gleicher Art wiederholt, oder mögen die runden glatten Gaswaschtürme einer Kokerei gen Himmel streben — immer ist es die gleichförmige Vielfältigkeit der technischen Werke, die unser Wohlgefallen erregt.



Schönheit der Giganten

Auch diese Steilwände und Eisenstreben reißen den Blick empor, wie eines mächtigen Doms ragende Säulen, empor zum Himmel, zu dem auch sie streben . . . (Scherl Bilderdienst, M.)



Ander Quelle der Krait

Wie ein klassisches Ornament mutet die wuchtend rhythmische Anordnung der Bürsten am Generator an (Werkphoto)

„Die eisernen Engel"

Geburt, Geschichte und Macht der Maschinen

Ein Werk von Walther Kiaulehn

Von Justus von Liebig sagt man, er habe einmal den vielen Stümpern und Dilettanten der 19. Jahrhunderts verärgert zugerufen: „Ein Experiment, dem nicht eine philosophische Idee vorangeht, verhält sich zur wahren Forschung wie das Rasseln einer Kinderklapper zur Musik." Die Wahrheit dieses Wortes sucht W. Kiaulehn in seinem Buch „Die eisernen Engel", mit welchem er die Maschinen und ihr Wirken auf die menschliche Gesellschaft schildert, sozusagen zu ergründen. Das zwingt ihn schon zu einer notwendigen Scheidung, zwischen Genies der Technik nämlich, wie er sie nennt, und Genies der Basta.kunst, zwischen tatgründenden Ingenieuren im wahren Sinn des Wortes, die aus der Gesamtschau des Allgemein-Menschlichen, aus dem Drang ihrer Zeit und ihrer Seele heraus zur Erfindung kommen und den ungleich kleineren, für deren Erfinden der Bedarf die allseinge Voraussetzung war. So sehen wir als markante Vertreter der ersten drei gewaltige Gestalten aus ihrem Schicksal wachsen und zum wirtschafts- und weltumstürzenden Erfindergenie werden: den Magdeburger Otto von Guericke, den in Marburg und Kassel erfolgreich arbeitenden Franzosen Papin und den Engländer James Watt. Da aller drei Erfindderarbeiten aufeinander aufbauen und man von den Guerickeschen Versuchen, ein Vacuum zu schaffen, über den berühmten Kochtopf Papins zu James Watts hierauf fußender Dampfmaschine eine gemeinsame, fortschreitende Linie findet, so war es dem Verfasser möglich, anhand dieses wohl markantesten Schulbeispiels Einbrucksvolles und Wesentliches über die Geburt und die erste Geschichte des eigentlichen Maschinenzeitalters zu sagen.

Einem Experiment soll eine philosophische Idee vorangehen, hatte Liebig gesagt. Das gibt Kiaulehn Veranlassung, darüber hinaus auch diese Großen aus dem Reich des Geistes sich formen zu lassen, aus dem Reich der Welt, die sie umgab er weist nach, wie sie „in majorem Dei gloriam" ihre Kraft dort anspeisten, wo nach dem Ergebnis ihres Wahrheitssuchens noch Ungeklärtes, scheinbar Sinnloses, war. So wurden sie zu Gottsuchern, die immer wieder die Frage nach dem großen Ziel und Sinnes des Seins aufwarfen und der Lösung glaubten mit ihrer Entdeckung näher gekommen zu sein.

War die Zeit um Otto von Guericke, vor allem aber auch die seine Zeitgenossen wiederum vollkommen beherrschende Renaissance in etwa kennt, der wird verstehen, daß die damals alle Gemüter beherrschende Frage, ob es einen luftleeren Raum im All gebe und ob Gott in diesem Vacuum „bestehen" könne, hier eine große Rolle spielen muß, ebenso das hiermit zusammenhängende Problem, ob das ersttotetisch-scholastische Weltbild, welches während des gesamten dritten lichen Mittelalters dominierte, man in sich zusammenfallen müsse. Der Gelehrte der Renaissance forderte Freiheit für das Denken, weil er behauptete, daß Gott sich auch hier offenbare und nicht nur im Glauben allein. Heute treffen die Voraussetzungen, unter welchen der Verfasser diese Zusamm-nhänge in ihrer Wirkung auf das christliche Glaubensgut beleuchtet, nicht in allem mehr zu, und es wäre ja auch müßig, die Lehren, welche W. Kiaulehn in allerdings aufs erste bestechender großzügiger Gedankenführung hieraus inbezug auf eine gewisse Ueberwindung der chr.stlichen Grundanschauung durch das Genie der Technik zu folgern versucht, heute noch zu erörtern. Als großartige zusammenfassende Bedeutung des Problems „Maschine" jedenfalls verdient das trotz aller Schwierigkeiten der Probleme leicht verständl.ch und im Rückblick das Wesentlichste stets treffischer erfassende Buch hervorgehoben zu werden. Es ist eine Apologie der Maschine, deren ungeheure Segnungen beispielhaft belegt werden und von der gesagt wird, daß ja nicht sie als das Ergebnis der Intellekton schlecht sein könne, sondern nur der Mensch im Mißverstehen ihrer Eigenart und Natur oder im Ueberfressen gottgewollter Grenzen aus seinem Verhältnis zu ihr eine falsche, schädliche Anwendung gezogen habe. Der Verfasser schaut in der Tat, wie er bei jeder ernsthaften Betrachtung dieser Fragen wünscht, auf die „geistige Wirklichkeit" des noch immer geheimnumgebenen Problems. Und er selbst tut dieses nicht aus der Perspektive des Ingenieurs selbst, sondern sein Sichtstandpunkt ist der des Zeitungsmannes, der die Dinge „unbefangen" betrachten darf und der von dieser Warte her wirklich erfolgreich die Probleme in ihrer Gesamtschau und ihren inneren Zusammenhängen aufwerfen und das Ziel erreichen konnte, was er sich stellte: Totes wieder lebendig zu machen. e

Fortschritt? Ja. Aber erst dann, wenn die Menschheit auch zugleich lernt, von diesem Fortschritt und den Mitteln des Fortschritts in rechtem Geiste Gebrauch zu machen. Der Weg dahin ist nicht weit, aber er muß erst gegangen werden. Er verlangt den ganzen aufrechten Menschen, der ehrlich sich um den Fortschritt des Menschlichen durch das Vorwärtsschreiten der Technik mühl. Und es ist zu hoffen, daß die Menschheit diesen Weg findet, auf den sie immer wieder gewiesen worden ist, durch das Wort ihrer edelsten Geister und durch die Not, durch die sie gehen mußte, weil sie eben immer wieder einen andern Weg gesucht hat.

Was ist der rechte Fortschritt?

Die Menschheit ist stolz auf ihre technischen, wirtschaftlichen, kulturellen Fortschritte, und sie hat allen Anlaß, es zu sein. Oder sogen wir besser, sie hätte allen Anlaß, wenn sie von diesen Fortschritten immer den Gebrauch machte, der im Grunde zu machen wäre.

Der Mensch hat sich den Luftraum unterjocht und baut schnelle Flugzeuge, die den schnellsten Vogel an Schnelligkeit weit übertreffen. Er vermag Bauwerke aufzurichten, die für die Ewigkeit gegründet scheinen. Er hat Mittel in der Hand, um Berge abzutragen, Flüssen andern Lauf aufzuzwingen, er weiß mit den Stoffen, die ihm die Natur zur Verfügung stellt, umzugehen, daß sie sich in seiner Hand verändern, wie er es braucht und wünscht. Er kann stolz sein auf all das, was er im Laufe einer verhältnismäßig kurzen Zeit seines geschichtlichen Daseins geschaffen und errungen hat.

Eben diese Gedanken zwingen aber auch die Frage auf: Macht der Mensch wirklich von diesen Errungenschaften immer den richtigen Gebrauch? Nützen ihm diese Errungenschaften so viel, wenn er sie zugleich in den Dienst der Zerstörung stellt? Ist wirklich das gewonnen, was zu gewinnen wäre?

Menschen des Geistes haben sich bemüht, der Menschheit ein höheres, schöneres Ziel, eine Daseinsform zu zeigen, in der sich verwirklichte, was ja in guter Stunde von der Menschheit geträumt worden ist. Aber hat man sich darum viel geändert, viel zum Bessern gewandt? Die Schatten greifen fast genau noch so nach dem Menschen wie von Jahrtausenden. Es tobt der Krieg, es herrscht der harte Kampf, nicht um die Existenz, sondern um die Macht. Und die Mittel, die sich der Mensch geschaffen hat, um seinem Dasein angenehmere Formen zu geben, setzt er zugleich auch ein für die Vernichtung. Und da sowohl die Wirkungen des Guten um ein Unabsehbares vermehrt worden sind, so sind auch die Wirkungen der Vernichtung gesteigen. Wie in anderm auch halten sich die Dinge die Wage, und der Gewinn wird zwar nicht hinfällig, aber doch wesentlich gemindert.

Heim und Hof

Eiskeller in der Landwirtschaft

Für den Bauer spielt die Frage der Eisaufbewahrung und Eislagerung eine wichtige Rolle, denn schließlich war alle winterliche Eisarbeit vergeblich, wenn eine schlechte Lagerung das Eis vorzeitig in ein Nichts auflöst. Ob man für die Eislagerung ein Eishaus, einen Eiskeller, eine Eishütte oder Eismiete wählt, ist nicht so entscheidend; die Hauptsache ist, daß die Form der Lagerung wirklich sachgemäß gewählt ist. Erste Bedingung ist, daß die Eislagerräume stets an einer Stelle angelegt werden, wo sie im Sommer vor unmittelbarer Sonnenbestrahlung geschützt sind. Also möglichst in der Nähe eines großen stark belaubten. Schatten spendenden Baumes. Wo ein solcher fehlt, versuche man durch Anpflanzung schnellwüchsiger blattreicher Kräuter oder Sträucher die Besonnung zu mildern, soweit es sich um Eiskeller oder Eisgruben handelt. Eine Hauptbedingung für die lange Haltbarkeit des Eises

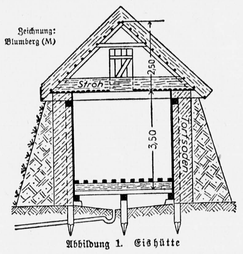


Abbildung 1. Eishütte

ist eine erstklassige Isolierung der Eislagerräume.

Als Isoliermaterial kommen alle schlechten Wärmeleiter in Betracht, wie Torfmull, Stroh, Kaff, Kiefern- und Tannennadeln, Sägemehl usw. Gleichviel ob es sich um die Anlage einer Eishütte (Abb. 1) oder Eismiete (Abb. 2) handelt, stets muß man für eine gute Fundamentisolierung sorgen. Gerade die Erdwärme ist ein schlimmer Feind des Eises, das hierdurch leicht zum Schmelzen kommt. Zur Isolierung des Fundaments benutzt man eine Schicht von rohpechsteinkohle in einer Schichtstärke von einem halben bis dreiviertel Meter. Um den Abfluß des Eiswassers sicherzustellen, wird der Boden mit einer Betonschicht belegt. Der Fußboden muß stets ein hinreichendes Gefälle besitzen, damit das Eiswasser von selbst abläuft. Durch eine kleine Rinne im Fußboden leitet man das Schmelzwasser nach einer bestimmten Stelle, wo es durch ein Abflußrohr aufgenommen wird. Das Rohr muß natürlich einen, möglichst zwei Wasserverschlüsse haben, wie sie bei der Entwässerung üblich sind, um das Eintreten von warmer Luft in den Eisraum zu verhüten. Da die Isolierstoffe leicht zur Bildung von Pilzen neigen, die nicht nur schlechte Luft, sondern auch Wärme erzeugen, so muß für eine gewisse Lüftung des Eisraumes gesorgt werden. Die Lüftungsvorrichtung darf die Luft nicht unmittelbar in den Luftraum leiten, vielmehr muß eine Vorkühlung der Luft erfolgen.

Man pflegt die Eisküte (Abb. 1) heute so zu bauen, daß sie nicht nur als Lagerraum für die Eisvorräte dienen, sondern zugleich auch als Kühlraum für Fleisch, Butter, Getränke usw. im Sommer nutzbar gemacht werden kann. In diesem Fall sieht man einen kleinen Vorraum vor, wo sich die kalte Luft vom Lagereis sammeln kann. Wo der Wirtschaftsbetrieb eine tägliche Eisnahme erfordert, muß

Abbildung 2. Eismiete

a Aschenschicht, b Eis, c Stroh, d Torf, e Erdschicht

der Zugang zum Eisraum bequem und leicht gestaltet sein. Es gilt dies auch für die Molkerei-Eiskeller. Als Bauart für Eishütten wird vielfach die kreisrunde Form bevorzugt, denn diese leistet dem Erddruck am besten Widerstand. Man kann als Baustoff nur Holz verwenden, was wenig dauerhaft ist und meist nur wenige Jahre hält, richtiger ist die Verstellung eines Mauerwerks, wobei man zwei Backsteinmauern mit einem Zwischenraum erbaut, der mit einem Isolierstoff, etwa Torf, ausgefüllt wird. Den Boden richtet man als einen hölzernen Rost her, damit das Eiswasser ablaufen kann. Gegebenenfalls ist der Wasserabfluß durch eine Rohrleitung sicherzustellen. Das Dach stellt man zweckmäßig als Rohrdach her. Der Zugang erfolgt durch eine kleine Vorhalle mit zwei Türen. Die innere Tür wird nach jedesmaliger Benutzung mit Hilfe einiger Bund Stroh sicher verpackt. Ein wirksames Dach erhält man durch ein doppeltes, mit Torferde überschüttetes Gewölbe. Man kann die Vorhalle auch zwischen massive Flügelmauern legen, was stets an der Nordseite geschehen soll. Als Boden benutzt man eine waldurchschnittene Steinpackung, auf der man eine Strohschicht lagert, um erst hierauf das Eis aufzuspeichern. Praktisch ist es auch, bei der Eishütte in der Decke oben ein größeres Loch anzubringen, von dem aus man sie bequem mit Eis beschicken kann. Dieses Kellerloch muß natürlich gegen die Innen- wie Außenluft gut abgedichtet werden. Sägemehl liefert in starker Schicht zwar eine gute Isolierung, doch hat es den Nachteil, daß Eis leicht zu verschmutzen. Die für Eishütten üblichen Abmessungen sind 6 Meter lang, 2 Meter breit mit annähernd gleicher Tiefe.

Am billigsten und auch am einfachsten, jedoch am wenigsten sicher in der Wirkung ist die Eismiete (Abb. 2), die in ihrer technischen Anlage mit der Kartoffelmiete eine gewisse Aehnlichkeit hat. Bei der Anlage einer Eismiete kann man gelegentlich den Fehler beobachten, daß sie etwas tiefer in die Erde versenkt wird. Diese Tiefsenkung in die Erde hat den Nachteil, daß sich die Erdwärme unnötig bemerkbar macht und das Eis vorzeitig zum Schmelzen bringt. Ebenso erschwert die Tiefsenkung den Abfluß des Regenwassers und Eiswassers. Für die Anlage einer Eismiete muß stets ein schattiger Platz auf einem trockenen, möglichst gut durchlässigen Boden gewählt werden. Am günstigsten ist leichter Sandboden, weniger geeignet fetter Lehmboden. Zum Schutz gegen die aufsteigende Bodenwärme erhält die Eismiete eine starke Stroh-, Reisig- oder Aschenunterlage. Man kann auch eine Bretterunterlage nehmen. Das Eis wird nun pyramidenförmig aufgebaut, zum Schluß mit kaltem Wasser übergossen, damit die Lufträume möglichst ausgefüllt werden und so ein fester riesiger Eisblock entsteht. Der Eisblock wird dann mit einer 0,70 bis 1 Meter starken Stroh- und Torferdeschicht abgedeckt. Darüber erfolgt als letzter Abschluß Erde und eine Rasenschicht. Sollte der Eiskern schwinden, so daß die Schutzschicht nachsinkt, so muß man, wenn etwa Risse oder Luftströmungen entstanden sind, natürlich sofort wieder alles dicht machen. Im allgemeinen bewähren sich die Eismieten ganz gut, wenn auch ihre Oeffnung in der heißen Sommerszeit etwas schwierig ist, was noch mehr von der täglichen Schließung der Eismieten gilt. Das Eis wird hierbei leicht durch Sand usw. verschmutzt, auch verursacht der Zutritt der warmen Sommerluft allgemein einen schnellen Eisschwund. Auch die Eismiete leistet im Sommer im Kampf gegen die verderbliche Hitze zur Frischhaltung von Fleisch, Milch, Butter und Getränke recht gute Dienste.

Winterliche Gartenbetrachtungen

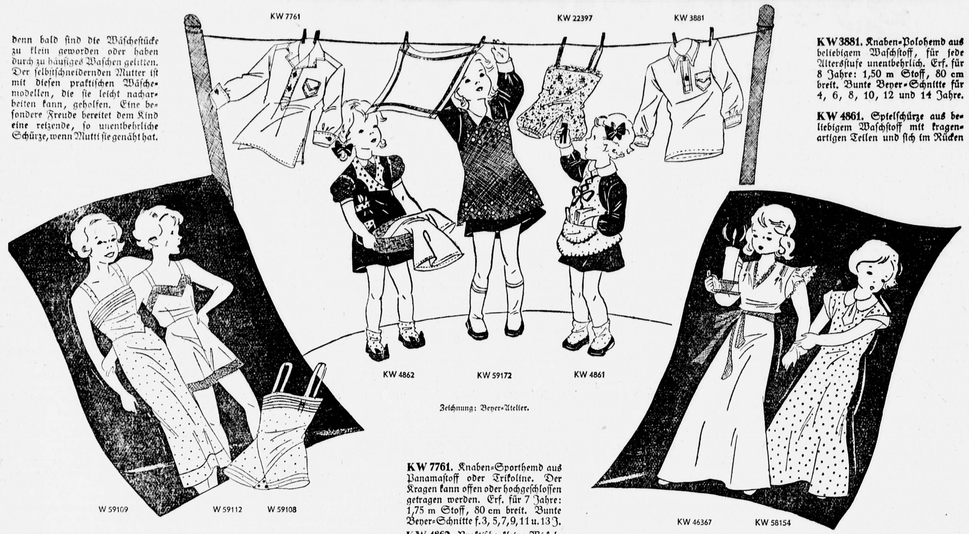
Der lange Winterabend bringt Mußestunden. Und es ist auch gut so; gilt es doch Kräfte aufzuspeichern für die helle Jahreszeit, in der wieder fröhlich gearbeitet werden soll, solange es Tag ist. Wir denken gern zurück an die schönen Tage, die wir im Garten verlebten. Die Arbeit brachte Erfahrung, und es gilt, die Erfahrung zu verwerten.

Wohl jeder Mensch hat sich daran gewöhnt, unter dem Druck der Zeit einen Haushaltsplan aufzustellen. Wir verfügen über so geringe Mittel, daß es gar zu leicht ein böses Defizit gibt, wenn wir nicht einteilen können. Dieses Wissen auf den Garten zu übertragen, leuchtet noch wenigen Menschen ein; man handelt meistens nach dem Gefühl. Und doch ist es auch hier gut, nicht nur bei der Neuanlage, sondern bei jedem Garten nach einem Plan vorzugehen.

Warum lassen so viele Gärten das Harmonische und Anheimelnde vermissen? In den meisten Fällen ist man zu unüberlegt an die Arbeit gegangen. Die aus Effekthischen entstehenden Fehler sind nicht selten. Wo der Garten in Wohngarten mit Rasen, Blumenbeeten, in Blumen- und Nutzgarten aufgeteilt ist

Kinderwäsche muß oft erneuert werden,

denn bald sind die Wäschestücke zu klein geworden oder haben durch zu häufiges Waschen gelitten. Der selbstschneidernden Mutter ist mit diesen praktischen Wäschemodellen, die sie leicht nacharbeiten kann, geholfen. Eine besondere Freude bereitet dem Kind eine reizende, so unentbehrliche Schürze, wenn Mutti sie genäht hat.



Zeichnung: Beyer-Atelier.

KW 3881. Knaben-Polohemd aus beliebigem Waschstoff, für jede Altersstufe unentbehrlich. Erf. für 8 Jahre: 1,50 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 4, 6, 8, 10, 12 und 14 Jahre.

KW 4861. Spielschürze aus beliebigem Waschstoff mit kragenartigen Teilen und sich im Rücken kreuzenden Trägern, Schnurverzierung und langettierten Rändern. Erforderlich: 65 cm Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 2 und 4 Jahre erhältlich.

W 59109. Unterkleid für junge Mädchen. Am oberen Rand sind Biesen abzusteppen oder Hohlnähte anzubringen. Erforderlich: 2,30 m Stoff von 80 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte sind für 88 und 96 cm Oberweite erhältlich.

W 59112. Hemdbeinkleid mit Klappenschluß. Das Beinkleid ist dem Leibchen vorn angesetzt. Spitze oder farbige Blenden als Garnitur. Erforderlich: 1,40 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 84 und 92 cm Oberweite erhältlich.

W 59108. Mit Schrittschluß und glockigen Seitenteilen ist das Hemdbeinkleid gearbeitet und mit Randbiesen verziert. Erforderlich: 1,60 m Stoff von 80 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte sind für 88 und 96 cm Oberweite erhältlich.

KW 7761. Knaben-Sporthemd aus Panamastoff oder Trikotine. Der Kragen kann offen oder hochgeschlossen getragen werden. Erf. für 7 Jahre: 1,75 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte f. 3, 5, 7, 9, 11 u. 13 J.

KW 4862. Praktische kleine Wickelschürze aus zweierlei buntem Waschstoff. Erf. für 5 Jahre: 1,45 m Stoff, 40 cm Garniturstoff, je 80 cm br. Bunte Beyer-Schnitte f. 3, 5, 7, 9, 11 u. 13 J.

KW 59172. Die Schürze aus naturfarbenem Nessel ist mit bunter Handstickerei verziert. Erf.: 90 cm Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte f. 6 J. Beyer-Abplättm. Nr. 11491/III.

KW 22397. Hemdhöschen aus geblümtem Batist mit Klappenschluß und Gummizug an den Beinlingsrändern. Erf.: 1,40 m Stoff, 80 cm br. Bunte Beyer-Schn. f. 9, 11 u. 13 J.

KW 46367. Kleidsames Nachthemd aus Batist mit Flügelärmeln u. Säumchenschmuck an den Achseln. Erf.: 2,10 m Stoff, 80 cm br. Bunte Beyer-Schn. f. 6, 8 u. 10 Jahre.

KW 58154. Nachthemd aus gemusterter Waschseide mit einfarbiger Garnitur. Erforderlich: etwa 2 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 7 Jahre.

Der praktische Haushalt

Das Samtkleid in der Waschküche! Sie brauchen keinen Schreck zu bekommen, liebe Hausfrau, daß Sie etwa Ihr Samtkleid waschen sollen. Das wird garnicht nötig sein, denn mit einem Kleidungsstück aus so empfindlichem Stoff geht man denn doch einigermaßen vorsichtig um. Was sich jedoch nicht vermeiden läßt, daß sind Druckstellen und Knittern. Sie entstehen beim Sitzen sie können aber bei besonders empfindlichen Samtarten auch schon durch einen etwas eng getragenen Mantel hervorgerufen werden. Andere Stoffe können gebügelt werden: Samt verträgt erfahrungsgemäß kein heißes Eisen. Da wird nun stets geraten, Samt zu „dämpfen". Das ist durchaus richtig, doch ist der Erfolg in Frage gestellt, wenn man die Prozedur nur über einem Kochtopf vornehmen will. Fast immer befreit man Kleider und Anzüge aus Samt tief von Falten, Knitffen und häßlichen Druckstellen, indem man recht heißes Wasser in die Badewanne laufen läßt, so daß sich der ganze Raum mit Wasserdampf füllt. Dann hängt man das Bekleidungsstück direkt in den dicksten Dampf hinein und läßt es möglichst lange unter dessen Einfluß. Oder man nimmt das Stück am Waschtage mit in die Waschküche, in der es ja nie an Wasserdampf mangelt, Abends sind dann Mantel, Kostüm oder Anzüge wieder wie neu.

Für das Wäschetrocknen an Frosttagen empfiehlt es sich, dem letzten Spülwasser etwas gewöhnliches Salz hinzuzufügen. Die aufgehängene Wäsche gefriert dann nicht, und sie trocknet auch schneller.

Einen wirklich guten Erfolg für das Plätten der Wäsche bietet das „Heißmangeln". Es besteht darin, daß die Wäsche in noch etwas feuchtem Zustande (oder gehörig eingesprengt) über eine erhitzte sich drehende Walze geführt wird. Der Vorteil besteht darin, daß zunächst das Rollen der Wäsche gespart wird, wodurch sonst viel Zeit und viele — Knöpfe verloren gehen. Selbstverständlich wird auch das Plätten überflüssig, eine Arbeit, die, wie jede Frau immer wieder aus eigener Erfahrung weiß, außerordentlich schwer ist. Heißgemangelte Wäsche ist vollkommen schrankfertig; sie macht der Hausfrau keine Arbeit mehr, kurz gesagt, vom Wäscheboden kann sie in den Schrank wandern!

Wer seine Tierliebe bekunden will, der sorge jetzt im Winter dafür, daß der Wachhund eine warme Hütte hat. Sie muß vor Zugluft geschützt sein, darf keine Ritzen aufweisen, muß ein wasserfestes Dach haben und ordentlich mit Stroh und alten Decken ausgelegt sein, damit der Beschützer des Hauses nicht zu frieren braucht. Daß er am Tage einige Bewegung braucht, um seine Glieder zu recken und sich warm zu laufen, ist selbstverständlich. Warmes, regelmäßig gegebenes Futter ist so wichtig, wie angewärmtes Wasser, das nicht so leicht friert. Z. T.

Vorrätig in allen Apotheken!
Verlangen Sie die kostenl. Broschüre: „Der Krankenfreund" (Ratgeber für Kranke u. Gesunde)

Jetzt am billigsten das gute Edelwild-Rad Katalog gratis
Edelw.-Fahrrad-Decker, Deutsch-Wartenberg 1

Hafreiter's giftfreies unschädliches Kräuter-Kuren gegen Krapf Bausdorf Bei Nichterfolg Geld zurück
Rezept gegen Ein reiben 30 mildestens, Broschüre Nr. 2
Friedr. Hafreiter Germering bei München

Polstermöbel Zahlungserleichterung Tapezier. Frick, Essen 38

Augenstare Entzündungen
Wie man diese ohne Operation, ohne Angenanführen beseitigen kann, zeigt Aufklärungsschrift 4 von A. Boros, Berlin W 15, Uhlandstr. 149 gegg. 20 Pf. Rückporto

Drahtgeflechte 50 Mtr. 19 Meter hoch Kaninchen- und Geflügelgitter Drahtstärke 4 mm Maschenweite 5 cm Verlangen Sie kostenlos Preisliste, die Sie über Qualität, Unterschiede usw. Bescheid gibt HERMANN RUHL (Inhaber Hermann Ruhl jun.) BIELEFELD 52

In Rheinwein 10 Ltr. 13 RM Nchn. Hch. Huth, Gau Weinheim/Rheinh.

Alle Materialien, Holz u. Vorlag. zur Laubsägerei Liste gratis d Hofmann & Schmitt Limburgerhof 18 (Pfalz)

Anzeigen im 7. Tag haben immer Erfolg!

Schwerhörig? Jetzt nicht mehr! Eine neue Erfindung ermöglicht Hören durch die Knochen Verlangen Sie kostenlos Prospekt Nr. 7 Deutsche Akustik-Gesellschaft Berlin-Reinickendorf-O

Kieler Edle Matrosen-Kinderanzüge Kleider und Mäntel. 3—4 montl. Ratenzahlg. ohne Anzahlg. Schreiben Sie sofort u. verlang. gratis bemat. Angebot u. Preisliste bei Angabe v. Alter, Körperge. Scheitel bis Fußsohle, Knabe oder Mädchen u. Beruf. Marine-Offizierstuche u. Yachtclubserg., lichte, luft-, seeecht, farb. Kammgarnstoffe, Trikot, Cord, auch Reste! Anzüge, Knabenmäntel, Mäntel, Kleid „Rücke, los. Marine-Versandhaus Bernhard Preller, Kiel 84

Ihr + Bruch wird nicht zurückgenalten. Ihr Bruchband ist Ihnen eine unerträgliche Qual, I. Schaffen Sie Ihrer Gesundheit zuliebe sofortige Abhilfe: Verlangen Sie heute noch mit Postkarte einen Maßschein. Einige Tage später haben Sie — ohne Nachnahme — eine Auswahlsendung verschiedener Spezialbandagen D. R. G. M. in Hause, in aller Ruhe, bevor Sie etwas zu zahlen brauchen, suchen Sie sich selbst das Passende aus. C. A. Steinberg Spezial-Bandagist Freiburg 23 (Breisgau)

die neue linie das Monatsblatt für Menschen von Geschmack. Literatur, Reise, Kunst, Sport, Mode, Architektur. Jedes Heft mit prächtigen Bildern, Beiträgen erster Autoren. Überall für 1 Mark erhältlich Verlag Otto Beyer, Leipzig C 1

Raucher Inserieren bringt Gewinn

Heiraten
Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen

Strebs. Handwerker (Schmied und Schlosser), 27 J., stattl. Erscheinung, sehr solide, sucht Dauerheirat, am liebsten Einheirat
Geschäft angen. Etwas Vermögen vorh. Strengste Verschwiegenheit zugesichert. Angeb. unt. 7/117 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Erbhofbauerstochter, 35 J., 200 Morgen, m. u. Gebäuden, geordnetes Wohnhaus, sucht mit geb., berufstät., vermög. Dame in Verkehr zu treten zwecks Heirat
Vermittl. v. Verwandte. Diskretion Ehrensache. Off. mit Bild und w. Ang. u. Nr. 7/116 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kaufmänn. Angestellter, in leitender Stellung, 28 Jhr., katholisch, sucht die Bekanntsch. eines häusl. erzogenen kath. Mädels im Alter von 20 bis 25 Jahren zwecks Heirat
Nurernstgem „aus-führl Angebote, möglichst mit Bild, u. Nr. 7118 „Der 7. Tag", Paderborn

Heiratsanzeigen haben im „7. Tag" großen Erfolg

Fahrräder mit Freilauf 31 Mk. Ballonräder 35 Mk. feine Chrom-u.starke Gebrauchsräd. billig Fahrradversand H. Dürr, Rastatt Preisliste gratis

Gritzbalsal Stärkungen, Tabletten u. Pulver gegen Arterienverkalkung haben Blutdruck, Herzbeschwerden, Verlang. Sie foltenfrei Ins Prosp. vom alleinigen Hersteller: Kräuterpfarrer Joh. Künzle Freiburg/Brsg.

Eine Minute nach dem Verreiben Herdfeger einwirken auf die Herdplatte (allein arbeiten) lassen - macht das Herdputzen leichter. Herdfeger

Deutsche Marken-Nähmaschinen ab RM 124.—, Zick-Zack ab RM 198.— Ritter, Paderborn, Markt 8 Besichtigung erbeten

Wer will im Frühjahr ein Fahrrad kaufen ?? Heute schreiben! Wir machen Ihnen einen Vorschlag, der Ihnen sofort gefallen wird! E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Junghennen von besten Legerassen
Weiße amerik. Leghorn . . 5.00 RM
Schwarze Rheinländer . . 5.00 RM
Rebh. Italiener . . . . 5.50 RM
Schwarze Italiener . . . . 5.50 RM
Rote Rhodeländer . . . . 6.00 RM
Doppelgel. Barnevelder . . 6.00 RM
Chodi Cambell braun u. weiß 5.00 RM
Altestreinde Zuchthähne und Erpel zu gleichen Preisen. Zuchthennen 3 Jahre Brut 4.5 RM, blutsf. Zuchthähne 9 RM. Vorbestellung auf Eintagsküken schon jetzt erwünscht. Jahr Dankschreiben, Preisliste u. nähere Beschreibung foltenlos. Garantie für lebende Ankunft, 3 Tage zur Ansicht per Nachnahme. Bei Nichtgefallen Rücknahme Geflügelhof Wilh. Riesbröker, Wiedenbrück i. W. 47, Fernruf 437.

Arterienverkalkte Seit Jahren gibt es ein Mittel — Aortiren-Tabletten — auf naturgemäßer Grundlage (Kräuter und biochemische Salze) zusammengesetzt, das bei vielerlei Beschwerden des Alters (Schlaganfall, Kopfdruck, Schwindelanfälle, hoher Blutdruck, Herz- und Atmungsbeschwerden) vorbeugt und lindert. Lesen Sie die aufklärende Schrift: „Die Adernverkalkung mit ihren Begleiterscheinungen" mit Dankschreiben Genesserter und Geheilter und ärztlichen Gutachten, die Ihnen kostenlos und unverbindlich durch die Firma Robert Kühn, Berlin-Kauisdorf 447 zugesandt wird.

Anzeigen-Preise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit. 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß Dienstag vor Erscheinen. Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 1534.

Verantw. i. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, AG., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 35: 40 424. Zur Zeit ist Preisliste 6 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften, klösterlichen Instituten und Erziehungsanstalten, sowie Anzeigen privaten Charakters aus Süd- und Ostwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", Akt.-Ges., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.